



**101**  
und eine  
Geschichte,  
die das  
Leben  
schrieb.

Die ultimative  
Ferienlektüre 2001

# Liebe Leserin, Lieber Leser

Das hier ist die zehnte Ferienlektüre, die Ihnen die Migros Aare schenkt, eine Art Jubiläumsausgabe sozusagen. Aus diesem Anlass fällt sie ein bisschen umfangreicher aus, als Sie sich das gewohnt sind.

Viele der 102 hier publizierten Geschichten wurden im Laufe der letzten neun Jahre bereits einmal in einer der jährlich erscheinenden Gratis-Ferienlektüren veröffentlicht, zwölf mit Sicherheit aber noch nicht: Zum Beispiel die allererste Kurzgeschichte, die ich überhaupt zu Papier gebracht habe («Von wegen nur Hausfrau und Mutter...», auf den Seiten 2-4) und jene brandneuen Stories ab Seite 186. Übrigens: Alle Geschichten sind in der chronologischen Reihenfolge ihres Erscheinungsdatums geordnet.

Mit «10» darf ich Ihnen etwas verraten. Ich habe lange gebraucht, bis ich überhaupt zum Schreiben dieser Kurzgeschichten gefunden habe. Denn jahrelang stand mir ein gewisser Ephraim Kishon im Weg, seinerseits natürlich völlig unbewusst ... Vor einem hatte ich nämlich Schiss: Vor der Feststellung und dem Vorwurf, ich würde mit meinem Stil bloss versuchen, den begnadeten israelischen Satiriker zu kopieren. Und mehr als ein lausiges Double konnte ich nicht sein. Bis ich einmal meine Erleuchtung hatte: Kishon ist ein begnadeter Satiriker, der das Leben überzeichnet, auf absolut geniale Art. Also habe ich mich streng an das Leben gehalten, als Realsatiriker. Und siehe da – während all der Jahre hat mich nie jemand mit dem grossen Ephraim Kishon verglichen. Ich empfinde das als Genugtuung für Herrn K.

«10» ist für mich nicht bloss ein eigentliches Jubiläumsbuch. Es ist die Geschichte der Familie Bornhauser, die so allerhand erlebt. Für unsere Kinder ist es auch eine Art Tagebuch. Und Sie haben sicher schon bemerkt, dass die Bo's eigentlich viel mehr haben, als sie zum Leben benötigen. Aus diesem Grund habe ich mir erlaubt, «10» einen Einzahlungsschein beizulegen, zu Gunsten von Kindern, die nicht das Glück von Claudia, Patrick und vielen anderen Kindern in der Schweiz haben. Wenn Sie, als Leserinnen und Leser dieses Buchs, plötzlich das Gefühl haben, Sie möchten Kindern helfen, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens stehen, so lege ich Ihnen das Werk von Dr. Beat «Beatocello» Richner in den Kinderspitälern von Kantha Bopha (Kambodscha) ans Herz. Er kann jeden Franken brauchen. Wäre doch toll, könnten wir alle, dank «10», einige Tausend Franken zusammenbringen, nicht wahr? Im Namen von Doktor Beat Richner, den ich persönlich nicht kenne, danke ich Ihnen dafür.

So. Und nun wünsche ich Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre von «10»!

Herzlichen,  
Bo

Ihre ungestellte Frage sei hiermit beantwortet: Eine elfte Ausgabe meiner Ferienlektüren kann ich nächstes Jahr nicht ausschliessen ...

«10»<sup>©</sup>

---

## 101 und eine Geschichte, die das Leben schrieb

«10» ist Ihnen gewidmet.

Texte: Thomas Bornhauser (Wohlen/BE)  
Karikaturen: Beat Sigel (Büren zum Hof/BE)

«10» ist eine Koproduktion der Migros Aare für ihre Genossenschafterinnen und Genossenschafter – in Zusammenarbeit mit der Aemme-Zytig, der Grauholz-Post, der Aare-Zytig und des «Brückenbauer», wo die Realsatiren in regelmässigen Abständen veröffentlicht werden.

Special thanks – once again! – an Korrektorin/Lektorin Ruth Flückiger von der Druckerei Brodmann für ihr Fahnden nach Bo's flüchtigen Fehlern.

Copyright © beim Autor.

Auflage: 20'000 Exemplare.

Gedruckt auf 100% Recyclingpapier bei der Druckerei Brodmann, Burgdorf.

# Von wegen bloss Hausfrau und Mutter ...

“Es gibt Dinge im Leben, die viele Ehemänner in einem falschen Licht sehen. Das beste Beispiel scheint die Arbeit einer Hausfrau und Mutter zu sein. Die Leistungen, die einer Frau in dieser Branche abverlangt werden, sind enorm. Nur zollt der Ehemann seiner Frau vielleicht trotz «ja, ja ich weiss, dass du heute einen strengen Tag hattest» zuwenig Tribut. Das ändert sich meistens, wenn man(n) als noch unerfahrener Hausgeist diese «Sisyphus»-Arbeit in Angriff nehmen muss.”

Angefangen hat diese (authentische!) Leidensgeschichte eines jungen Vaters wohl endgültig damit, dass meine Frau unbedingt um drei Uhr morgens gebären musste. Die vorhergehenden 21 und nachfolgenden 20 Stunden resümieren sich im Rückblick-sozusagen zur unfreiwilligen Freinacht, so dass ich am (über)nächsten Morgen, vermutlich gegen 05.30 Uhr, noch tief schlafe, als plötzlich das Telefon klingelt.

Moment mal, ein scheinbar belangloses Detail habe ich zu erwähnen vergessen: Unsere dreijährige Claudia, die ich, selbständiger Vater, der ich nun mal bin, während der nächsten zwei Wochen mehr oder weniger im Alleingang zu hüten gedenke.

Es ist kein Traum, das Telefon klingelt tatsächlich. Schlaftrunken der Griff zum Hörer, doch plötzlich gibt das Ding keinen Ton mehr von sich. Auch gut so.

Weiterschlafen? Chasch danke. Selbst das dem Kopfkissen zugewandte Ohr reicht bei weitem aus, um Claudia lautstark beim Parlieren am zweiten Hausapparat zu hören. Mama hat angerufen, so scheint's; vertrauliche Zweisamkeit zwischen Mutter und Tochter gewissermassen. Instinktiv wanke ich die Treppe hinunter, nehme Töchterli den Hörer aus den mittlerweile filzstiftverschmierten Händen und gebe dann erste, aber klar artikulierte Lebenszeichen von mir: «Doch, doch ich habe gut geschlafen. Wie spät ist es denn überhaupt?» Aha, halb zehn.

Anschliessend ist «Tischlein deck dich» angesagt: Konfitüre, Ovo, Linea, Assugrin, Emmentaler, Brot, Aufschnitt und Guetzi. Die Milch steht auf dem Kochherd. Schon wieder das Telefon. Ein Bekannter. Blabla. Wie es der Mutter und dem Kind gehe? Prima. Dann dampft und zischt es aus der Küche; die Milch hat sich selbständig gemacht.

Nach dreimaligem An- und Umziehen präsentiert sich Claudia entsprechend lady-like (und ohne väterlichen Imageverlust) für den Besuch bei Mutter, Ehefrau, Bruder und Sohn. Kaum in der Klinik eingetroffen, muss Töchterli mal. Rein in die Damentoilette, Türe zu, Verschluss auf «Besetzt». Erst nach zwölf Minuten und dem vermutlich dreiundvierzigsten «Bitte, bitte, mach doch die Türe auf» wechselt das Schild wieder auf «Frei». Totale Verwüstung. Hurricane Claudia.

Nur wenig später hat der kleine Wirbelsturm Lust auf ein Sinalco in der gut besetzten Cafeteria der Klinik. Knappe 45

Sekunden benötigt sie dazu, Mit-schlucken der Kohlensäure inklusive. Sekunden danach entweicht letztere mit einem lautstarken «Gorps», der von der Tonlage her sogar Simon Estes zu Ehren gereicht hätte. Logisch, dass die zornigen Blicke der Anwesenden den fast zwei Meter langen und 106 Kilogramm schweren Vater treffen ...

Auf dem Heimweg halten wir bei der Migros Hinterkappelen. Unendlich scheinendes Palaver, ob Claudia nun im Einkaufswägelchen Platz nehmen darf oder nicht. Sie darf nicht. «Papi, muess go bisle», heisst ihre Rache: das halbvolle Wägelchen zwischenlagern, Spurt auf die Toilette, Fuss vorsichtshalber zwischen Türe und Rahmen. Der Rest auf dem Ein-

kaufsparcours ist reine Routine. Ganz zum Schluss werden sechs Eier aus Bodenhaltung ihrem Namen gerecht. Aufputzen. Eine Bekannte erkundigt sich nach dem Befinden von Mutter und Sohn. «Es geht ihnen prima. Danke für die Nachfrage.»

Zu Hause dann der Versuch, nach einem Fastfood-Lunch, a) Claudia für ein paar Minuten zu Bett bringen, und b), zum allerersten Mal seit der Geburt, auf Mutter und Patrick (mit ck, wie Trick) anzustossen – bei unseren Nachbarn. Der in allen Teilen genial vorbereitete Streich gelingt auf Anhieb: Ohne Echo aus dem ersten Stock kann ich mich, fast wie ein Tagedieb, zur Tür hinausschleichen. Erste Frage von Suzanne und



René: «Wie geht es Monika und dem Kind?» Prima, danke. Nach bloss 15 Minuten kehre ich, lautlos wie ein Panter, zurück. Töchterli hat sich zwischenzeitlich nützlich gemacht. Das ganze Badezimmer ist mit der preiswerten Familienshampoo-Grosspackung behandelt. Die eigentliche Entsorgung dauert gegen eine halbe Stunde und verursacht schätzungsweise zwei Kubikmeter biologisch abbaubaren Schaum.

Gegen 15 Uhr fahren wir wieder zu Mutter und Kind. Frisch angezogen. Auf dem Gang der Klinik torkelt uns plötzlich ein kreidebleich aussehender junger Mann aus dem Gebärsaal entgegen. Wenn der wüsste, dass das bloss der Anfang ist. «Mama, mir isch längwylig», wird nach fünf Minuten kundgetan. Also steht Töchterli auf, stürzt sich zum Eingang des Zimmers und übt sich – mit grossem Erfolg – im Türeschletzen. Augenblicke später kommt ein ganzes Geschwader weiss beschürzter Damen daher: «Psst, muesch ruhig si, du darfsch nid so ne Krach mache!» Und dann, mit zornigem Blick zu mir: «Isch das eues Chind?» Es ist. Wenig später spreche ich, völlig entnervt, Patrick als Philipp an.

Ds Grossmuetti hat, wohl aus eigener Erfahrung (...), den Ernst der Lage schon Tage vorher erahnt und sich freiwillig (sic!) angeboten, drei bis vier Tage als Co-Babysitterin zu amten. Spätnachmittags ist sie da; dem Himmel sei Dank. «Wie geit's dr Monika und em Patrick?» will sie wissen. Prima, danke. «Wosch es Kafi?» Ich will, am liebsten intravenös. – Die ersten ruhigen Minuten des Tages scheinen angebrochen. Ruhig? Ja weshalb denn eigentlich? Was ist wohl los? «Claaaaudia, was machsch?» Der gefühls-mässige Kontrollgang führt auch zur

Gästetoilette. Die offene Panik: Dort drin steht nur ein schelmisch lachender, kleiner Clown. Mit rotem Lippenstift vollgeschmiert. Unmöglich, dass das unsere Tochter sein kann ...

Der/die Leser/in möge verzeihen, wenn hier das Kapitel «Zubettgehen» fehlt, aber ich habe schlicht vergessen, unter welchen Umständen wir Claudia zu Bett gebracht haben. Zwei Sachen sind mir indes klar geworden: Soll nie mehr eine(r) daherkommen und behaupten, «Hausfrau und Mutter» sei kein(e) Beruf(ung). Und, fast das Wichtigste: nur noch 13mal schlafen, dann darf ich wieder ins Büro ...

# Mise en bouteille au sommet ...

“*Ab und zu bin ich ein echtes Pechvögel, ein ausgewachsenes dazu. Besonders ärgerlich ist ein Malheur immer besonders dann, wenn man eigentlich Gutes tun möchte – sich aber derart dumm anstellt, dass alles in die Hosen geht. Oder in den Rucksack.*”

Die Leute an den Skiliften in Vercorin (VS) sind Klasse. Immer haben sie ein Bonmot auf Lager; Kinder und ältere Zeitgenossen (zu denen ich mich, ausdrücklich, nicht zähle) bekommen von ihnen den Skiliftteller unters Phudi geschoben. Kurz: Ils sont très gentils, ces gens. Grund genug also, den Leuten am letzten Skitag mit einer Flasche einheimischen önologischen Schaffens «Merci beaucoup!» zu sagen. Sechs Flaschen aus Salgesch kommen in den Rucksack, ebenso das Video, weil die Schnee- und Wetterverhältnisse wieder einmal traumhaft sind und live festgehalten werden müssen. Rein in die Gondel. Als wir oben auf der Crêdu-Midi (2'332 MÜM) ankommen, da will Ihr Schreiberling zuerst einmal eine Panorama-Aufnahme des Skigebietes machen. Er zieht den Rucksack ab und stellt ihn auf den Boden. Vermutlich eine Spur zu heftig, weil Augenblicke später erste Tropfen aus dem Rucksack Unbill ankündigen. Wie sich die Tropfen innert Sekunden zum (durchaus feinschmeckenden) Bächlein steigern, mag ich den blöden Sack schon beinahe nicht mehr öffnen.

Und trotzdem: Was sein muss, muss sein. Mein spontanes Fluchen ob zwei zerbrochenen Flaschen erstickt im Nu, als ich eine tropfende Videokamera aus dem Lac de Salquenen fische. Quel horreur! «Bitte jetzt keinen unpassenden Kommentar!», bekommt Monika zu hören, die noch gar nicht richtig begriffen hat, was genau passiert ist.

Der Hersteller bestätigt meine Vermutung: Totalschaden. Und an ein Chrämpfli mit der Versicherung ist auch nicht zu denken, bei diesem Duft, der noch Wochen später aus der Kamera kommt ...

PS: Im übrigen muss ich Ihnen dringendst von einem Aufenthalt in Vercorin abraten, ehrlich. Ein furchtbarer Ort, wirklich. Es gibt keine Disco, kein Hallenbad, keine Flanierstrasse, keine Fastfoodstuben. Tote Hose total. Fast niemand spricht Deutsch, eine Migros oder einen Coop hat es auch nicht, affrò.



# Cabaret Rotstift zu Wohlen

„Die allerschönsten Episoden schreibt noch immer das Leben, real existierende Satiren eben. Sollten Sie die Möglichkeit haben, direkt die direkte Demokratie – in Form einer Gemeindeversammlung – mitzuerleben: Nichts wie hin! Besonders empfehlenswert sind jene mit schon zum vornherein umstrittenem Budget.“

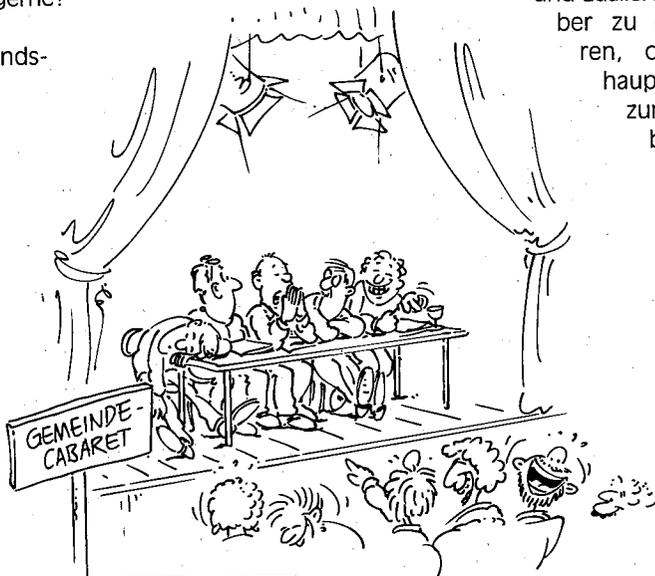
Eine heisse Budget-Debatte ist angesagt, den Weg zum Versammlungslokal weisen Feuerwehrleute, vor der Turnhalle Wohlen steht eine Ambulanz. Offenbar muss mit dem Schlimmsten gerechnet werden. Auf dem langen, gemeinderätlichen Tisch stehen die Namensschilder anfänglich noch verkehrt, weisse Seite gegen die Zuhörerschaft. Ob vorgängig ein «Was bin ich?» stattfindet? Welches Schweindrill möchten S' denn gerne?

Der Vorstandsvorsitzende, sichtlich nervös,

begrüsst. Die Stühle in der Turnhalle sind besetzt, er bittet, auf der Tribüne Platz zu nehmen. Der künftige Gemeindepräsident dankt für seine Wahl, seinen geschlagenen Gegnern und für das zahlreiche Erscheinen. Er würde sich, nach eigenen Angaben, freuen, ihm noch unbekannte Leute «in Säriswil, Illiswil oder Mörigen» persönlich kennenzulernen. Raunen in der Menge. Wo liegt Mörigen? Die Tribüne ist jetzt plein à craquer, Bänke werden gesucht. Der Moderator avanciert zum Hypernervösen. Die einstimmige Genehmigung des Protokolls der letzten Versammlung, Emilhaft vorgelesen, vermag ihn aber vorübergehend zu beruhigen.

Ein SP-Mann stellt einen Ordnungsantrag und fordert Rededziplin, verstösst aber gleich selber dagegen. Ein nicht auf den Kopf gefallener Bürger stellt den Antrag, die Traktandenliste total umzukrempeln

und zuallererst darüber zu debattieren, ob überhaupt Geld zum Ausgeben vorhanden ist,



statt umgekehrt. Erste Schlappe für die Politiker, das Volk stimmt zu. Nüt gsi, mit Warmloufe. Die nachfolgenden Äusserungen des Technischen Delegierten werden lediglich durch das Aufstellen zusätzlicher Bänke gestört. Macht nichts, die projizierten Folien sind ab Reihe vier ohnehin nicht lesbar, wie immer und überall. Und überhaupt steht die Leinwand nicht optimal: Wird sie nach rechts gedreht, motzen die Linken und umgekehrt. Wie in der Politik. Herr Häusler schliesst den Reigen der Ankömmlinge, knapp bevor die ersten Bürger die Turnhalle schon wieder verlassen.

Die Diskussion ist lanciert. Der Gemeinderat beantragt eine Steuererhöhung um vier Zehntel, die Finanz- und Geschäftsprüfungskommission um deren drei – es geht nichts über Einigkeit. Kopf oder Zahl? Herr Eichenberger möchte den Steuersatz belassen wie er ist. Herr Sutter schliesst fünf Zehntel nicht aus, Herr Kurmann sagt kurz und bündig und klar, dass zwei genug sind. Herr Diskussionsleiter zeigt eine Folie, sie steht Kopf, etwa so wie der gemeinderätliche Vorschlag. Ein FDP-Delegierter möchte seine Vorredner nicht wiederholen, tut es freundlicherweise aber doch. Schade, schlägt niemand vor, Wohlen mit einer Grossbank zu fusionieren – der Antrag hätte alle Chancen gehabt. Wie dem auch sei: Nach einem Abstimmungssalat à la façon du patron bekommen die Politiker den Hauptgang serviert. Zwei Zehntel sind genug. Und, als Omelette surprise: Bei ausgeglichener Rechnung.

Unmittelbar danach will der Gemeinderat den Erlass einer Neuregelung für die Entschädigung der Behördenmitglieder beliebt machen. Anders ausgedrückt: Man möchte sich selber mehr Geld gönnen. Eh ja. Kohlen holen in Wohlen, sozusagen. Herr Sutter schlägt vor, dass

alle Gemeinderäte, im Sinne der, ich zitiere, «praxisnahen Ausbildung in der Legislative einer Gemeinde», einmal pro Monat ihre ungelösten Probleme mit einer Erwachsenen-Schülergruppe besprechen, lösen und dazu erst noch Kursgeld zugunsten der notleidenden Gemeindekasse einspielen. Des is a Gaudi. Leider fällt sein Antrag durch, jener des Gemeinderates allerdings auch. Als Herr Dietenheim dem Vorstandsvorsitzenden coram publico einen Batzen für das nächste Bier spendiert, ist's für den Vizegemeindepräsidenten fertig lustig. Er will die Versammlung platzen lassen. Seine Kollegin und seine Kollegen überreden ihn. Schade, das wär was gewesen.

Als Nächstes will die Gemeinde eine Liegenschaft kaufen, weil die Gelegenheit scheint's so günstig ist. Nun gut, zwar hat man kein Geld, dafür weiss man nicht, wie man das Gebäude in Zukunft nutzen will. Macht doch nüt. Als ein fachkundiger Bürger (nein, nein, nicht der Schreibende) Fragen zu besagtem Geschäft stellt, da wird er allen Ernstes unter anderem auch darauf hingewiesen, dass dies nicht der passende Ort sei, sich finanztechnisch profilieren zu wollen. Momol, man hätte mir diese schnoddrige Antwort geben sollen. Hoppla, fast hätte ich es vergessen: Auch dieser gemeinderätliche Vorschlag ging bachab. Und ich vorzeitig nach Hause.

Übrigens: Die Ambulanz stand nicht wegen befürchteter Hooligans vor der Mehrzweckhalle. Die Stimmberechtigten sollten das offizielle Geschenk Wohlen an ihre tschechische Partnerstadt betrachten können, bevor die gebrauchte Ambulanz an ihren neuen Einsatzort abfuhr.

# Bürogummi als Verkaufskanone

«Sehr viele Berufsstände werden in der Öffentlichkeit noch immer völlig falsch eingestuft. Public-Relations- oder Werbeleute, Berufsrichter, Politiker und Erzbischöfe werden masslos über-, Floristinnen, Krankenpflegerinnen und Verkäuferinnen vollkommen unterschätzt. Das ändert sich jeweils schlagartig, hat man mit Vertreterinnen und Vertretern entsprechender Berufe zu tun.»

Zwischendurch, da packt es mich, allzu Selbstsichere zu provozieren, scheinbar allzu Klares zu hinterfragen oder eigene Vorurteile abzubauen. Und da kann es durchaus vorkommen, dass ich mich mal stundenweise als Verkäufer, Kassier und Magaziner in Personalunion versuche, damit ich mir wieder einmal bewusst bin, was für einen anspruchsvollen Job sehr viele Verkäuferinnen und Verkäufer eigentlich leisten; nicht bloss in der Migros, wo ich beschäftigt bin (als Büro-gummi, wie es im Volksmund zuweilen heisst).

Weil sich die dummen Ladengestelle noch nicht von selber auffüllen – das wär mal was! – ist vor Ladenöffnung Handarbeit angesagt. Selbstverständlich will ich mich nützlich machen, beim Abpacken des ofenfrischen Brotes und einiger kalorienreicherer Stückli. «Womit soll ich anfangen?» – «Am liebsten mit den Berlinern, fünf Stück pro Sack.» Das Lächeln der Kollegin deutet ich fatalerweise als Dankbarkeitsbezeugnis einem Freiwilligen gegenüber. Spätestens nach der

sechsten Sackabfüllung mit total verklebten, verzuckerten und verkrusteten Fingern komme ich der Wahrheit näher. «Am liebsten mit den Berlinern ...» Lusch-tig. Weil ich auch Sorgen und Nöte der Kassiererinnen kennenlernen will, habe ich vorgängig einen Intensivkurs für aktuelle Aktionspreise belegt. Mit Erfolg. Alles gespeichert: Rösti im Beutel Fr. 1.90, Slipeinlagen 30 Rappen günstiger, Suprême des Duces (das ist ein Käse) Fr. 3.50, PLUS-Reinigungsmittel minus 50 Rappen, Haartrockner Fr. 24.– statt Fr. 30.–, sechs Freilandeier Swiss made Fr. 2.60, Fahrradketten-spray Fr. 12.–, Katzenvollnahrung 60 Rappen billiger, aber bloss die 800-Gramm-Packung. Miau.

«Können Sie mir sagen, wo die Kokos-flocken sind?», will eine Kundin wissen. «Die Kokosflocken?» – «Exakt, die Kokos-flocken.» – «Aha ja, die Kokosflocken, die ...» Schtärnecheib, was sind das, Kokosflocken? Wozu braucht man denn überhaupt Kokosflocken? Zum Waschen vielleicht? Damit die Wäsche kokosfrisch riecht? Gott sei Dank kommt just in diesem Moment eine Lehrtochter vorbei. Seither weiss ich nicht bloss, wo die blöden Kokosflocken zu finden sind, sondern auch, wozu sie gebraucht werden. Eines sei verraten: Zum Waschen braucht man sie nicht. Schon gar nicht zum Vorwaschen.

«Herr Bornhuser, a d'Kasse bitte, Herr Bornhuser», tönt es über die Lautsprecheranlage. Weshalb, zum Teufel, manövriere ich mich eigentlich immer und immer wieder vorsätzlich in die unmöglichsten Lebenssituationen? Bornhauser kommt sprichwörtlich «a

d'Kasse» ... Sei's drum, als ich nach dem Startknopf für das Förderband suche, da drücke ich – Ehrenwort! – eine Art Alarmknopf. Erste, unübersehbare Schweissperlen kullern diskret über den Brillenrand. Blick zur Kundin: «Entschuldigen Sie bitte, ich bin neu hier.» Ihr verständnisvolles Nicken bedeutet etwa soviel wie: «Ich merke es, du Trottel.» Der Filialleiter eilt zu Hilfe. Zweiter Anlauf, beim dritten Fehlstart wird man disqualifiziert. Die ungefähr zwölf Artikel meiner ersten Kundin tippe ich danach vollkommen

fehlerfrei. Dann der Druck auf «Subtotal». Ich erhalte eine Fünfigernote zum Austausch und betätige danach einen offenbar nicht dafür vorgesehenen Knopf. Pfeifkonzert in D-Dur, so schätze ich.

Wie ich Überglicklicher aus zuverlässiger Quelle vernommen habe, wurde besagte Kundin am Tag darauf wieder im Laden gesehen. Es geht eben nichts über Vertrauen. Wenn nicht in den Kassier, so doch in die Firma. Gut so.



# Vom Hopp-Ring und dem Telumpf

“**Erstaunlich, wie man(n) weiblicherseits als Vater gemustert wird, der mit seinen beiden kleinen Kindern werktags, ausserhalb der allgemein gültigen Ferienzeit, in der Stadt herumspaziert. Den besorgten Blicken nach zu urteilen, ist man entweder Alleinerziehender, Witwer, Geschiedener mit Besuchsrecht oder bestenfalls noch Pantoffelheld. Die Möglichkeit, dass Mann für Frau während zweier Wochen einspringt und Ferien bezieht, damit sie einen beruflichen Weiterbildungskurs besuchen kann, wird anscheinend zum vornherein ausgeschlossen. Und dass Vater das Ganze gar noch Spass machen könnte, daran wagen die mitleidigen Frauenaugen wohl gar nicht zu denken. Einverstanden, als ungeübter Hausmann erlebt man so allerhand Überraschungen.**”

Bereits beim Zmorgemache ist Krisenmanagement angesagt. Sekundenbruchteile – beachten Sie übrigens die sinnige Schreibart des Wortes «Sekundenbruchteile» – nachdem Mamas Lieblingstasse, dem Gravitationsgesetz folgend, auf dem Küchenboden zersplittert ist, gilt es, sich blitzartig zu entscheiden: Soll das Überkochen der Milch (noch drei Zentimeter unter dem Pfannenrand, Tendenz rasch steigend) oder das sich gleichzeitig anbahnende Ausleeren der Blumenvase unter der Regie Patrick's (1) verhindert werden? Panterhafter und instinktiver Sprung zur Milch, derweil es im Wohnzimmer quasi synchron dazu tätscht.

Resultatübersicht: Vase noch ganz, Blumen sosolala – bloss die Wasserlache auf Tischtuch, Stuhl und Teppich stinkt. Von wegen Instinkt.

Claudia (4) geht, wie jeden Donnerstag, mit der ihr eigenen, überschäumenden Lebensfreude in die Spielstube Wohlen zu Maria Münger und Marcella de Zordo. Borni hingegen kümmert sich gründlich um den Haushalt, saugt Staub, putzt Fenster, nimmt Böden auf und klopft Teppiche. Und obwohl körperlich durchtrainiert, bin ich nach drei Stunden schweissgebädert, nudelfertig. Zwei aufeinanderfolgende Vita Parcours nehmen sich dagegen wie ein fröhliches Einlaufen aus. Claudia-Darling würdigt die väterlichen Anstrengungen denn auch bei ihrer Rückkehr: «Ouu, lueg emau die schöne Fänschter!» und drückt mit ihren beiden Händen mehrmals gegen die Scheiben. Es richtigs Schätzli. Als ich den Gärtner zu spielen versuche, klingelt es. Claudia sprintet, in gewohnter Manier, zum Telefon. Noch heute ist unklar, wer angerufen hat. Claudia hat dem/der Anrufer/in klipp und klar gesagt: «Dr Papa het kei Zyt, as Telumpf z'cho.» Und überhaupt: «Muesch nümm alüte.» Hoffentlich war es nicht die Erbtante.

Patrick wirft seinerseits den Glasschoppen nach gehabter Verpflegung kurzentschlossen und in verdankenswerter Weise die Wendeltreppe runter, im hohen Bogen, schwupps. Nach ungefähr einer halben Stunde sind die Spannteppiche wieder scherbenfrei.

Ihr am Vortag in einem Spielwaren-Fachgeschäft für Fr. 6.90 käuflich erworbener

Hopp-Ring hat seinen Geist und Claudia demzufolge ihren Glauben an die Freizeitindustrie aufgegeben. Ich packe unsere beiden Lieblinge unter die Arme, renne zum Postauto und marschiere, einmal am Bahnhof angekommen, auf Anraten einer Nachbarin, zum Ryfflihof. Für nur Fr. 3.90 ist ein, wie sich herausstellen wird, wesentlich stabilerer Hopp-Ring zu haben. Töchterli will ihren nigelnagelneuen Hopp-Dings (früher als Hula-Hoop-Ring bekannt) umsverworfen selber durch die Lauben tragen. Allen Leuten zeigt sie freudestrahlend den Hopp-Ring, die wenigsten interessieren

sich aber wirklich dafür, mit Ausnahme derjenigen, die beinahe darüber stolpern. Weil Patrick zu allem Übel auch noch einen seiner Schuhe wegschmeisst, bleiben wir unvermittelt stehen. Eine mittelalterliche Lady läuft auf mich auf. Lautstarkes Geschrei, ob ich denn nicht aufpassen könne, das sei ja Blödsinn, mit zwei kleinen Kindern in die Stadt, bei so vielen Leuten. «Es haben halt nicht alle Leute das Glück, gleich als Erwachsene auf die Welt kommen zu können!» rufe ich ihr zornig nach. Blödi Chue, Zwätschge.

Zu Hause angelangt, da will Claudia aber nicht hoppen, sondern mit Papa, Patrick und Freundin Iris auf den Vita Parcours. Henusode. Und so machen wir denn wenig später im Wald unsere Übungen, Papa mit einem lachenden Sohn auf den Achseln. Beugen, Strecken, Hüpfen, Wippen. Ich wundere mich noch, wie scheinbar mühelos und mit welchem Tempo Claudia und Iris eine bestimmte Stelle meistern, Papa hingegen «überstellt» es dort gewaltig. Instinktiv (...) halte ich Patrick in die Höhe, damit er nirgends ander oder aufschlägt. Mit Erfolg. Abends zähle ich am Körper hingegen vier riesige, optisch sensationell anmutende Blutergüsse und einen überdehnten Rückenmuskel.

Unter uns: Die beiden Hausmannswochen haben mein Selbstvertrauen enorm gesteigert. Diskussions- und hemmungslos betrete ich seither Damentoiletten in Hauptbahnhöfen oder Shoppingcenters. Nur dort gibt es nämlich Wickeltische.



# Fk Sdt Wiedmer, Fk Sdt Bornhauser

“ Die Schweiz hat keine Armee, die Schweiz ist eine söttige. Wen kann es da noch erstaunen, dass der ganzen Welt, vom unbändigen Willen unserer Verteidigungsbereitschaft auf- und abgeschreckt, bloss noch eines übrig bleibt: Abrüsten nämlich. Die zum Teil schier unglaubliche Präzision, mit welcher die eidgenössischen Militärmechanismen ineinandergreifen, ist perfekt. Made in Switzerland. Da können auch zwei Sandkörner der einmal laufenden Maschinerie nichts anhaben. ”

Einrückungsort: Einigen. «Motel Perle» steht unmissverständlich auf dem Marschbefehl geschrieben. Gleich bei der Ortstafel «Einigen» Grüne, soweit das Auge reicht. Ich parkiere den Wagen. Aussteigen, Puff raus, Seele rein, Türe zu. Keinen Knochen kenne ich, was aber weiter nicht zu erstaunen vermag, bin ich doch einer neuen Einheit (Einh) zugeteilt (zuget). Inmitten der Träger helvetischer Einheitsmode erblicke ich plötzlich einen weiteren Funker (Fk), klar erkennbar an seinen Spiegeln, wobei letztere selbst im weitesten Sinne nichts mit Mode oder Design zu tun haben. «Tschou, Bornhuser Tömu» – «Wiedmer Chlöisu, Sälü.» Auch Kamerad Wiedmer kennt niemanden hier. Auch er ist neu «zuget». Desorientiert, desillusioniert, ahnungslos und pflichtbewusst folgen wir Altgedienten. Sozusagen alle «Tätle» (Sdt) kennen den Kompaniekommandanten (Kadi), einen Hauptmann (Hptm) in Uniform, drei Streifen am Hut, wahr-

scheinlich von «adidas» gesponsert. Wie gesagt, sozusagen alle kennen ihn; alle, ausser Wiedmer und Bornhauser. Hptm wundert sich ob den beiden Landeiern. «Wir sind Ihre beiden Funker», versuche ich die Spannung zu entspannen. «Was Funker? Jetzt schon?» – «Sicher, das ist ja eine Mobilmachungübung, da sind wir Ihnen von Anbeginn zugeteilt.» «Aha, janusode.» Wiedmer und ich rüsten uns erst einmal um und aus, vertauschen Ausgangsuniform mit Kämpferjacke, Kämpferhose, fassen Kopfpariser, Schanzknochen, Schlafsack und sonst noch alle Unentbehrlichkeiten, die zu einem richtigen, furchterregenden Abschrecker gehören, IVP und Leuchtgamasche inklusive. Der Chef des Materialmagazins (Mat-Ueli) kann uns auf der Mannschaftsliste nicht finden. «Wiedmer? Bornhauser? Noch nie gehört.» – «Ist doch klar, wir beiden sind die neuen persönlichen Funker des Kommandanten.» Und so trägt er uns, superprovisorisch und mit skeptischer Hand, auf der Liste nach. Wiedmer mit «ie» und Bornhauser, Fk und Fk.

Wiedmer und Bornhauser warten. Im Normalfall auf besondere Befehle (beso Bf). Vorerst gibt es allerdings nichts zu befehligen oder zu befolgen, weil das Tagesprogramm jener Kp, der Fusilier (Füs) Kp 1/136, auch ohne «persönliche Berater» prima abläuft. Nach dem wie üblich opulenten Mittagmahl des Einrückungstages (lauwarme Erbsensuppe, feurigheisser Tee, Biscuits) will Hptm wissen, wo seine beiden untätig herumsitzenden Fk denn überhaupt ihre Fk-Ausrüstung hätten.

Isch eigentlich wahr, wo isch das Zügs eigentlich? Vermutlich haben die Chaoten des Kadervorkurses (KVK) unserer Stamm-Kp (Schw Füs Kp IV/136) schlicht vergessen, das Material in die drei Füs Kp zu «verschieben», wie es im Militär- und Kriminaljargon so schön heisst. Wir empfehlen dem ebenfalls anwesenden Feldweibel (Fw), eine offizielle Protestnote im Bataillons-Kommandoposten (Bat KP) zu hinterlegen. Puffbrüeder, fertigi.

Nadisna interessieren sich immer mehr Sdt der Füs Kp I/136 für die beiden Paradiesvögel. Unzählige Male beschwören wir, dass wir per 10.00 Uhr nach Einigen aufgebeten worden sind. Und jetzt seien wir halt da, comme il faut, wahrscheinlich in geheimer Mission. Hahaha. Gegen 17.30 Uhr trifft endlich das Funkmaterial ein: Funkgerät SE irgendöppis, Batterien («Du, weisch du no, wie me die richtig inetuet?»), jede Menge Antennen, Kabel («Für was isch äch dises da hie?»), Abspannseile, Betriebsanleitungen und allerlei geheimes Zeugs. Wir schaffen es: Nach zwei Stunden – während der RS mussten wir es jeweils in sieben Minuten bewerkstelligen – ist unsere Fk-Station empfangs- und vielleicht sogar sendebereit. Rufname: SULTANA, wie aus «1001 Nacht». Salaam.

Als ob wir beiden Fk eine Art Sprechstunde hätten, schaut der Fourier (Four) gegen 23.00 Uhr bei uns zur Konsultation vorbei. Ratlosigkeit. Er wisse beim allerbesten Willen nicht, was er mit uns beiden machen solle. Vor morgen könne er nichts für uns unternehmen. Wir trösten ihn, sprechen ihm Mut zu. Armer Kerl.

Noch vor dem Sonnenaufgang kommt es zur Götterdämmerung. Und zwar in der Person eines grimmig dreinblickenden Fw. Er will sofort unsere Marschbefehle sehen. Bitte sehr. Kurzer Kontrollblick, dann ungläubiges Kopfschütteln; «Das dort», und zeigt voller Unverständnis in Richtung eines Restaurants, «das dort, das ist der Hirschen. Das Motel Perle hingegen liegt ungefähr zwei Kilometer weiter ostwärts, exakt am anderen Dorfeingang. Und dort hättet ihr beide gestern auch einrücken sollen. Euer Kadi lässt bereits nach euch suchen!» Sehr schön. In Gedanken höre ich den Urteilspruch des Militärgerichts schön: «In beiden Fällen schuldig.» Wie viele Sdt weist eigentlich ein ordentliches Exekutionskommando auf?

Irgendwo im Wald – aus Gründen der Geheimhaltung ohne genaue Angabe des Standortes (Stao) – wartet unser Hptm tatsächlich auf seine beiden Kronleuchter. Kein Zeter, kein Mordio, kein Sodom, kein Gomorra. Im Gegenteil: Er ist erfreut, seine Kp endlich komplett zu haben. Ich halte es daher für ein bösesartiges Gerücht, dass es

Absicht gewesen sein soll, uns beide als Fk umgehend auf eine dreitägige

Gewalts(tor)tour mit einer Grenadier-RS zu schicken. Überrascht, dass es zwei derartigen Sdt nie zum Gefreiten (Gfr) gereicht hat? Eben.



# Waterloo für A- und B-, für B- und A- Post

“ Die A- und B- oder B- und A-Post, hier Einfachheitshalber ABBA abgekürzt, entwickelt sich je länger, je mehr zum Ärgernis für die Kunden. Die Wortgewaltigen der PTT sprechen nach wie vor unbeeindruckt von einer An- und Umgewöhnungsphase, obwohl der Monopolbetrieb je länger, desto weniger die von ihm selber versprochenen Leistungen zu leisten imstande ist. ”

Was tut der Autofahrer, wenn er mit dem Service bei einer Ford-Vertretung unzufrieden ist? Stimmt, er wechselt, der freien Marktwirtschaft folgend, zu Opel (Beispiel auch umgekehrt denkbar). Was tut eine Konsumentin, wenn sie mit dem Angebot in der Migros unzufrieden ist? Exakt, sie wechselt zu Coop (Beispiel auch umgekehrt denkbar). Und was tut ein Kind, wenn es Mickey Mouse nicht mag? Klar, es wechselt zu den Schlümpfen über (Beispiel auch umgekehrt denkbar). Was aber tun zehn von zehn Schweizerinnen und Schweizern, wenn sie mit dem ABBA-System der PTT unzufrieden sind, was? Sie machen «Couchel!».

Meine ganz persönlichen Erfahrungen mit dem ABBA-System lassen sich durchaus mit einem Verzeichnis der echten ABBA-Hits vergleichen. Wobei man problemlos auch zu Elton John («Sad Song»),

den Beatles («The Fool On the Hill») oder den Carpenters («Please Mr. Postman») ein Liedchen trällern könnte.

Zeitgleich werden da beispielsweise zwei Postkarten in zwei verschiedene Briefkästen zweier verschiedener Ortschaften geworfen. Mich interessiert halt, inwieweit die Distanz für die Auslieferung der B-Post eine Rolle spielt. Es ist Donnerstag mittag. Beide Karten kommen gleichzeitig an, am darauffolgenden Montag um 10.00 Uhr, 94 Stunden später also. Die eine Karte legte – Luftlinie gemessen – glatte 50 Meter zurück, die andere kommt aus New York. «Mamma mia.»

Es sei, so versichern die nimmermüden PTT-Koryphäen immer wieder, wirklich



nicht ihre Absicht, mit dem ABBA-System die Kunden zu verärgern, und ich solle das doch endlich zur Kenntnis nehmen, zu begreifen versuchen und, vor allem aber, die Klappe halten. Vielmehr gehe es darum, die Personal- und Kostensituation bei den PTT zu entspannen. Dies sei gelungen. Ersteres aber auch. «Money, money, money.»

«Wir haben entschieden, da können Presse und Öffentlichkeit noch lange opponieren», lässt mich nicht nur ein einzelner hoher PTT-Mann süffisant wissen. «King-Kong-Song.»

Ein verwöhntes Volk seien wir halt, und überhaupt, im Ausland klappe die Postzustellung weit weniger gut. Derartige Sprüche erinnern mich an die Schulzeit: Immer wenn ich nach einer Probe in Algebra, Chemie, Physik oder Geometrie (Liste der Fächer schier beliebig ergänzbar) mit einer glatten «2» bestückt nach Hause kam, lautete die faule Ausrede alleweil gleich: Eine(r) hatte mit Bestimmtheit eine «1» («e Nagu») geschrieben, war also noch lausiger als ich. «SOS».

Mindestens sechs meiner als bevorzugt weiterzuleitenden A-Briefe erreichen ihre Empfänger nicht rechtzeitig. Für diese «nicht erbrachte Dienstleistung» schreibe ich der GD PTT aus purem Gwunder eine Rechnung über 6x30 Rappen, macht total Fr. 1.80. Das Ding wird umgehend beglichen. Daraufhin wird die Sache durch den BLICK im grösseren Rahmen publik und der PTT-Offizielle, der danach anruft, sauer. «Waterloo.»

Grässlich, diese nörgelnden Schreiberlinge, finden Sie nicht auch (Sie da, in 3030 Bern)? Hier einige versöhnliche Tipps, wie die arbeitsintensive Briefflut

auf ein für die PTT zumutbares Ausmass reduziert werden könnte. «Take a Chance on Me»:

- Minderjährigen und AHV-Bezügern wird das Briefeschreiben untersagt. Ausländische Arbeitnehmer und Asylbewerber werden aufgefordert, Briefe, nach Ländern aufgeteilt, zu sammeln und höchstens einmal pro Monat in einem einzigen Paket zu verschicken.
- Das Porto ist zu verdreifachen, damit Briefeschreiben unattraktiv wird.
- Briefe werden nur noch nach Zentren mit «Hunderter-Postleitzahlen» geliefert – z. B. 3600, 3700, 3800. Die Empfänger, von den Absendern (PT)telefonisch voravisiert, haben ihre Post innert drei Tagen abzuholen, ansonsten eine Lagergebühr erhoben wird.
- Briefeschreiber, die vorher via 156er Nummer bei der GD PTT anfragen, wann es den PTT mit der Briefbeförderung denn am besten passe, und sich dementsprechend planwirtschaftlich kooperativ zeigen, wird als Dank ein A für ein B vorgemacht, oder umgekehrt, oder was, oder wie?

# Operation Dessert Storm

“ Mit feurigem Blick und mit Schaum vor dem Mund kämpft jeder für sich allein. Ein paar Veteranen im Hintergrund tragen Narben auf Hand und Gesicht, quer über die Nase und rings um den Mund, wohin die Gabel sticht. (Reinhard Mey, Liedermacher) ”

Zur Ausgangslage: Dass sich so mancher Urlauber (es sind ja glücklicherweise immer «die anderen») morgens und mittags und abends beim kalten und warmen Buffet daneben benimmt, das ist hinlänglich bekannt. Weniger bekannt, und deshalb umso interessanter, sind die zum Teil raffiniert angewandten Tricks der Promis, des Hoch- und Flachadels, der Vertreter der Regenbogenpresse sowie jene der Politiker beim Schlemmerbuffet mit wohl-tätigem Charakter. Ich erinnere mich ganz vage an eine derartige, von ungeübten Buffetgängern kaum wahrzunehmende Schlacht in einem ungenannt sein wollenden Berner Nobelhotel, welches mit Bellevue anfängt und mit Palace endet. Hier die wichtigsten Erkenntnisse daraus.

Zur Standortsuche: Das A und O jeder erfolgreich durchzuführenden kulinarischen Überlebensübung stellt die Standortsuche für den Kommandoposten dar. Ihre optimal eingerichtete operationelle Basis befindet sich immer – immer! – in unmittelbarer Nähe des Munitionslagers, sprich der bereitgestellten Teller. Als geradezu genial gilt, wenn Sie gleichzeitig Teller, Buffet und einen Grossteil des Saals überblicken und überwachen können. Aus dieser Position der Stärke

heraus können Sie Ihre Aktionen koordinieren (siehe Karikatur).

Zur Täuschung: Von vielen erfahrenen Strategen als «der heikelste Augenblick» des gesamten Gastro-Feldzuges bezeichnet. Merken Sie sich: Alle – alle! – Anwesenden sind gleichermassen «gigerig» auf den Startschuss zur Erstürmung des Buffets, bloss ist meistens kein offizieller Starter da (gewöhnlich gut unterrichtete Quellen besagen, dass er nach den letzten Manövern das Handtuch geworfen hat). Und weil nun niemand sich der Schmach aussetzen will, später «der/die Erste» am Ort des Geschehens gewesen zu sein, gilt es, mit List vorzugehen. Versuchen Sie es damit: Sie stehen, für alle Anwesenden gut ersichtlich, auf (Sekunden später ist dann bereits der halbe Saal in Bewegung), gehen dann aber, überraschenderweise, nicht aufs Buffet zu, sondern bücken sich, um Ihre Schuhnesteln zu binden (obwohl gar keine vorhanden). Mindestens drei ungeduldige Mitesser werden auf Ihre Täuschung hereinfliegen und in ihrer blinden Eier nach Essbarem über Sie stolpern. Das unmittelbar danach einsetzende Tohuwabohu nützen Sie eiskalt aus, erheben sich, als wäre gar nichts geschehen, und stellen sich an die personenmässig noch sehr kurze Kolonne an. Ein paar unpassende Bemerkungen über die noch immer am Boden Liegenden helfen mit, die Schuldzuweisung in für Sie äusserst günstige Bahnen zu lenken.

Zum Angriff: Konzentrieren Sie sich bei der ersten und vorentscheidenden Angriffswelle unbedingt – unbedingt! – auf Ihre zwei, höchstens drei Lieblingspeisen: Crevettencocktail, Kartoffelgra-

tin und Kiwi-Torte beispielsweise. Füllen Sie den Teller randvoll damit, ungeachtet dessen, was Ihre ohnehin nur neidischen Gegner davon halten mögen. «Der brave Mann denkt an sich, selbst zuletzt», hat Schiller mal geschrieben. Oder war es Werner K. Rey? Wie dem auch sei: Lassen Sie sich, einmal an den Tisch zurückgekehrt, auch nicht durch eindeutig-zweideutige Blicke Ihrer Tischnachbarn beirren.

Zur Verteidigung: In der zweiten Phase müssen Sie Ihre errungene Vormachtsstellung konsolidieren. Versuchen Sie, beim zweiten Gang die Speisen «zweiter Priorität» zu erobern. Bei sich anbahnenden Zweikämpfen genügt im unübersichtlichen Gedränge oftmals nur ein kurzes, aber heftiges Ausschlagen des Ellenbogens, um Ihrem Gegner den Teller effektiv aus der Hand zu schlagen. Das diskrete und beabsichtigte Auf-dem-Fuss-Stehen engt den Aktionsradius vieler Gäste ebenfalls entscheidend ein. Als ausgesprochen unfein gilt hingegen, einer Dame Sauce über das Kleid zu kleckern; nur um sie damit vorübergehend aus dem Verkehr zu ziehen.

Zum Psychologischen: Ihre ungewöhnlich erfolgreiche Art der Nahrungsaufnahme wird einigen unverbesserlichen Nörglern nicht unverborgen bleiben. Es ist deshalb unerlässlich, dass Sie auf die Psychologie zurückgreifen. Irgendwann kommt selbst bei Ihnen der Moment, wo Sie eine Essenspause einschalten müssen. Nützen Sie diese zum konstruktiven Dialog mit kritisch dreinblickenden Zeitgenossen. Ein pointiert vorgetragenes «Langsam

gnüegelet's eim ...» erzeugt Schuldgefühle, selbst wenn man noch an der ersten Portion herumgoutiert. Lädt man dann noch ein «derby git's eso viel Hunger uf dere Wält» drauf, ist der auferzwungene Komplex komplett, der Abend ruiniert, die Bahn für Sie definitiv frei.

«Das war die Schlacht am kalten Buffet, von fern tönt das Rückzugssignal. Viel Freud', viel Ehr', viel Frikassee, Na denn, Prost bis zum nächsten Mal, juhee!» (Reinhard Mey)



# Barlez-wuh français?

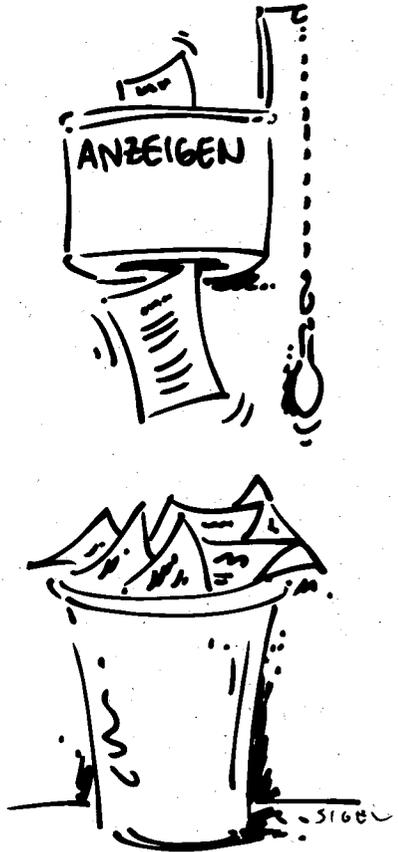
“**Klassiker & Evergreens gibt es überall, nicht bloss in den Kinos und am Radio. Selbst in der Hitparade für Realsatiren leben gewisse Erlebnisse immer wieder auf. Dass beispielsweise der Alltag beim «Freund und Helfer» sich ab und zu nicht standesgemäss à la Derrick, sondern eher wie beim Gendarmen in St. Tropez abspielt, das beweist die heutige Episode auf dem Polizeiposten Länggasse an der Berner Mittelstrasse, die sich 1981 zugetragen hat.**”

Hauptstrasse Sierre-Sion. Bereits im Rückspiegel ist er zu sehen, jener mit vier zusätzlichen Scheinwerfern ausgestattete, tuningmässig zu einem unförmigen, hässlichen Frosch aufgeblähte Golf GTI, der, einem hellerleuchteten Weihnachtsbaum gleich, lichthupend ausschert und Wagen für Wagen überholt. Mindestens zwei korrekt entgegenkommende Fahrer müssen ausweichen, riskieren Kopf und Kragen, um dem Schwachsinnigen zu entrinnen. Auch unser Wagen entgeht nur knapp dieser Art von Car Wars.

Von den Mitfahrern werde ich einstimmig dazu auserkoren, den Henker anzuzeigen. Weshalb denn immer ich? Das Ganze erinnert verdächtig an die Schulzeit in der Sek. Hochfeld. Als es damals im Winter jeweils hiess: «Chumm, mir schiesse e Schneeballe dürs Fänschter», da war es fast immer «dr Thomasli», der fatalerweise zur Tat schritt (und dann dafür meistens auch erwischt wurde), derweil sich die sauberen Kameraden aus dem Staub machten. Beat Reber, Carlo

Colombi, André Nicolet, Philippe Huelin oder Sergio de Maddalena, und wie sie alle hiessen ... (Ja, g e n a u Euch Brüder meine ich!)

Sygseso, nachdem ich die Sache dreimal überschlafen habe, begeben mich eines Morgens schliesslich doch zum Polizeiposten Länggasse. Der diensttunende Polizist (an seiner Uniform als solcher klar erkennbar), in die Boulevardzeitung blickend, erklärt sich im Anschluss an das korrekt ausformulierte Vortragen meines Anliegens für «nicht zuständig».



Sein für derartig heikle Spezialfälle offenbar eigens trainierte Kollege ist allerdings abwesend. Und überhaupt, ob ich mir das gut überlegt hätte? So eine Anzeige, die bringe, das könne er mir jetzt bereits sagen, erfahrungsgemäss «nicht viel», bloss Unannehmlichkeiten, und sowieso, so ohne Zeugen, da ... «Es gibt aber Zeugen, notfalls, ich stehe einfach stellvertretend für sie da, quasi.» Nachdem sich weiter herausgestellt hat, dass zeugenseits niemand mit mir verheiratet ist, montiert der Beamte die nächste Hürde auf dem Verhindernis-Parcours.

«Wissen Sie, voraussichtlich werden Sie mehrmals nach Sion fahren müssen, falls es eine Zeugeneinvernahme und anschliessende Gerichtsverhandlung gibt», gibt der Mann stirnrunzelnd zu bedenken. «Macht nichts», bekommt er zur Antwort. «Aha ... Sion liegt aber nicht unbedingt in der Nähe.» – «Wissen Sie, ich bin relativ viel in jener Gegend.» – «Nun, das müssen Sie wissen. Aber eigentlich ist, zum Glück, ja nichts passiert. Aussage steht dann gegen Aussage. Wollen Sie es sich doch nicht noch einmal überlegen?» Nein, jetzt erst recht nicht. «Kommen Sie am Nachmittag wieder, und wenn Sie nicht erscheinen, brauchen Sie sich nicht zu entschuldigen, wir wissen dann einfach, dass Sie es sich anders überlegt haben.» – «Uf Wiederluege», im wahrsten Sinne des Wortes.

Beim zweiten nachmittäglichen Anlauf ist der Spezialagent im Dienste der Eidgenossenschaft endlich da. Hinauf in den ersten Stock. Im Büro, in welchem mir Platz geboten wird, stehen noch eine leere Weissweinflasche und zwei ebensolche Gläser herum (womit ich aber explizit nicht behaupte, hier hätte zuvor eine Party stattgefunden!). Ich werde aufgefordert, alias James Bond den

ganzen Vorfall nochmals exakt zu schildern. «Sie bestehen also darauf, eine Anzeige zu erstatten?» – «Tue ich.» – «Entschuldigung die Frage, aber Sie wissen, dass die Zeugeneinvernahme in Sion in französischer Sprache geführt wird?» – «Soll ich Ihnen den Vorfall gleich en français in Ihre Schreibmaschine diktieren?» Ich muss nicht. Zwar verwechselt Bond ein-, zweimal Sitten mit Sierre resp. Siders mit Sion, aber ansonsten geht alles glatt über die Bühne.

«Irgendwann» erhalte ich den Zwischenbescheid, man warte auf Bericht aus dem Wallis, was man wohl noch heute tut. Was behaupten Sie da, liebe Leserin, lieber Leser? Die Anzeige wäre doch gar nie ins Wallis abgeschickt worden? Ich verbitte mir diese ungeheuerliche Feststellung! Geits no? Ça va encore?

# Grosser Bär und Scheues Reh

“ Die heutige Realsatire haben Patrick (heute 3), Claudia (6) und Papa (um Jahre gealtert) live an der letztjährigen Kinderfasnacht erlebt. An sich könnten wir Ihnen alles auf Video beweisen, wäre jene Kamera im Trubel nicht auch noch kaputtgegangen. ”

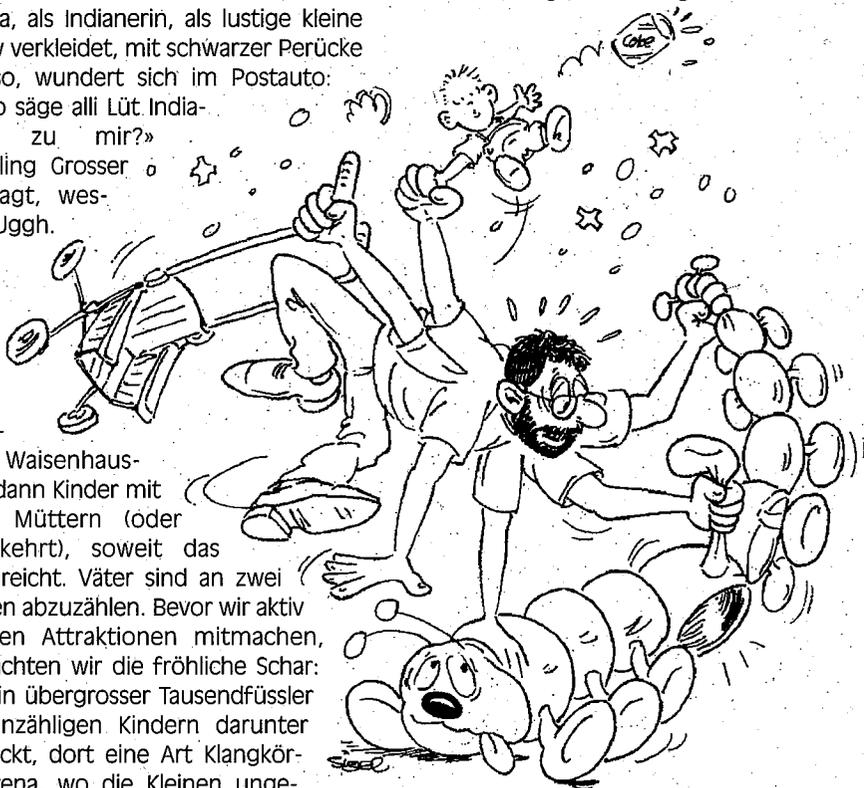
Claudia, als Indianerin, als lustige kleine Squaw verkleidet, mit schwarzer Perücke und so, wundert sich im Postauto:

«Wieso säge alli Lüt Indianerin zu mir?»

Häuptling Grosser Bär sagt, weshalb. Uggh.

Auf dem Bären- und Waisenhausplatz dann Kinder mit ihren Müttern (oder umgekehrt), soweit das Auge reicht. Väter sind an zwei Händen abzuzählen. Bevor wir aktiv bei den Attraktionen mitmachen, beobachten wir die fröhliche Schar: hier ein übergrosser Tausendfüssler mit unzähligen Kindern darunter versteckt, dort eine Art Klangkörper-Arena, wo die Kleinen ungeüert drauflos hämmern und unser aller Trommelfell strapazieren können. Nadisna bleibt es nicht mehr beim Zuschauen. Und so nimmt das Unglück seinen Lauf.

Claudia will unter dem Tausendfüssler mitlaufen. «Zuvorderst», bitte ich sie, «und rechts aussen, damit ich immer deine Füsse sehe und weiss, wo du bist.» Geruhsam (...) möchte Papa nämlich auf gleicher Höhe mitmarschieren und den Überblick behalten. Strategie ist das halbe Leben. Die andere Hälfte, die Realität eben, zeigt, wie wenig Theorie und



Praxis gemeinsam haben: relativ rasch verlieren wir in der Menschenmasse den Kontakt zu Tausendfüsslers Kopf und somit zu Schwester und Tochter. Krisen-Management ist angesagt. Ich nehme Patrick samt Buggy unter den Arm und stürme, so gut es ohne Blutvergiessen halt geht, nach vorne. Als wir endlich zur

Spitze aufschliessen, fehlen die schwarzen Schuhe. Panik. Ich schlüpfte unter den Tausendfüssler. Keine Spur der Kleinen.

«Clauuuudia!» «Von denen habe ich mehrere hier», spöttelt der Anführer. Nur meine fehlende Zeit hat dem Mann das Leben gerettet.

Patrick, Buggy und Papa rennen zurück auf den Bärenplatz. «Claudia! Clauuuudia!» Keine Spur unserer Ältesten. Gezielter Spurt zum Tausendfüssler. Blick unter das Geschwür, hinten, in der Mitte, vorne. Nüt, luuter nüt. Langsam aber sicher wird mir unwohl. Und was mag wohl in der Kleinen vorgehen, ob einem derartig lausigen Vater? Plötzlich eine Stimme in der Menge: «Suechsch du d'Claudia? Die schiebt dort!» Die Stimme des Himmels entpuppt sich bei näherem Hinsehen, schöne Blamage, aus Liselotte Walter, eine Bekannte meiner Frau. Weiter hinten steht dann eine tränenüberströmte Claudia, auf einer Art Scheiterhaufen gut sichtbar zur Schau gestellt. Nicht mehr als Squaw, sondern eher wie die kleine Jungfrau von Orléans. Die cleveren Organisatoren haben das Podest erstellt, weil «abzusehen war, dass ähnliches passieren würde». Danke. Unter den Buh- und Pfui-Rufen der zuschauenden Mütter schliessen sich Claudia, Buggy, Patrick und Papa wieder in die Arme. Fertig Fasnacht. Um vom Zwischenfall abzulenken, erhalten die Kids erst einmal, als Sofortmassnahme, Popcorn und Coke à discrétion. Dann laufen wir langsam zum Bahnhof zurück. Bei den Rolltreppen angelangt, rennt Claudia die herunterkommende hinauf: «Chumm sofort abe, Claudia, me geit nid dort ufe, das isch z'gfährlech, chumm dahäre.» Claudia fällt um. Horror, sie könnte mit ihren langen Haaren zwischen die Treppen geraten. Wie ein

Stuntman springe ich rüber, rette Made-moiselle vor dem Schlimmsten, vergesse dabei allerdings Patrick & Buggy auf der anderen Rolltreppe. Zum Glück hat ein reaktionsschneller Mitmensch den kippenden Buggy aufgehalten und Patrick vor einem Salto rückwärts bewahrt. Ich bedanke mich beim Mann. «Passet gschyder besser uf eui Chind uf», kommt zur Antwort.

Im Postauto verstaue ich den Buggy und bitte Claudia, Patrick schnell zu halten. «He Papi, dr Pädi isch pflotschnass.» Schallendes Gelächter in der Menge. Coke sei Dank. Dann: Die letzte Handvoll Konfetti aus Claudias Tasche, ich kann es nicht verhindern, bekommt eine ladyhaft aussehende Frau von unserer Squaw ins Gesicht spendiert. Zeter und Mordio.

Zu Hause ziehen die Kinder sofort ihre Kleider aus und rennen in Richtung Badezimmer. Währenddem Claudia und Patrick baden, saugt deren Produzent die Wohnung von schätzungsweise zwei Kilogramm Konfetti sauber. Tschou Chinderfasnacht.

# Stop F/A-18

“ Ist es in unserem Lande eigentlich von Vorteil, einer starken Minderheit oder eher einer schwachen Mehrheit anzugehören? Die Experten sind sich uneinig. Klar ist mir persönlich hingegen, dass die Heimat von Henri Dunants Erben, welche aus Spargründen die Gratisabgabe von Milch an Kinder in Flüchtlingsdurchgangszentren streichen muss, sich aus reinem Gewohnheitstrieb heraus keine unverhältnismässig teuren Kampfflugzeuge leisten darf. Aber sagen Sie das mal laut und öffentlich vor Andersdenkenden. ”

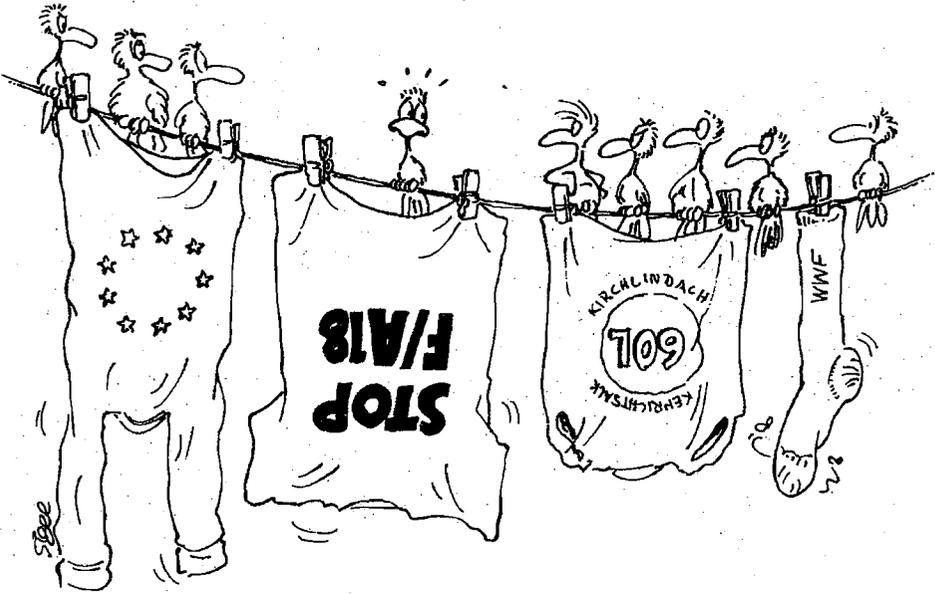
Ich bin weiss Gott kein GsoA-Aktivist, aber auch kein Armee-Fan. Und aus dieser Zwittersituation heraus habe ich ein wunderschönes «Stop F/A-18»-Leibchen bestellt, es erhalten, bezahlt und öffentlich vorgeführt. Als Premiere bei der Männerriege Kirchlindach ...

Kaum sitzt das schicke T-Shirt am Leib, da kommt auch schon Bruno, wie von der Hornisse gestochen, in der Umkleidekabine im Tiefflug daher: «Zieh das ab!» – «Spinnsch eigentlech, wäge was äch o?» – «Use Turnverein isch konfessionell und politisch neutral, und das da, das isch e politischi Provokation! Entweder ziehsch das ab, oder ig chume nid cho turne!» Ratlose Gesichter in der Runde, betretenes Schweigen in der Kabine, niemand ergreift Partei. Vorgelebte Neutralität. Ich bleibe bei meinem Entscheid und laufe mich auf dem Tschuttplatz warm. Nadisna kommen auch die übrigen Mannen, kommentarlos. Bruno fehlt. Was soll der Quatsch? Ich renne zur

Umkleidekabine zurück. «Chasch di ja entschuldige!» ruft einer nach. Wofür? Bruno töipelet, will nicht mit einem F/A-18-Gegner im gleichen Boot sitzen. Immerhin finden wir beide zum helvetischen Kompromiss: Das Corpus delicti wird von aussen nach innen gekehrt, «Schibe kehrt» sozusagen, dafür kommt Bruno turnen. Als ich ihm in Aussicht stelle, beim nächsten Mal mit einem Europa-Leibchen, blau mit güldenen Sternen, daherzukommen, da ziehen wieder Gewitterwolken auf.

Auf dem Weg zur Post Wohlen, mit Klein-Patrick auf den Schultern, kommt man automatisch auch an der Gemeindeverwaltung vorbei. Jemand hat dort das gemeindeeigene Enfant terrible gesehen und die Verwaltung alarmiert, denn plötzlich sind hinter den Vorhängen die verschiedensten Gesichter auszumachen. Was für ein Ereignis! Quel spectacle! Bornhauser im Anti-Flugzeug-T-Shirt! Hoffentlich ist deswegen nicht die Arbeit liegengeblieben ...

Am Weekend, währenddem meine Frau im Spital Teilzeit arbeitet, fahre ich mit unseren beiden Kindern auf dem Velo übers Land. Es ist schlicht unglaublich, wie die Leute unaufgefordert reagieren. Vom spontanen «Super, das Liibli!» bis zum ebenso spontanen «Wosch du Lappi üses Land mit dine zwöi Velo verteidige?» ist das ganze Spektrum an Meinungen zu hören. X-fach. Und ungefragt. In der Migros Hinterkappelen lässt ein schätzungsweise Gleichaltriger vom Stapel: «Findsch das guet, das T-Shirt?» Nun, zufälligerweise spreche ich akzentfrei amerikanisch und gebe ihm zu verstehen, dass ich ihn eben just nicht verstanden hätte. Der Mann spricht seinerseits



relativ gut englisch und wiederholt sein Anliegen mit der Zusatzfrage, ob ich denn überhaupt wüsste, wofür ich da Werbung machen würde. «Klar, es geht darum, dass die Schweiz keine viel zu teuren Flugzeuge kaufen soll. Ich hoffe, ich habe mich damit nicht in innenpolitische Fragen eines fremden Landes eingemischt.» Gegenfrage: «Wissen Sie, wofür die Abkürzung F/A steht?» – «Selbstverständlich, das ist Deutsch und bedeutet Flugzeug-Abwehr.» Are you sure? Ginge es nach diesem Zeitgenossen, WWF hiesse dann wohl folgerichtig «Wir wollen Flugzeuge»; aber lassen wir das. Nobody is perfect. Wir unterhalten uns noch eine ganze Weile über Patriots und Patriot, bis wir von seiner Begleiterin unterbrochen werden. «Was sagt er?» will sie als Resümee zum T-Shirt-Dialog von ihrem Partner wissen. «Er sagt, die Flugzeuge seien doch viel zu teuer für die Schweiz und dass wir uns gescheiter in ein gesamteuropäisches

Verteidigungssystem integrieren sollen.» – «Siehst du, das sage ich schon lange, aber das willst du mir nicht glauben. Sag ihm, dass er recht hat!» Leider hat der Mann dafür keine Zeit, denn Zeit ist Geld. Time is money. Und davon hat die Eidgenossenschaft offenbar eine ganze Menge. Zeit. Und Geld.



«Ich heisse Beat Neuenschwander, bin 19 Jahre alt und sollte nächstes Jahr in die Rekrutenschule, will aber nicht, weil ich einen Gewissenskonflikt habe. In den Knast möchte ich aber auch nicht. Weil Ihr Land die Fahne für Freiheit und Gerechtigkeit hochhält, möchte ich Sie fragen, ob es möglich ist, bei Ihnen politisches Asyl zu erhalten?» bekommt erst einmal die überforderte Telefonistin einer amerikanischen Botschaft zu hören. Sie verbindet. Mit der Konsularabteilung, wobei ich zuerst beim Kultur-Attaché auf dem Tisch lande (vorausgesetzt, sein Telefon stehe auf dem Pult). Der langen, langen Rede kurzer Sinn: Bevor ich nach insgesamt 17 Minuten (!) vom Generalkonsul himself den Tipp erhalte, «den UNO-Hochkommissar für das Flüchtlingswesen» (...) anzurufen, wird mir auf der Embassy zweimal der Hörer aufgehängt, worauf ich wieder von vorne bei der Telefonistin beginne («Hello, it's me again, Beat Neuenschwander!»). Insgesamt spreche ich mit sieben Leuten, mit einigen sogar mehrmals. Auch hier: Das diplomatische «Forget it!» aus der Presseabteilung für eine Ausstrahlung am Radio ist definitiv.

«Marcus Aurelius ist mir zugelaufen.» – «Wer, bitte schön, ist Marcus Aurelius?» – «Das ist Ihr Hund.» – «Unmöglich, ich habe keinen Hund.» – «Klar, logisch, das Tier ist zur Zeit ja bei mir.» So fängt ein Gespräch mit einem Berner Mundart-Rocksänger an. Einem Sänger, der zusehends nervöser wird, als Beat Neuenschwander darauf besteht, einen ... Bernhardiner vorbeizubringen, weil jener, ohne Hundemarke umherstreuend, angeblich ein Medaillon trägt mit der Inschrift: «Ich heisse Marcus Aurelius und gehöre ...», eben dem in Frage stehenden Künstler. Vollends die Rockröhre verschlägt es dem Sänger, als er von Beat Neuenschwander für seinen Hit «Grüeni

Banane» gewürdigt wird: «Das isch vom angere, vom Räber.» Bei der Auflösung des Rätsels meint Polo H. nur ganz sec: «U itze? Isch das luschtig?» Ausstrahlen dürfen wir das Gespräch zwar, nicht aber für die erste der beiden Tonbandkassetten mit den originellsten Telefongesprächen verwenden.

«Einer meiner Klienten in Norddeutschland besitzt ein weltbekanntes Gestüt. Leider ist das hoffnungsvollste Springpferd extrem kurzsichtig; es läuft ständig auf die Hindernisse auf. Ich weiss, dass Sie DIE Kapazität auf dem Platz Bern sind. Können Sie uns Kontaktlinsen für das Pferd anfertigen?» heisst es bei einem stadtbekanntem Optiker. Der Mann weiss nicht, wie ihm geschieht. Als Beat Neuenschwander ihm dann noch vertraulichst verrät, der Gestütsbesitzer werde, sollte das Vorhaben gelingen, das Ross aus lauter Dankbarkeit auf den werbewirksamen Namen «Bern» taufen, und Stadtpräsident Werner Bircher würde deshalb gerne helfen, im Erlacherhof eigenhändig Test-Hindernisse aufzubauen, damit wir sofort sehen könnten, ob die diversen Kontaktlinsen-Typen taugen, da geht der Optiker ernsthaft auf die Anfrage ein. Gegen eine Ausstrahlung des Gesprächs hat Herr Optiker spontan nichts. Zwei Tage später aber trifft ein Chargébrief des Optiker-Anwalts ein. Darin stellt er Forderungen, über die selbst das Pferd wiehern muss.

# «Sorry ain't got no money ...»

“Was tun, wenn man bei einem Rendezvous den Termin verpasst? Oder sich plötzlich herausstellt, dass die Geliebte eine Schulfreundin der eigenen Ehefrau ist? Da ist es nach einem feinen Essen vergleichsweise einfach zu sagen, man habe leider sein Geld vergessen, wie der Amerikaner in unserer heutigen Story.“

Man muss überhaupt keine «Dr. Jekyll & Mr. Hyde»-Erscheinung sein, um sich in beiden Stockwerken des «Swiss Chalet» bzw. «dr Glogge» in Bern gleichermassen wohl zu fühlen. Wenn ich heute dort anzutreffen bin, dann im ersten Stock, fehlender Intellekt hin oder her, aber letzterer ist ohnehin Ansichtssache. Einmal jedoch, da sassen wir zu zweit

unten im «Swiss Chalet». Zusammen mit einem Bekannten wollte ich live miterleben, was so passiert, wenn zwei Gäste, einer davon als «Ami» getarnt, nach einer ausgiebigen Schlemmerei nicht bezahlen können. Wird Haftbefehl erlassen? Heisst es «Ab in die Küche!»? Zwar spreche ich weiss Gott kein Oxford-English («Good evening, ladies and gentlemen», leicht nasal); wohl aber Amerikanisch («Hi folks!», kaugummikauend). Und mit einer Mickey-Mouse-Mütze (MMM), dem lachstigen Krokodil auf Herzhöhe sowie der «Newsweek» in der Hand, da könnte man durchaus meinen, Borni sei eher Amerikaner als Berner, aber das ist sowieso ein anderes Kapitel.

Im «Swiss Chalet» moderiert Kollega Silvio Francioni durch den Abend, übernimmt freundlicherweise die Übersetzungsarbeit zwischen der charmanten Serviererin und mir, erklärt die Spezialitäten auf der Speisekarte («What's that, Berner Rösti?») und entschuldigt sich, peinlichst



berührt, für meine Eigenart, sozusagen alle Speisen mit Ketchup aufzuwerten. Machen wir es beim Unwesentlichen des Abends kurz (Bündnerteller, Salat, Hohrückenfilets an einer Pfeffersauce, Beaujolais, Tiramisu und Kafi Fertig waren hervorragend) und beschränken wir uns auf das Wesentliche: «Frolein, chöi mer d'Rächnig ha?» «Frolein» kommt und will Dreistelliges von uns. Ein kurzer Wortwechsel in englischer Sprache, danach betretenes Schweigen. Silvio F. gibt der armen, ahnungslosen Serviererin zu verstehen, dass jeder von uns beiden gedacht hätte, der andere würde einladen. Und nun hätten wir beide «suuber und glatt» kein Geld. Ich versuche, zumindest meinen guten Willen zu beweisen und suche zwei verwaschene Dollar-Noten hervor sowie ein Streichholz-Briefchen aus dem «Caesars Palace» Las Vegas. Bloss hilft das jetzt auch nicht weiter. Holy shit.

Die herbeigerufene Chefin erscheint mit tiefen Sorgenfurchen im Gesicht. Unsere Idee, den Rest des Abends abwaschend in der Küche zu verbringen, wird abgelehnt. Schliesslich erklärt sie sich, schlechter Erfahrungen zum Trotz, bereit, uns gegen Vorlegen eines Ausweises eine Rechnung zu schicken. Selbstverständlich haben wir weder Ausweise noch Pfandgegenstände, sogar meine Made-in-Taiwan-«Rolex» habe ich vorsichtshalber zu Hause gelassen. Letztinstanzlich wird der Chef befragt. Es bleibt dabei: Faktura. Weil wir die Story aber jetzt und heute zu Ende spielen wollen, benimmt sich Silvio beim Aufschreiben seiner vermeintlichen Adresse derart ungeschickt, dass die Chefin geradezu misstrauisch werden muss. Bei der darauffolgenden, sehr diskret vorgenommenen Überprüfung unserer Koordinaten kommt sie uns deshalb easy auf die Schliche. Trotz grenzenloser Enttäu-

schung über unsere absichtliche Mogelei – «Dir heit mi brandschwarz agloge!» –, erklärt sie sich bereit, einen von uns beiden aus dem «Swiss Chalet» gehen zu lassen, um Geld bei einem Kollegen aufzutreiben. Silvio verduftet augenzwinkernd.

Ich bleibe, die «Newsweek» lesend, quasi als lebendes Pfand zurück. Spontan wie wir Amerikaner sind, bestelle ich bei der noch immer sehr freundlichen Serviererin «a coffee» – und erhalte ihn umgehend. Dann, Panik. Plötzlich betritt ein Freund das Lokal. Ich verstecke mein Gesicht hinter der Hand und neige den Kopf noch tiefer in Richtung «Newsweek». Unschwer auszudenken, was passieren dürfte, wenn er mich sehen und mir mit «Tschou, was machsch de du da, mit dere blöde Micky-Mus-Chappe?» auf die Schultern klopfen würde. Nichts dergleichen, lucky me.

Zehn Minuten vergehen, fünfzehn. Nach deren zwanzig frage ich mich ernsthaft, ob Francioni zwischenzeitlich einen Pakt mit der Wirtin geschlossen hat, um mich im eigenen Saft schmoren zu sehen. Nach sage und schreibe einer halben Stunde taucht er wieder auf, nachdem er «unterwegs noch jemanden getroffen und mit ihm ein Bier getrunken hat». Mit zwei Hunderternoten bezahlen wir die Rechnung. Übrigens: Mit zwei Hunderternoten, die wir von Anbeginn dabei hatten.

# Vater im Zwielficht

“ Ein hartnäckiges Gerücht will nicht verstummen: Böse Zungen behaupten nämlich schon nicht mehr bloss hinter vorgehaltener Hand, dass der Autor dieser Realsatiren seine Gattin nur deshalb im Spital Teilzeit arbeiten lässt, damit er solo auf die Kinder aufpassen darf und dann ohne grosse Krea(k)tivität zu einer nächsten Kurzgeschichte kommt. Auch die heutige Episode ist leider nicht dazu angetan, diese Bösartigkeit aus der Welt zu schaffen. ”

Schwimmbad · Aarberg. Gemütlich suchen sich Claudia, Patrick und Papa ein schattiges Plätzchen für einen kurzweiligen Aufenthalt. Kaum aus- und umgezogen, mit Schwimmflügel und Sonnenhut bestückt sowie grossflächig mit Sonnenschutzfaktor 20 («Äquator Spezial») überzogen, stolpert Pädli über eine Sporttasche. Ein Riesengeschrei, molto furioso. Der Bub kann sein rechtes Auge nicht mehr öffnen, ein Bluttröpfchen ist zu sehen. Auch das noch. Das zahlreich anwesende Volkstribunal hört und schaut zu. Im Stil eines alten Haudegens öffne ich das Äuglein gewaltsam mit Daumen und Zeigefinger: Erleichterung, zwei kleinere Schürfungen nahe des Auges sind am Bluttröpfchen schuld, das Auge ist unverletzt. Ein brillantes väterliches Ablenkungsmanöver, «wosch e chly Coca?» bringt den Buben auf andere Gedanken (anders ausgedrückt: zum Schweigen).

Eine halbe Stunde später. Die beiden Wasserratten springen mit Anlauf ins Bassin zu Papa. Plötzlich verstolpert sich

Patrick beim Absprung, schlägt mit dem Kopf am Bassinrand auf, fällt aber trotzdem noch, nach misslungenem Auerbach-Salto, ins Wasser. Als er wieder auftaucht, ist er blutüberströmt. Ich packe ihn, nehme ihn auf den Arm und versuche, unauffällig (...) eine Schadensinventur vorzunehmen, schliesslich war ich im Militär Zugssanitäter. Auf bewährte Stichworte wie «Coca!» oder «Glace go ässe!» stellt er seine Sirene für Sekundenbruchteile ab, für mich das Signal, dass die Rega wohl nicht bemüht werden muss. Junior hat sich happig auf die Zunge gebissen, deshalb das fürchterliche Bluten. Auf dem Weg zur Toilette – Sohn und Vater mittlerweile blutüberströmt – vergrössert sich mit jeder Sekunde die Blutspur hinter uns. Und mit ihr die daherrennende Schar neuGIERIGER Kinder, in welcher auch mehrere Erwachsene, wohl Vertreterinnen des Volksgerechts, auszumachen sind. In der Toilette angelangt, schlage ich die Türe vor der gaffenden Meute zu, päng! Claudia schreit, weil Patrick schreit. Und umgekehrt. Teufelskreis nennt sich das dann wohl.

Die Blutung lässt sehr schnell nach, aber jetzt erst merke ich, dass Patrick ebenfalls eine tiefe Schramme unter dem Kinn hat. Sicherheitshalber gehen wir zum Sanitätsposten. Unterwegs treffe ich auf meinen Arbeitskollegen Jules Gottardo. Sein Urteil: «Das muss genäht oder geklebt werden, vermutlich geklebt.» – «Bist du sicher?» – «Klar, unser Bub musste mit ähnlichem schon viermal ins Spital.» Aha, ein Routinier also. Schöne Aussichten. Der herbeigerufene Bademeister und Bobo-Profi, Roland Hügli, bestätigt die Diagnose von Jules Gottardo. Weil mit den öffentlichen Ver-

kehrsmitteln unterwegs, fährt uns Roland Hügli mit seinem Auto vor den Augen vieler «Schaulistiger» ins Spital. Wenn Mama das erfährt ...

Dr. Florence Germiquet untersucht den kleinen Patienten und macht sich ans Kleben, wie von ihren Kollegen Gottardo und Hügli vorausgesagt. Erst im Spital merke ich, dass ich Pädi einfach seine Hosen über die noch nassen Badehosen gezogen, aber vergessen habe, ihn mit einer Windel auszustatten. Kurskorrektur. Nach zehn Minuten können wir das Spital verlassen.

Die Wartezeit von 70 Minuten auf das nächste Postauto wollen wir mit einem Glace-Kauf (sie erinnern sich, eines der Zauberwörter) bei Coop verkürzen. Noch vor der Bushaltestelle Aarberg Zeter und Mordio. Claudia kommt dahergerannt – mit einer blutüberströmten Hand, ausgerechnet jener, die sie sich zehn Tage zuvor bei einem Sturz über unseren Holzkohलगrill im Garten zünftig verbrannt hat (ansonsten sind wir aber eine ganz normale Familie). Ich rate ihr, die Hand im Brunnen vor der Post zu waschen, damit wir sehen können, was passiert ist.

Hysterische Anfälle sind das Resultat. Ich wähne mich im falschen Film. Wartende Postautokunden erhalten eine Live-Lektion in Kinderpsychologie zum Nulltarif.

«Was meinsch, was seit ächt d'Mama, wenn ig ihre das hüt abe am Telefon verzelle?» fragt die inzwischen ebenfalls verpfästerte Claudia später im Postauto. Die Antwort ist voraussehbar und trifft dann wirklich auch zu: «Was verzellsch du für ne Blödsinn, Claudia? Chumm gib mer dr Papa as Telefon!»



# US-Wahlen 1992: Play it again, Sam

“ «The Counselor for Public Affairs and the Staff of the United States Information Service, Embassy of the United States, Bern» luden letzte Woche zu einer grossen Wahl-nacht-Party. Beginn am Dienstag um 21.00 Uhr, Schluss um «????» (so stand es auf der Einladung). ”

Obligatorisch angemeldet hat sich Michael Feuz, «Berner Bär»-Chefredaktor, mit vier Gästen. Weil Mike mit zwei Gästen kurzfristig verhindert ist, gehen Matthias Mast und ich allein zu zweit. Den ersten Security check am Eingang zur US-Botschaft («Sprechen Sie deutsch?») bestehen Mätty und Bo mit Bravour. – «Iu, sogar bärndütsch.» Outs-tanding, und schon stehen wir drinnen. Auf der wohl feuerfesten Gästekontroll-liste sind weder Feuz noch seine vier Gäste registriert. «Macht nichts, wie heissen Sie?» will Info-Frau Janet E. Hall wissen. «Mast und Gast.» – «Mast und Gast?» – «Yes, Mast and Gast.» Reimt sich sogar.



Im «Durchhalte-Saal» – erste Teilresultate der Präsidentschaftswahlen Bush/Quayle vs. Clinton/Gore sind erst lange nach Mitternacht zu erwarten – sind ausschliesslich Bush/Quayle-Kleber zu sehen. Offenbar haben jedoch die doch eher zweifelhaften Wiederwahl-Chancen des präsidialen Duos Herrn und



Frau Ambassador Gildenhorn kräftig verwirrt. Mrs. Gildenhorn, ehrlich, eine reizende Amerikanerin, trägt vermutlich die Admiralshosen ihres Gatten (dunkelblau mit güldenen Seitenstreifen), derweil jener – mit rot-grüner Krawatte bereits in Anlehnung an die nächste Stadtberner Regierung, die er selber kaum mehr erleben dürfte – am originellen Snackbuffet u.a. Broccoli auffahren lässt. Dabei scheut doch sein Favorit, Herr Bush, Broccoli wie Graf Dracula den Knoblauch.



Unglaublich, aber wahr: Berner VIPs oder Promis sind an der Party Fehlanzeige. Kein Werner, kein Walter, keine Lisélotte, no Hans, no Marc-Roland, kein François, kein Dällenbach Kari, keine Theres, no Klaus. Wir vermuten im anwesenden Panzer-Leutnant in Uniform den einzi-

gen offiziellen Vertreter der Eidgenossenschaft. Von ihm erfahren wir, dass die künftige Generalität auf der Suche nach einem Arbeitgeber ist, der ihm die «ZS» ermöglicht. Dass man an der «ZS», der Zugschule, derart Freude haben kann.



Vor lauter Election Day bemerken die Amis überhaupt nicht, welcher Gefahr sie im eigenen Haus ausgesetzt sind. Durch Zufall entdeckte ich im Keller der Liegenschaft einen voll ausgebauten Fitnessraum, eine Folterkammer. Darin übt sich ein kleiner Arnold Schwarzenegger im Hanteldrücken im CCCP-Leibchen. Glauben Sie mir: CCCP steht nicht für «Couroucoucou Paloma».



Ich bewundere Diplomaten. Ihr Leben auf Parties ist, weiss Gott, kein Honiglecken. Tausende von echt wichtigen Leuten, aber auch von Wichtigtuern, deren Namen man sich im Laufe der Jahre speichern sollte. Geht nicht, und deshalb bleibt man höflich und gastfreundlich, selbst wenn man jemanden gar nicht kennt, aber so tut, als ob. Frau Gildenhorn ist keine Ausnahme. Überschwenglich begrüsse ich sie, gebe ihr zu verstehen, dass es eine Freude ist, sie wiederzusehen. Nur für einen ganz kurzen Augenblick stutzt sie. «Wir haben uns bei der Swatch-Party von Nicolas Hayek in Zermatt getroffen. Sie sass neben Jean-Pascal Delamuraz, ich hinter Ihnen», helfe ich nach. «Stimmt, ja! War das nicht ein tolles Fest? Ich freue mich,

dass Sie heute abend hier sind, freue mich, Sie wiederzusehen. Danke, dass Sie Zeit gefunden haben, unserer Einladung zu folgen.»

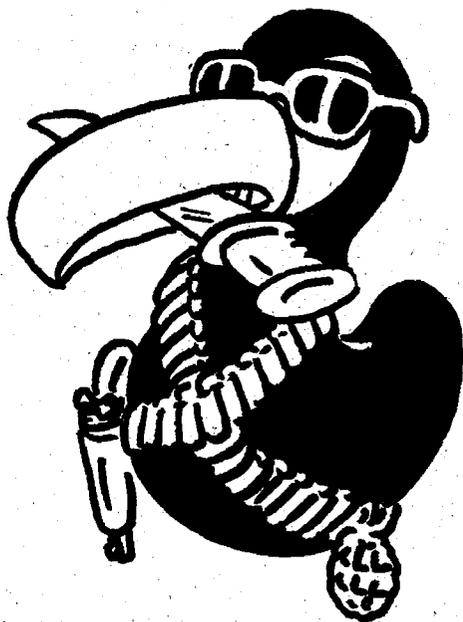


Zum Glück lese ich die Gesellschaftsrubriken der Zeitungen. Ich war nämlich noch nie in Zermatt.

# Terroristen-Überfall aufs Shoppyländ

“ Weil die meisten Leserinnen und Leser «es» ohnehin wissen, verate ich kein Geschäftsgeheimnis, wenn Sie hiermit offiziös wissen, dass ich bei der Migros in Schönbühl arbeite. Unter anderem als Pressesprecher, wobei sich wichtige Berufskollegen als «Medienreferenten», noch viel wichtigere Exemplare dieser Spezies als «Leiter Direktionsbereich Unternehmenskommunikation» zu bezeichnen pflegen. Wie dem auch sei: Wir alle kommen manchmal ganz schön ins Schwimmen, wenn sich Ausserordentliches abspielt. ”

Grössenordnung 11.00 Uhr meldet sich täglich mein Magen zu Wort. Je nach Gewichtsstand marschiere ich dann jeweils entweder zu den Kollegen der Kolonialwaren-Abteilung, die immer Kalorienträchtiges naschbereit haben, oder aber, der Vernunft folgend, in Richtung «Früchte & Gemüse». Dort, bei Ruedi von Niederhäusern & Co., beginnt auch unsere heutige Realsatire. Gerade als ich dabei bin, unbeschwert, weil ohne Paradontose, in eine harte Birne zu beissen, kommt unser Boss dahergerannt. «Chömed Sie sofort!», ruft er mir zu. Peter Everts dreht sich um und rennt in Richtung seines Büros davon, den Pressesprecher im Sog. An der Fensterfront zum Shoppyländ-Parkplatz sehen wir, dass sich vor dem Eingang zum Einkaufszentrum Ungeheuerliches abspielt. Zwei grosse Mercedes stehen mit offenen Türen verbotenerweise auf dem Fussgängerstreifen, ringsherum acht



jüngere Männer mit Funkgeräten ausgerüstet und mit Pistolen bis auf die Zähne bewaffnet. Hektik, da läuft was ab. Weil mein Chef und ich unsere Arbeitsplätze just oberhalb des Vordachs zum Shoppyländ-Eingang haben, sehen wir nicht, ob ein Geldtransporter unmittelbar vor dem Eingang zur Filiale des Bankvereins steht. Noch während des Überfalls rufe ich Nummer 117 an und ... warte eine halbe Ewigkeit (unverzeihlicherweise vergesse ich jedoch, den Überfall mit einer Polaroid-Kamera zu überwachen, damit «Blick» eine exklusive Leserfoto hat). Als sich der Polizei-Notruf meldet, bekommt der Mann den Überfall live beschrieben. Plötzlich der Blick nach oben, die Männer haben uns vermutlich entdeckt, denn schlagartig wird der Überfall abgebrochen. Die Terroristen steigen in ihre beiden Fluchtautos und fahren davon – auch das kann die Polizei ohne Zeitverzögerung am Telefon mitverfolgen.

Polizei und ich vereinbaren, dass ich zur Parkterrasse des Shopylands renne, von wo aus die Moosmatte-Kreuzung überblickbar ist und somit gesagt werden kann, in welche Richtung die beiden Autos davonbrausen. Gesagt, getan. Ich schnappe mir Ueli Künzi von der Liegenschaftenverwaltung als Begleiter; könnte ja sein, dass die Typen im Parkhaus auftauchen und ich Verstärkung brauche. Wir beide speeden davon, zugegeben, mit einem ganz mulmigen Gefühl im Magen, überrennen unterwegs schier zwei ältere Frauen, den Hauswart, einen Hund, drei Einkaufswagen und einen Blumentopf, kommen aber zu spät – die beiden Mercedes sind nicht zu sehen. 117 wird informiert. Auf dem Rückweg suchen wir, noch immer spurtend, die Filiale des Bankvereins auf und empfehlen dem Leiter, den Geldtransporter unverzüglich umzuleiten, damit er nicht den Terroristen in die Hände fällt.

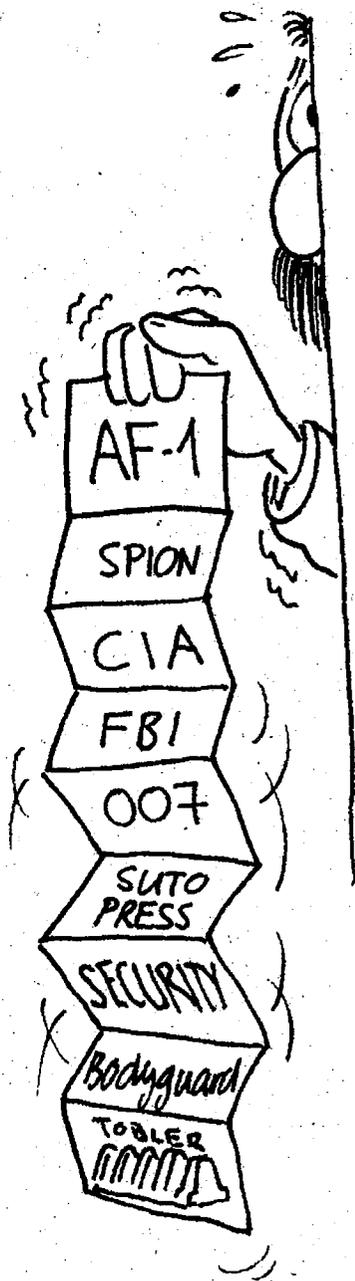
Zurück im Büro, berichtet meine Kollegin, Barbara Siegenthaler, dass sie die Autos in Richtung Schönbühl habe davonfahren sehen. 117 erhält sofort Bescheid. Ueli und ich müssen uns hinsetzen, wir sind vollkommen ausser Atem. Einer von beiden bemerkt, dass uns eigentlich wichtige Berufskleider fehlen: Kugelsichere Westen. Eine halbe Stunde später dann die erlösende Meldung der Polizei. Die Täter sind gefasst, geständig. Auf die Frage, ob man die Leute bereits habe identifizieren können, folgende Antwort der Berner Kantonspolizei: «Also, es ist so: Unsere Kollegen aus Solothurn haben eine Personenschutz-Übung durchgeführt, ohne uns Bescheid zu geben, bitte entschuldigen Sie vielmals.» Das tun wir doch glatt.

# Air Force One

“irgendeinmal kommt der Moment im Leben vermutlich eines jeden Menschen, wo es nach einem einsam gefällten Entscheid kein Zurück mehr gibt. Der Kauf eines Eigenheims mag ein derartiger Entschluss sein, der Abschluss einer Lebensversicherung vielleicht, das Ja-Wort vor dem Traualtar ein anderer. In unserer heutigen Realsatire spielt der Lift eines Genfer Hotels eine zentrale Rolle, zwei Herren mit Namen Reagan und Gorbatschow ebenfalls. Die ungeheuerliche Tat geht auf das Jahr 1985 zurück. Unterhaltend ist sie allemal.”

Sie seien zu fünft für die Betreuung der im Weissen Haus akkreditierten Journalisten während des Reagan/Gorbatschow-Gipfels in Genf verantwortlich, sagt der Vertreter einer US-Mission am anderen Ende der Telefonleitung. Und für deren Empfang im Hotel Intercontinental sei er auf der Suche nach weltweit bekannten Schweizer Präsenten für 300 Nachtischli. Swatch, Fendant und Armeemesser hätte er bereits. Ob wir (ich war damals noch bei Suchard-Tobler in Neuchâtel beschäftigt) mit dreihundert 400-Gramm-«Toblerönern» mitmachen könnten. Klar können wir. Sure.

Mit der mir in die Wiege gelegten Bescheidenheit sowie der Eigenschaft eines ewig talentierten Schwarzweissfotografen frage ich zum Schluss so ziemlich unverfroren, ob es denn irgendwie möglich sei, dem historischen Treffen beizuwohnen, d'Nase z'vorderscht. Jetzt oder nie, it's now or never. Er glaube das kaum, versichert der Gesprächspartner

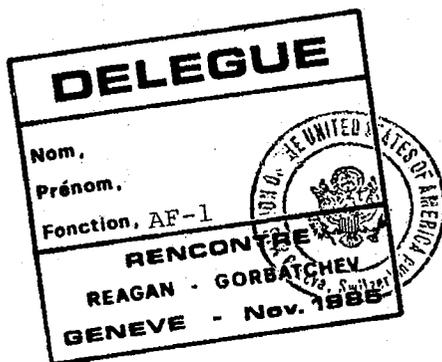


glaubhaft, es gebe riesige Sicherheitskontrollen, bei der Journaille sowieso. Für welche weltbedeutende Publikation ich, wenn schon, denn fotografieren oder schreiben würde? «Für unsere Personalzeitung, die SUTO PRESS, und da gibt es sogar einen Exklusivbericht über einen gewissen Henry Kissinger vorzuweisen, weil der gebürtige Fürther einmal Zugpferd an einem Suchard-Tobler-Symposium war und ich Gelegenheit hatte, mit ihm zu sprechen», lautet die schicksalsschwere Antwort. Der Diplomat ist beeindruckt, vor allem als er Textpassagen vorgelesen bekommt. Der Ex-US-Aussenminister erweist sich für mich als Schlüssel zum Erfolg. Wer Henry K. schon mal journalistisch aufbereitet hat, der kann so schlecht gar nicht sein. Ich solle, so heisst es, «am kommenden Mittwoch exakt – exakt! – um 13.30 Uhr einen genau beschriebenen Lift im Hotel «Interconti» besteigen, hinauffahren und, im Lift, auf weitere Anweisungen warten. Er wolle sehen, was sich machen lässt. Versprechen könne er allerdings gar nichts. Und überhaupt, wie ich denn aussehen würde? Merke: Wie in einem Spionageroman.

Als der grosse Uhrzeiger im «Interconti» sich der magischen «30» nähert, da wird die Kehle trocken, der Puls flattert, der Magen rumort, das Herz fällt in die Hosen, die Knie versagen ihren Stützdienst, Schweiss perlt auf der Stirne und unschöne Szenen vom gewaltsamen Ende einiger Spione kommen in den Sinn. Anyway: Rein in den Lift, so eine Chance kommt nie wieder! Zusammen sind wir sieben adrett gekleidete Amerikaner, tschäggeti Hosen, weisse Kurzarmhemden, Krawatten, «How are you?». Etage um Etage nimmt unser Lift an Inhalt ab, zum Schluss, ab 10. Stockwerk, sind wir noch zu zweit. Die Spannung ist unerträglich. Plötzlich drückt «der

Andere» den Stoppknopf. «Bornhauser?» Er würde bestreiten, mich jemals gesehen zu haben, und lässt auffällig einen hochoffiziellen Ausweis hochinoffiziell auf den Boden fallen. Der Lift fährt weiter, im nächsten Stock steigt der Unbekannte aus, «Good luck!».

Ich bücke mich und betrachte die Karte. Seit einigen Sekunden bin ich jetzt offizielles Mitglied der AF1. AF1 steht für «Air Force One». Das ist «bloss» das Flugzeug des Präsidenten. Einen Namen habe ich auch, aber der sei selbst hier nicht verraten.



Das ungefähr 64 cm<sup>2</sup> grosse AF1-Kärtchen öffnet mir Tür und Tor, erst einmal jene zum Internationalen Pressezentrum. Sofort decke ich mich mit herumliegenden Pressecommuniqués ein, tue wichtig (was mir nicht eben schwer fällt), «talke» mit den Kollegen Hug (Schweizer Fernsehen) Kronzucker (ZDF), Friedrichs (ARD), Ronald Reagan jun. (Playboy) und Tom Brokau (CBS) «small», kaufe eine günstige, aber seither nie mehr gebrauchte Nikon-Reporterjacke und fotografiere sicherheitshalber Grossfotos der beiden Hauptdarsteller. Just in case, falls wir uns nicht persönlich vorgestellt

werden sollten, beim gemeinsamen Nacht, oder so. Ansonsten tut sich vorerst nicht sehr viel. Immerhin ist eine Pressekonferenz der US-Delegation «vor ausgewählten Vertretern der Welt- presse» um 5 PM angesagt; also disloziert die Medienprominenz wieder zurück ins «Interconti». Dort kommt es dann zu einer dramatischen Begegnung: Hansueli Trachsel vom «Bund» muss vor der Türe bleiben. Zum Glück reklamiert er nicht lautstark, wie er Schoggi-Bornì reinspazieren sieht. (Als ich ihm the day after auf Anfrage seinerseits die Geschichte im Detail erzähle, da meint er trocken: «Das ist so unglaublich, das darf ich ja nicht mal publizieren!»).

Bevor es zu offiziellen Verlautbarungen zuhanden der akkreditierten White-House- und Chocolate-Press kommt, ist die Ankunft von US-Aussenminister George Shultz angesagt. Marsch zur Empore, wo die Meute den Eingang des Hotels übersehen kann. Warten auf George. Plötzlich: Reifenkreischen, Hoteltüren auf, Sicherheitsbeamte rein, der US Secretary of State kommt. Dann, plötzlich Panik. Die Lady neben mir beginnt zu schreien – «USA, out of Nicaragua!» und schmeisst etwas undefinierbares hinunter, knapp am Kopf von George Shultz vorbei. Die Bodyguards zerren Shultz aus dem vermeintlichen Gefahrenbereich. Geistesgegenwärtig fotografiere ich die Szene, bleibe dank dem Motor der Kamera «am Ball» (komme später allerdings weder beim «Bund» noch bei «Magnum» dazu, die Bilder zu vermarkten). Blitzschnell sind die Sicherheitsbeamten oben, die Dame überwältigt. Mir wird es schwarz vor Augen – jetzt kommt der grosse Schwindel aus. Personenkontrolle ist angesagt. Ich sehe mich bereits in den

Klauen des FBI und CIA. You only live twice.

«Hey man», sagt einer der Typen der Security, ich solle ihm schnell helfen. Ungläubiges Staunen. Der Ausweis! Als AF1-Mann gehöre ich ja zu «denen». Also helfe ich dem Kollegen. Ende gut, alles gut. Anschliessend schleiche ich mich jedoch rasch davon, höre noch kurz Prä-sidentensprecher Larry Speakes zu und verdufte unbemerkt. Als Vertrauens-mann des Präsidenten weiss man ja schliesslich, was sich gehört.

# Frau Kohlbacher ist sauer ...

Unterwegs mit einem Geschäftswagen. Weil eine grössere Strecke bevorsteht, will ich frühmorgens nachtanken. Sicher ist sicher. Blick auf die Anzeige – halbvoll. Zwanzig Franken in den Benzinautomaten – der Tank fasst meines Wissens 60 Liter – und hopp dr Bäse. Drei Liter, vier Liter, fünf Liter, 5,6 Liter, aus, fertig, randvoll. Das kommt davon, wenn man den Benzinstand an der Temperaturanzeige ablesen will.

Einer der Höhepunkte meiner inzwischen unzähligen gesellschaftlichen Missgeschicke geht auf das Frühjahr 1967 zurück. Damals war ich als Stift bei Gfeller Sport in Bern unter Vertrag. Unsere Bürochefin, Frau Kohlbacher, liess mich jeweils am Samstagvormittag ihre eigenen Kommissionen erledigen. Weil (damals noch) ein folgsamer junger Mann, tat ich wie befohlen. Bis zu jenem schicksalshaften Morgen, als Frau Kohlbacher mich einen ganzen Käsekuchen bei Gfeller & Rindlisbacher am Bärenplatz holen liess. Da bloss mit einem gewöhnlichen Einkaufsnetzli unterwegs, «stürze» ich den Kuchen leichtsinnigerweise für den Transport «kopfüber». Pflatsch. Das Geschrei, als Frau Kohlbacher anstelle des vermeintlichen Kuchens einen zugegebenermassen, recht unappetitlich aussehenden Käseauflauf resp. -auslauf vorfand, das hätten Sie live miterleben sollen: «Du bisch dr dümmscht Cheib, wo z' Bärn umelouft! Für nüt, für gar nüt cha me di bruuche!» (womit sie so unrecht nicht hatte). Es war übrigens das letzte Mal, dass ich für Frau Kohlbacher privat auf Achse war. Eine lehrreiche Lebenserfahrung.

Jener «alias Beat Neuenschwander», der Geschäftsinhaber, Behörden und Prominente für Radio Förderband mit «versteckten Telefonanrufen» auf Trab hielt, das war/bin ich (Seiten 24/25). So ist es denn geradezu logisch, dass ich privat und geschäftlich bei ungewöhnlichen Anrufen übervorsichtig reagiere – weil ich eben noch immer vermute, die Radiomacher möchten auch mal ... So zum Beispiel, als angeblich ein Vertreter der russischen Ambassade in Bern sich telefonisch nach dem Hersteller der Lesebrillen in den Verkaufsgestellen meiner Arbeitgeberin erkundigte, mit dem Hinweis, «auch in Russland gebe es erstklassige Brillenhersteller». Merken Sie Öppis? Eben, ich auch. Schliesslich sind wir ja nicht auf den «Kopp» gefallen. Und so wurden salopp alle verfügbaren schlagfertigen Register, vorwärtigen Schubladen und satirischen Bundesordner gezogen. Zum Schluss monologisierte ich, inzwischen zur Höchstform aufgelaufen, nur noch in akzentfreiem «gebrochenem Akzent russisches». Ehrlich, doch nicht mit mir ... Doch, doch, Sie ahnen richtig: Es war, wie sich dann herausstellte, tatsächlich ein Botschaftssekretär der russischen Vertretung. Sayonara.



# Nur Fliegen ist schöner

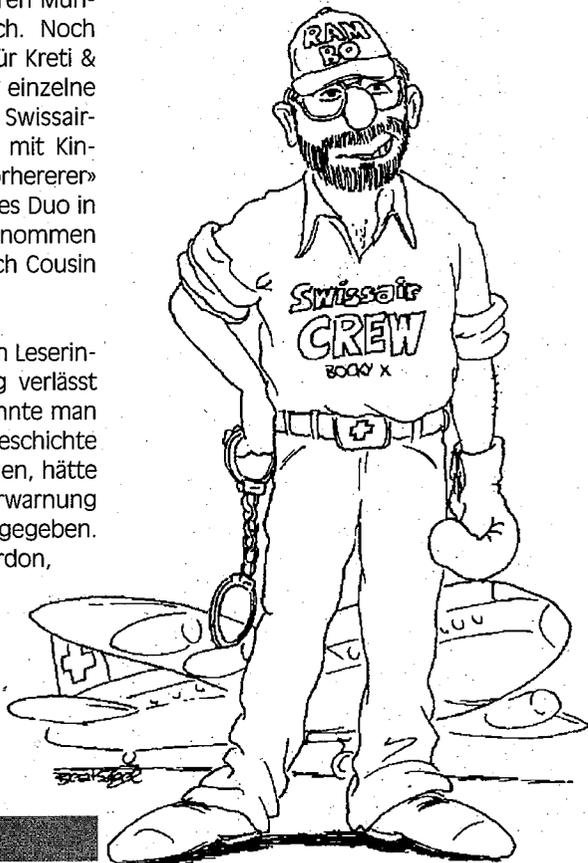
“ Es gibt Leute, denen wird nachgesagt, sie seien richtige Glückspilze. Anderen wiederum klebt das Pech förmlich an den Sohlen, währenddem weitere Zeitgenossen mit Fettnäpfchen an den Füßen geboren werden. Und selbstverständlich gibt es noch jene, die sich selber immer und immer wieder in den unmöglichsten Lebenssituationen wiederfinden. Ich gehöre zur Sorte der Letzteren, zu den Realsatirikern. ”

Sonntagabend auf dem Flughafen München; Swissair-Kurs nach Zürich. Noch bevor das offizielle Zusteigen für Kreti & Pleti beginnt, gehen bereits einzelne Passagiere an Bord der Swissair-Maschine, vornehmlich Mütter mit Kindern sowie VIPs. Dass noch «vorhererer» bereits ein ungleiches maskulines Duo in der hintersten Reihe Platz genommen hat, das bemerkt niemand. Auch Cousin Urs und ich nicht.

Für die Statistiker unter unseren Leserinnen und Lesern: Das Flugzeug verlässt München pünktlich. Und so könnte man die soeben begonnene Kurzgeschichte völlig unspektakulär ad acta legen, hätte es nicht plötzlich und ohne Vorwarnung in der hintersten Reihe Stunk gegeben. Erst als die zweite Hostess, pardon, erst als die zweite Flugbegleiterin an uns vorbeispedet, da drehen sich Cousin Urs und ich, vier Reihen weiter vorne sitzend, gelangweilt um. Zwei Herren, einer davon in Handschellen, liegen sich in der Wolle, schreien umher

wie am Spiess, traktieren sich mit den Fäusten. Die beiden Swissair-Mitarbeiterinnen versuchen ladylike in den ungleichen Kampf einzugreifen, vergeblich. Eine davon ruft uns, in allerschönstem Berndeutsch: «Lueget doch nid eifach zue, chömet mer cho hälfte!» Mir chöme.

Obwohl keine ausgewiesenen Experten im Analysieren von handfest ausgetragenen Konfliktsituationen, bemerken wir rasch, worum es geht. Ein untersetzter, kräftig gebauter Südländer drescht gnadenlos auf ein körperliches Federgewicht



ein, welches psychisch und, vor allem, physisch überfordert ist. Wie sich herausstellt, handelt es sich beim Leichtgewicht um einen Zürcher Kantonspolizisten, der einen südamerikanischen Delinquenten nach Zürich überstellen soll. Überstellen ist gut, überstellt hat es vor allem den Po.

Mit 195 cm Körpergrösse und dreistelligem Gewicht lange ich mal kräftig zu und setze beide Streithähne, das Hebelgesetz ausnützend, lehrbuchmässig wieder in ihre Sitze, sogar in der dafür vorgesehenen Körperhaltung. Die Lage beruhigt sich nur zögernd. Derweil die bildhübsche Bernerin uns bittet, «sicherheitshalber» hinten zu verbleiben, da werden alle übrigen Passagiere nach vorne auf die noch freien Sitze komplementiert; das Schlachtfeld sozusagen weiträumig ausgezont. Der Südamerikaner schreit wie ein Wahnsinniger und spuckt nonstop fremde Leute an. Wohl nicht zum ersten Mal in seinem Leben, selbst aus ungefähr fünf Meter Distanz trifft er mit verblüffender Regelmässigkeit.

Cousin Urs, jetzt rechts vom zu Überstellenden sitzend, der Freund und Helfer links davon und ich, den klassischen Schwitzkasten von hinten praktizierend, halten den Mann in Schach. Dann: Blitzschnell öffnet der seine Hose, bedeutet uns, dass er schnell muss. Der Kapo weiss nicht, wie er entscheiden soll. Nachdem sich Cousin Urs vergewissert hat, dass der Delinquent unbewaffnet ist, begleiten wir ihn zu dritt zur Toilette, Kapo voraus. Noch bevor wir dem Polizisten zurufen können, er solle seinen Fuss zwischen Türe und Rahmen setzen, hat sich der Mann eingeschlossen. Das Unheil nimmt seinen weiteren Lauf; der Südamerikaner beginnt damit, das WC zu demolieren, dass es nur so tätscht und

tuet; unter Ausschluss der Öffentlichkeit. «Unsere» Bernerin bringt den Alles-Öffner. Zu dritt, ohne Bernerin, mit Kapo, stürzen wir uns auf den irre Gewordenen, zerren ihn aus dem Kabäuschen. Die Schlägerei geht, nach einem «Inneren Brienzer» meinerseits, minutenlang auf dem Boden der Kabine weiter. Käser Adi und Rüfenacht Silvio wären stolz auf Cousin Urs und mich gewesen.

Irgendwann sitzen Cousin Urs, Delinquent und Po wieder, ich stehe als Wachmann dahinter. Inzwischen, so sagt uns die Bernerin, hat der Captain Klotten kontaktiert, damit die Kapo den südamerikanischen Schläger sofort nach der Landung in Empfang nimmt. Vorher greift dieser aber noch zu seinem Füllfederhalter und sticht sich damit in die Nase. Wir entreissen ihm das Gerät, es geht kaputt. Blut hier, Blut da, Blut überall, Tinte hier, Tinte da, Tinte überall. Ein richtiges Happening. Die Prügelei geht munter weiter. Es ist das erste und einzige Mal, dass ich einen Landeanflug mit offizieller Genehmigung stehend erlebe. Zum Schluss verlangen Besatzung und Kapo zwar nicht gerade ein Autogramm von Cousin Urs und Ram-Bo, wohl aber Adressen und Telefonnummern.

Weil im Flugzeug selber niemand so richtig mitbekommen hat, weshalb wir als Schläger amtieren mussten, betrachten uns die Leute bei der Gepäckentgegennahme mit Abscheu und Verachtung. Pfui. Apropos: Die Swissair lässt vier Wochen später von sich hören, die Kapo überhaupt nicht.

# Patrick Lindner (1)

“*Wir sind eine anständige Familie, bei uns zu Hause werden keine Beatles-Lieder abgespielt*», hiess es, Irrtum vorbehalten, anno 1964, als Onkel Otto mir zu Weihnachten mit der Single «*Eight Days a Week*» eine Freude machen wollte. Diesen elterlichen Fehltritt, das habe ich mir vor 30 Jahren geschworen, würde ich später einmal meinen Kindern gegenüber nicht wiederholen. Und so darf unsere Claudia anstandslos Patrick Lindner hören, wann immer sie will. Wenn ich nicht zu Hause bin. ☹

So genau lässt sich heute nicht mehr rekonstruieren, wann und wie genau Patrick Lindner sich Zugang in unser trautes Heim verschaffen konnte. Mag durchaus sein, dass Claudia den Unglückseligen einmal bei ihrem Grossvater mütterlicherseits im Auto ab Kassette gehört und diese gleich mit ins Kinderzimmer genommen hat. Grossvater bestreitet diesen Tathergang allerdings energisch.

Stimmt, als Kulturverantwortlicher bei einem in dieser Sache nicht genannt sein wollenden Grossverteiler müsste ich musikalisch auf alle Seiten offen sein, aber Lindner, pardon, das ist einfach too much. Heino und Hannelore, bitte schön, Egon Egemann, von mir aus, wägetmine o no 's Guguseli vom Peach Weber. Aber verschonen Sie mich mit Lindner: «*Gänseblümchen weinen nicht*» heisst einer seiner Knüller. Man stelle sich das einmal vor, «*Gänseblümchen weinen nicht*». Mittlerweile kann ich das Lied auswendig.

Es kommt nämlich vor, dass Familie B. sich mit dem Auto auf den Weg macht, oftmals zwei Stunden nonstop. Wer streitbare Kinder hat, der weiss, dass Fahrer und Beifahrerin in solchen Situationen nur zwei Möglichkeiten offenstehen: Entweder man gibt den Wünschen der lieben Kleinen klein bei, oder man riskiert eine zweistündige Zangerei samt Unfall. Meine Frau und ich bevorzugen Variante eins. Und das heisst zwei Stunden «*Ruhe*» mit Gesang ab Kassette von, exakt – Sie haben es erraten. «*Ich hätt' Dich sowieso geküsst*», «*Anna-Lena*» und «*Die Sterne gehen nach Hause*». Wunderbar.

Abends läuft am Schweizer TV «*Die Reifeprüfung*» mit Dustin Hoffmann und Anne Bancroft. Weil ich den Streifen schon x-mal gesehen habe (ihn aber nach wie vor saugt finde), schalte ich zwischendurch auf andere Sender. Man weiss ja nie. Just als Benjamin Braddock zum allerersten Mal mit der anrühigen Mrs. Robinson (Simon & Garfunkel, **das** waren noch Sänger) ins Hotelbett gumpst, hopse ich per Fernbedienung fatalerweise auf SAT 1. Dort gibt Herr Lindner zufälligerweise zeitgleich seine «*Anna-Lena, für Dich*» zum allerbesten. Die laufende Videoaufnahme der Reifeprüfung wird sofort interruptiert und Lindner aufgezeichnet, für die bereits artig schlafende Claudia. Eh ja, Vater sein verpflichtet. Einmal, als Claudia-Darling krank zu Hause darniederliegt, lächelt Lindner von der Titelseite der «*Glückspost*». Horror. Ich will gerade am Kiosk vorbeilaufen, als sich das Gewissen meldet: «*Du weisst doch genau, dass Claudia sich über dieses Heftli freuen würde, warum kaufst du es ihr nicht?*» – «*Spinnst du, Gewissen, was sollen die Leute von mir denken,*

'Glückspost' und Lindner? Geits no?» – «Bitte sehr, aber das musst du selber mit dir ausmachen», verabschiedet sich die unhörbare Stimme. Und so schreite ich wie von einer unsichtbaren Kraft getrieben zu einem Kiosk im Hauptbahnhof, an welchem mich niemand kennt. Als kein Mensch weit und breit zu sehen ist, greife ich wortlos zur «Glückspost» und stecke sie der Angestellten unter die Nase: «Rollen bitte!» Ich setze mich, mit roten Ohren, ins hinterste RBS-Abteil in Richtung Schönbühl. Erst als der Zug abfährt und mit Sicherheit feststeht, dass sich ausser B. niemand im Wagen aufhält, entrolle ich die «Glückspost» und lese das Interview mit den (Zitat) «heissen Fragen» an Patrick Lindner, der vom Pfarrer eigentlich Friedrich Raab getauft wurde. Seine Antworten sind etwa so hochstehend und hintergründig wie

seine Texte, aber lassen wir das. Das Schlimmste kommt nämlich erst noch: Lindner. Nach Bern. Live. Am 13. Dezember im Kursaal.

Ich werde Claudia zum Konzert begleiten. Meine Frau kommt mit. Schliesslich hat sie mir Treue geschworen, in guten wie in schlechten Zeiten.

(Teil 2 folgt auf Seite 62)



# Dividende: 21 Cents

 Worldwide Services, Inc. Paying Agent For The Walt Disney Company Attention Shareholder Services 4130 Cahuenga Blvd. Suite 310 North Hollywood, CA 91602				364,777 03208231 93-47 929	
				Payable At: Norwest Bank Kalispell, N.A. Kalispell, Montana 59901	
Account Number	Tax ID Number	Record Date	Payable Date	<b>PAY \$ *****0.21</b> If Your Tax ID # Is Blank, Invalid, Or You Are Non-Exempt, The Amount Below Represents 31% Backup Withholding In Accordance With The Interest And Dividend Tax Compliance Act Of 1983. \$\$\$\$\$0.00 Disney Worldwide Services, Inc.	
0000238478	000-00-0000	01/10/94	02/18/94	By  AUTHORIZED SIGNATURE	
Pay To The Order Of	THOMAS BORNHAUSER BEUMDEWEG 18 3033 VÖLLEN SWITZERLAND				
⑈03208231⑈ ⑆092900477⑆ 808⑈ 122⑈					

„ Schon mal versucht, bei einer US-Bank eine Einhundertfranken-Note zu wechseln? Schöne Blamage, ebenso könnten Sie mit einer Dreihunderter-Note aufkreuzen, made by Ravensburger. Die Leute ennet dem Teich haben diesbezüglich null Ahnung. Was aber passiert hierzulande, wenn man bei einem Schweizer Geldinstitut einen auf eine US-Bank ausgestellten Check über satte 21 Cents einzuzahlen versucht? Ein Tipp: Gehen Sie vorher unbedingt auf die Toilette, weil Sie sonst vor Lachen in die Hose machen. „

MM bedeutet für mich, als grössten lebenden Walt Disney-Fan, in erster Linie Mickey Mouse, DD steht für Donald Duck. Gottlieb Duttweiler und Karl Schwenk werden es mir verzeihen. Bei uns zu Hause hängt, folgerichtig, auch eine wunderschöne Walt-Disney-Aktie an einer Wand. Und weil die Walt Disney Company, Euro-Disney-Troubles hin oder her, ein gesundes Unternehmen ist,

schickt Onkel Dagobert jedes Quartal eine Dividende. Per Check. Anfang 1993 über exakt 21 Cents.

Bankverein Shoppyländ. «Pardon, das sind ja bloss .21 Cents, haben Sie das bemerkt?» meint ein fröhlicher Banker. «Klar.» – «Aha, und diesen Check möchten Sie einlösen, jetzt, hier?» – «Selbstverständlich, oder glauben Sie etwa, wir wären dermassen reich, dass wir Checks an die Wand kleben?» – «Haben Sie ein Konto bei uns?» – «Nein, aber ich will ja kein Konto eröffnen, sondern bloss diesen Check einlösen.» – «Das geht nur, wenn Sie ein Konto bei uns haben, und selbst dann kostet Sie das elf Franken Spesen.» Der Mann schlägt abschliessend vor, den Check einem US-Reisenden mitzugeben, damit jener ihn in Amerika spesenfrei einlösen kann. So mit Indossament und Signatur und so.

Migrosbank, Shoppyländ (bei welcher ich ein Konto unterhalte und wo man mich kennt). «Herr Bornhauser, Verzeihung, ist das eines Ihrer Spässchen?» – «Nein, überhaupt nicht, geits no, ich möchte

mir die umgerechnet 30 Rappen wirklich gutschreiben lassen.» Wie sich herausstellt, wären vier Franken Spesen zu bezahlen, und zwar nach folgendem Prozedere (Zitat): «Sie geben uns den Check, wir händigen Ihnen dafür eine Quittung aus, schicken das Papier nach Amerika und sobald wir das Geld haben, schreiben wir es Ihrem Konto gut, abzüglich Spesen.» Dauert öppe fünf Wochen, schätzungsweise.

SBB-Change-Schalter im Hauptbahnhof Bern. «A joyful good morning, can I cash this check please», bekommt der Mann zu hören, ganz offensichtlich von meiner MM-Krawatte und dem DD-Pin am Revers des Vestons beeindruckt (Krawatte und Pin habe ich absichtlich für die Banken-Tour angezogen). «No. We are not a bank», kommt es retour. Und was ist mit den alten US-Eisenbahnaktien, die hier zum Kauf angeboten werden, ist das etwa keine Bank-Angelegenheit? Der Geldwechsler mag nicht stürmen: «Go to the Volksbank.» I do.

Volksbank im Hauptbahnhof. Der Schalterbeamte ist hässig, weil just vor mir eine umständliche Kundin die Kolonne am einzigen offenen Schalter auf sieben Leute hat anwachsen lassen. «Soll das ein Witz sein? Das sind bloss 21 Cents! Wissen Sie, wieviel das ist?» – «So ungefähr.» Nachdem er etwas von 18 Franken Spesen gemurmelt hat, beginnt er auf seiner Rechenmaschine loszuhämmern, als ginge es darum, weiss nicht was herauszufinden. «Das sind bloss 30 Rappen, Sie!» – «Na und?» Der Gereizte empfiehlt mir, dahin zu gehen, wo der Pfeffer wächst, nämlich dorthin, wo ich ein Konto habe. «Kann ich bei Ihnen ein Konto eröffnen?» frage ich höflichst. Das ist zuviel. Ich ziehe Leine, bevor es zu Handgreiflichkeiten kommt.

Bankgesellschaft Bubenbergrplatz. Eine offene Schalterhalle, like back home, sogar den gelben «Bis-hierher-und-nicht-weiter»-Flughafen-Strich gibt es aus Indiskretionsgründen am Boden. Die SBG-Mitarbeiterin nimmt das Ganze auf die Spassige, lediglich bei der Bemerkung, «Das kann Sie bis zu 25 Franken Spesen kosten», wirkt sie ernst. Ich erkläre ihr die Sache mit der Aktie, der Krawatte und dem Pin. Sie lacht: «Seien Sie mir nicht böse und verstehen Sie mich bitte nicht falsch, aber an Ihrer Stelle würde ich auch den Check an die Wand hängen.» Bingo.

Unkonventionell mein Dermatologe, als er die Story zu hören bekommt: «Meine Tochter ist total Disney-verrückt, Sie würde ausflippen, wenn ich ihr den Check heimbringe. Kann ich Ihnen das Papier für einen Franken abkaufen?» Das nenne ich doch einen Deal, die Rendite gleich verdreifachen. Onkel Dagobert wäre stolz auf mich. Keine Angst, Herr Doktor wird sich bei der nächsten Rechnung schadlos halten.

# Top Secret

«**Recherchierende Journalisten blockt man in der Regel eiskalt ab, wenn sie mit ihren kritischen Fragen bei Unternehmen oder Behörden Ungeheuerliches herauszufinden versuchen, Politiker müssen nach einer unvorsichtigen Plauderei mit einer parteiinternen Untersuchung und Konsequenzen rechnen. Dabei ist es kinderleicht, Geheimstes, im wahrsten Sinne des Wortes, zu erfahren: Nirgends auf der Welt wird derart grobfahrlässig dahergeplaudert wie im Intercity Bern-Zürich, aller retour.**»

Die heutige Realsatire handelt ausdrücklich nicht von einem kurz zuvor im IC Bern-Zürich ebenfalls unfreiwillig mitgehörten (und diskret mitprotokollierten ...) Gespräch zwischen dem Top Manager der Tetra Pak und einem Profax der Hochschule St. Gallen, wo frischfröhlich und ausführlich Strategien, Marktanalysen, Machenschaften(!) und Zahlen ausgeplaudert wurden. Es geht auch nicht um das Gespräch jener zwei bekannten Nationalräte, die kräftig «Internes» (um nicht zu sagen «Intimes») von sich gaben. Nein, heute geht es um einen vermeintlich vertraulichen Dialog zweier Bankenvertreter.

Eines sei vorweg zur Ehrenrettung der beiden Bankenplauderis verraten: Sie konnten wirklich nicht ahnen, dass meine scheinbare Schreib- und Rechentätigkeit nur schlitzohrig vorgetauscht war und ich ihnen mit Argusohren zuhörte. Aber es war ganz einfach zu lecker, was die beiden aufzutischen

wussten. Wegzuhören wäre einer Beleidigung gleichgekommen.

«Wir haben nur ein Ziel. Wir wollen raus aus diesem verdammten Verfahren, aber das können wir nur, wenn wir Namen nennen, und das wollen wir nicht», würde wohl jeden halbwegs interessierten Journalisten aufhorchen lassen. Zwar bin ich keiner, aber interessiert. Es geht in der Konversation munter weiter, ich schreibe mit: «Um 16:15 Uhr kommt das Telefon aus dem Bundesamt für Polizeiwesen. Es kommt darauf an, wie die Amerikaner das Rechtshilfeabkommen interpretieren.» Ich schreibe mit. «Wir wollen Liechtenstein nicht an die grosse Glocke hängen, weil verschiedene Generaldirektoren im Stiftungsrat sitzen.» Und: «Es ist übrigens ausgesprochen dumm, wie er das angestellt hat. Immer wieder taucht der Name S.\* auf.» Oder: «Wir blockieren die Vermögenswerte und er bezahlt die laufenden Kosten. Mit den Kontoeröffnungsunterlagen halten wir zurück.» Undsoweiterund-sofort. Details noch und noch. Wie heisst es doch in einem Werbespruch? «Die Banken. Teil unserer Wirtschaft.» Soso.

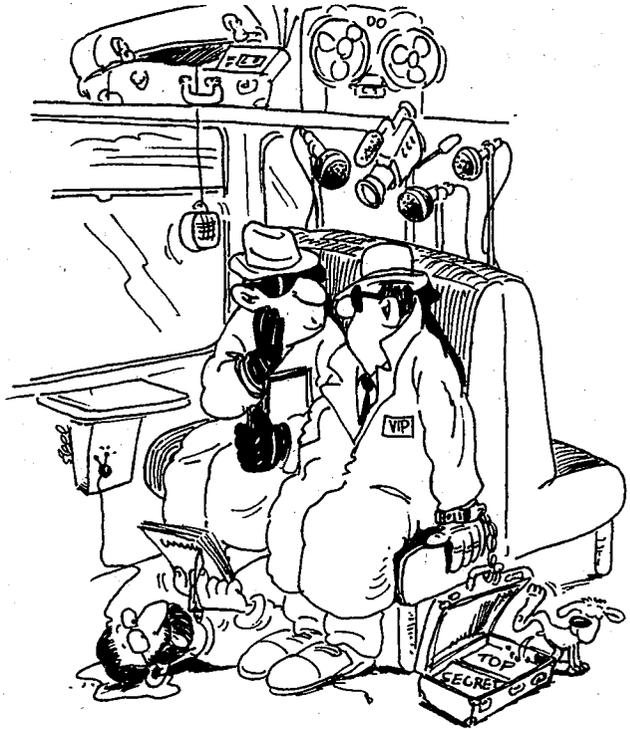
Zu dumm, in Bern heisst es Abschied nehmen. Da, plötzlich, auch die beiden Bankenmanager stehen auf! In Sachen Personenobservation völlig unerfahren, begehe ich den unverzeihlichen Fehler, zuerst auszusteigen. In der Unterführung tue ich dergleichen, als ob die Plakate der Zugsankünfte von Interesse wären. Die Bankenheinis gehen an mir vorbei, ich ihnen nach. Derrick lässt grüssen. Meine mich (hoffentlich) liebende Gattin wartet – ich grüsse knapp und marschiere an der staunenden Ehefrau vorbei. «Ssssch, ig erklär's dr nachär», bekommt Monika ins Ohr geflüstert. Die

beiden Verfolgten verabschieden sich im Untergrund. Wem folgen? Und weshalb überhaupt? Ich entscheide mich für den Jüngeren der beiden. Rolltreppe rauf. Dank des eingeschlagenen Wegs lässt sich vermuten, zu welcher Banken-Zweigstelle er gehen könnte. Zufall: Am Hauptsitz eben dieser Bank kenne ich jemanden, der auf der Direktionsetage arbeitet.

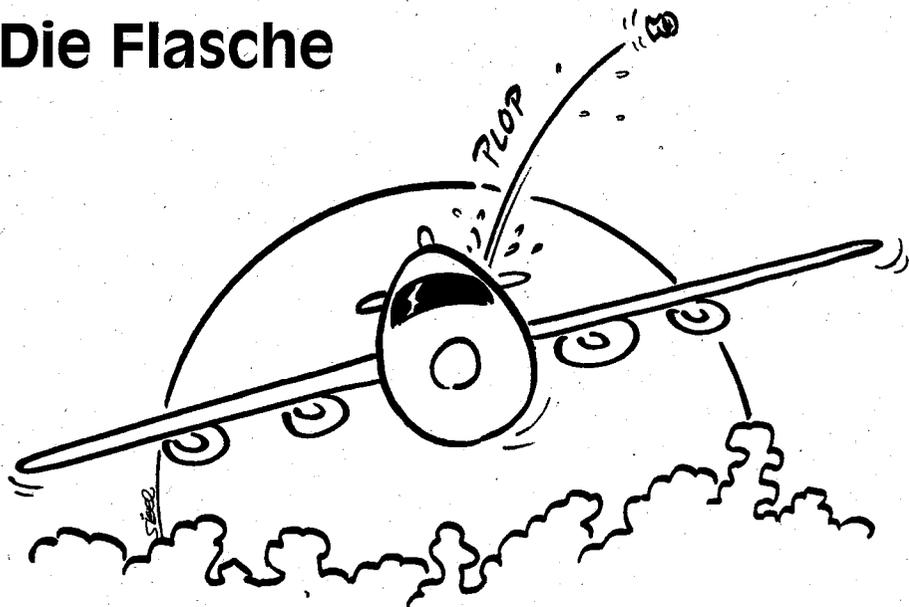
Ein privater Anruf mitsamt Personenbeschreibung reicht aus. Die beiden Mitreisenden arbeiten tatsächlich bei der vermuteten Bank. Bingo. Ich plaudere die Sache einem Wirtschaftsjournalisten aus – und jener wird sehr rasch fündig. Es geht um die vom Bundesamt für Polizeiwesen BAP verlangte Rechtshilfe an die amerikanische Börsenaufsicht SEC in der Insider-affäre Péchiney. Davon betroffen sind acht sogenannte Schweizer Geldinstitute, eines davon die in Frage stehende Bank, eine andere die Firma S.\* (Merken Sie öppis?). Kurz: Happiges braut sich da zusammen, zumal weder dem BAP noch der SEC die «Zug-Infos» bekannt sind. Bankintern brennt es lichterloh, weil die offene Panik ausbricht, der Journalist, der inzwischen die Pressestelle offiziell kontaktiert hat, könnte die Story, wenn auch als Glosse, publizieren. Durch meinen direkten Bankendraht sind wir immer à jour, was sich beim Geldinstitut exakt tut und welche Strategie man dem Journalisten gegenüber zu verfolgen gedenkt. Wunderbar.

Wie die Sache ausgegangen ist? Nun, als die Lage der Bank derart ungemütlich wird, dass sie bei einer Publikation mit echten Nachteilen rechnen müsste, da lässt sie diskret, aber unmissverständlich ihre Muskeln spielen, so dass sich der Journalist nach Rücksprache mit mir entschliesst, den an sich druckfertigen Artikel zurückzuziehen. Der oberste Bankboss himself lässt sich daraufhin nicht lumpen. Für die Nichtveröffentlichung kommen 12 Flaschen feinen Rotweins daher. Volnay – Clos des Chênes, für alle, die es genau wissen wollen.

\* Aus rechtlichen Gründen darf der Name der Firma hier nicht publiziert werden.



# Die Flasche



«Keine Branche gibt sich bei der Formulierung ihrer Werbeslogans derart «gschtopft» wie jene der Airlines, der Fluggesellschaften. Alle wollen sie die Verwöhnten verwöhnen. Doch auch Airlines kochen nur mit Wasser: Die Realität hält mit den Versprechen oftmals nicht Schritt. Kunststück, schliesslich arbeiten auch dort, Duft der grossen weiten Welt hin oder her, bloss ... Menschen.»

«Malaysia Airlines verwöhnt Flug um Flug», versprechen die Malaysia Airlines MAS in ihrem Werbeprospekt. Wunderbar, das Angebot kommt wie gerufen. Erst im allerletzten Moment ist mir Lölü eingefallen, meiner Arbeitskollegin Barbara Siegenthaler und ihrem Mann auf ihrem Ferienflug von Zürich nach Kuala Lumpur eine Flasche Champagner zu offerieren. Gegen Verrechnung, versteht sich. Der Haken: Das Flugzeug verlässt

Zürich heute um 14.00 Uhr, jetzt ist es 9.15 Uhr.

Anruf an das Stadtbüro der MAS in Zürich. Mein Vorhaben stösst bei den Leuten auf Wohlwollen, dafür zuständig ist jedoch der Swissair-Verpflegungsdienst am Flughafen, heisst es bei MAS. Merci für den Tipp. Bei der Swissair lacht die Telefonistin, versichert bei allem, was ihr heilig ist, dass einzig die MAS dafür zuständig ist – und schickt mich, per Schwachstromleitung, retour in die City zur MAS. Dort verrät Pascale Müller ein Geheimnis, nämlich dass ich offensichtlich bei der Swissair mit einer falschen, weil inkompetenten Dame gesprochen hätte. «Herr Sowieso» sei die Kompetenz in Person, und ich solle nur beharrlich sein. So einfach ist das. Scheinbar. Besagter Swissair-Mann amüsiert sich köstlich ob meiner sich abzeichnenden Odyssee: «Wenn überhaupt, dann muss die Malaysia uns einen formellen Auftrag zur Ausführung erteilen, sonst läuft gar nichts. Sagen Sie das denen!» Adiö. Beim

dritten Anlauf kapituliert die MAS. Pascale Müller: «Am besten, Sie bringen uns die Flasche selber schnell vorbei, wir sind dann dafür besorgt, dass sie auf den Flieger kommt.» Ich erkläre der Dame mein Problem, sowohl ökonomischer als auch ökologischer Natur. «Eventuell», kommt zur Antwort, «kann Ihnen unser Personal am Flughafen weiterhelfen. Warten Sie schnell, ich gebe Ihnen die Nummer.» Sechster Anruf: Annette Burkhart würde zwar gerne, darf aber nicht, aus, wie sie sagt, «buchhalterischen Gründen». Alles Bittibätti nützt nichts, die Frau bleibt knallhart (nach zweimaliger Rückfrage bei ihrer Obrigkeit). Entweder ich bringe die Flasche vorbei oder es ist vorbei.

Ich mag nicht aufgeben, so jedenfalls nicht. Das hat Barbara nicht verdient. Die rettende Idee! Jacqueline Frischknecht, Pressesprecherin bei Hotelplan (einer ehemaligen Arbeitgeberin) könnte aus der Patsche helfen, gar kein Zweifel. «He! Du hast doch mit den falschen Leuten gesprochen, normalerweise geht das doch», ist ihre spontane Reaktion. Mein Selbstvertrauen bricht zusammen. Doch dann: «Weisch was? Du kennst doch unsere Airport-Chefhostess Martina Schrepfer noch von früher her. Martina hilft Dir bestimmt. Ruf sie an. 01 813 65 94.» Thanx Jacqueline! Griff in die Tasten, Nulleinsachthundertdreizehnfünfundsechzigvierundneunzig. Zweimaliges Knacken auf der Gegenseite, dann ein regelmässiger Pfeifton. Sorry, I don't talk fax. Gopfridstutz, wozu gibt es Telefonbücher? Ein Blick genügt und schon geht das Suchen los. Imholz ist unter «Flughafen-Reisebüros» zu finden, Kuoni ebenso, Esco, Airtour, Jelmoli und viele andere auch. Nur Hotelplan fehlt. Schöne Seich:

Hauptnummer des Flughafens, 01 812 71 11: «Hier ist die automatische Aus-

kunft der Swissair Flughafen-Information. Für Auskünfte in deutscher Sprache drücken Sie die 1, pour des renseignements en français veuillez appuyer le 2, please dial 3 for informations in English.» Die Eins wird gedrückt. «Für Ankünfte drücken Sie die 1, für Abflüge die 2, für Buchungen und Tarifauskünfte die 3, für allgemeine Informationen die 4.» Was drückt der kluge Hausvater, was? Exakt, die Vier: «Diese Dienstleistung ist leider nicht verfügbar.» Mein Lachanfall muss bis Kuala Lumpur zu hören sein.

Und nun? Na ja, könnte ja sein, dass Esco, weil eine Tochter von Hotelplan, Rat weiss, zumal Esco im Telefonbuch figuriert. Vorbildlich. Und siehe da! Zwar traut mir Anita Seiler unbekannterweise nicht über den Weg, verspricht aber, Martina Schrepfer zu suchen. Zehn Minuten später bereits der Rückruf. Alles klar, Martina macht das scheinbar Unmögliche möglich und bringt eine käuflich erworbene Flasche Champagner zum MAS-Flughafenbüro, auf dass die Flasche auf die Maschine komme. Happy End? Logo. Oder zweifeln Sie ernsthaft daran, dass Barbara und Brächt den Champagner an Bord erhalten und einander zugestrotet haben? Aber, aber ...

# Brechen Sie sich ein Bein!

“Walter Rösli, Verkehrsdirektor der Stadt Bern, hat einmal, in seiner unnachahmlichen Art, gesagt, dass bei mir immer alles ganz anders sei als bei anderen Leuten. Er jedenfalls freue sich schon heute auf meine ... Abdankung, das gebe sicher eine Reisengaudi. A) muss ich ihn enttäuschen, vorläufig jedenfalls, und b), laufen auch bei mir gewisse Sachen völlig normal ab – zum Beispiel mein Beitrag zur heutigen Realsatire: Wie produziere ich einen klassischen Bänderriss?“

Angefangen hat das Malheur damit, dass ich im Ausverkauf bei Vaucher ein paar offenbar ladenhütende Sportschuhe, Adidas Torsion, zur Hälfte des ursprünglich vorgesehenen Preises erstehe – Warnungen einiger Vertreter der Ärzteschaft zum Trotz, die Sohlen dieser Modellreihe seien zuwenig stabil. Was verstehen Ärzte denn schon von Schuhsohlen? Der Zufall will es dann, dass im STB-Fitnessturnen an jenem verhängnisvollen Dienstagabend nicht bloss die Zurschaustellung der nigel-nagelneuen drei Streifen, sondern auch noch eine bildhübsche «Gast-Leiterin» auf dem Programm stehen. Kann ja nicht gutgehen.

Weil ohne Brille turnend, habe ich Kurzsichtiger aus einer gewissen Distanz eh keine Chance, die charmante und wohlproportionierte Béatrice B. im Detail

bewundern zu können. Im Unterbewusstsein allerdings will ich ihr dennoch imponieren, offenbar. Auf alle Fälle springe ich während eines Parcours nicht wie alle anderen quer, sondern längs über das am Boden liegende Element eines Schwedenkastens. Das heisst, zum perfekten Sprung fehlen zum Schluss etwa drei lausige Zentimeter. Und das wiederum reicht aus, um einen Sturzflug einzuleiten. Mayday, Mathematiker, an die Arbeit: Was passiert, wenn schätzungsweise 106 Kilogramm Lebendgewicht (bei einem mittleren Absturz- oder Biegungswinkel von 45 Grad und einer Geschwindigkeit von ungefähr 2,5 Metern pro Sekunde) auf Grössenordnung 36 Quadratzentimeter Fusssohle hinunterstürzen? Ich darf es ihnen verraten: Es chrooset u tätscht u tuet im Fuess. Und übrigens: Was heisst, übersetzt, eigentlich «Torsion»?



Schwägerin Judith Stutz, in der Klinik Permanence tätig, staunt nicht schlecht, als sie am nächsten Morgen einen geschäftlichen Anruf meinerseits erhält. Ich kriege einen Termin von ihr spendiert, noch am gleichen Tag. Köbi Schüpbach, Doktor der Humanmedizin, nimmt sich meiner an, besser gesagt meines Fusses resp. meines Sprunggelenkes. Der Fall ist klar, das Aussenband hin, gerissen. «Wissen Sie, bei diesem Bieigungswinkel sind Sie ein echter Grenzfall», meint er zu mir, «wären Sie erst 19 und kurz vor der RS, dann würden wir vermutlich operieren, so aber können wir es 'konventionell' heilen lassen.» Der Mann hätte Diplomat werden sollen. Er könnte nämlich ohne weiteres sagen: «Was wollen wir in Ihrem Alter noch operieren? Da Sie ohnehin Bürolist und nicht Spitzensportler sind, spielt es ja keine Rolle, ob der Fuss ein bisschen instabil ist.» Wiedemauchimmersei: Ich kriege eine Art Airbag als Stütze verpasst – und zwei Krücken.

Meine Damen und Herren, wenn Sie jemals das Leben geniessen wollen, dann turnen Sie mit zwei Krücken herum. Brechen Sie sich ein Bein, reissen Sie sich ein Band! Alle, alle wollen sie einem helfen, sogar ältere Frauen stehen im Tram auf. Und im Intercity Bern–Zürich, da hat man sogar einen Sitzplatz auf Konto sicher. Mehr noch: Da wird gefragt, ob lieber im Nichtraucher und in Fahrtrichtung. Der Kluge reist im Zuge – mit Krücken. Im Büro fägt's, und zwar in jeder Beziehung. Alle wollen sie mir Kaffee holen: Vreni Griffone, Rosmarie Schneider, Heidi Möri und Regula Lingel. Sie alle werden in meinem Testament berücksichtigt. Beim Mittagessen reissen sich die Kollegen darum, mir das Essen bringen oder nachher das Tablett abräumen zu dürfen. Ein weiteres Musterli gefällig? Nun, es war schon immer mein Wunsch,

Teufelchen, das ich halt bin, einmal im Leben in Jeans und Turnschuhen der ehrwürdigen Bilanz-Medienkonferenz des Migros-Genossenschafts-Bunds in Zürich beizuwohnen. Gerüchte, wonach ich mir deshalb absichtlich einen Bänderriß arrangiert hätte, würden durch unsere Pressesprecherin, Barbara Siegenthaler, auf Anfrage, jedoch in aller Schärfe, dementiert.

Zugegeben: Mit der Zeit möchte man die Annehmlichkeiten des vermeintlich Unangenehmen nicht mehr missen. In Meiringen zum Beispiel, «muss» ich auf Geheiss von Verkehrsdirektor Roland Wyss am «Skihäsli»-Familienskirennen sogar (zum ersten Mal in meinem Leben) in einem Pistenfahrzeug mitfahren, um ja nicht mit den Stöcken auf Meiringer Hoheitsgebiet auszurutschen und mich zu verletzen. Wie ich dann allerdings mal «muss», da verschwinde ich, samt Stöcken, hinter einer Alphütte – und versinke hüfttief im Neuschnee. Tücken des Objekts ...

Nach zehn Tagen gehen die Stöcke (zum Glück) retour in die Permanence. Und damit verändert sich der Alltag schlagartig wieder zum Normalen. Wie ich, schwatzend bei der Telefonistin stehend, einen (jüngeren) Kollegen bitte, mir schnell eine Fotokopie zu machen, da tönt es unwirsch retour: «Mach se doch sälber!» Ich überlege mir ernsthaft, beim nächsten STB-Fitnessturnen den Schwebenbalken wieder längs zu überspringen.

# Frau Kästli

“Nichts ist mehr wie albens. Kaum gehen die Jüngsten in den Kindergarten, werden auch schon ihre Produzenten postwendend zum Elternabend (vorgeladen). Kneifen verboten. Nichts ist von der guten alten Zeit übriggeblieben, als die Oldies bloss bei lausigen Zeugnisnoten mit ihrem Autogramm in Erscheinung treten mussten.”

Elternabende haben es in sich: Noch bevor das Happening offiziell überhaupt begonnen hat, zieht uns Renate Kästli, sagenumwobene Kindergärtnerin zu Wohlen, diskret zur Seite. «Claudia hat mir gesagt, dass es Ihnen fürchterlich stinkt, heute abend hierher zukommen», eröffnet sie Monika und mir mit sorgenvoller Miene. «Ich hoffe, Sie werden positiv überrascht sein.» Paff. Monika und mir ist, als ziehe man uns den Boden unter den Füßen weg. Denn erstens haben wir so etwas nicht gesagt, zweitens schon gar nicht im Beisein von Claudia, drittens nicht einmal laut gedacht und, viertens, haben wir jetzt die Blamage. Merci Claudia.

Apropos «Merci Claudia»: Sie, liebe Leserinnen und Leser, Sie gestatten bestimmt, dass ich an dieser Stelle ausnahmsweise kurz Hintergründiges zu Papier bringe. Denn: Nur wer selber Kindergärtler zu Hause hat, kann vielleicht der Spur nach erahnen, was es von Kindergärtnerinnen an Engagement und Vorbereitungen fordert, um, wie Frau Kästli, eine 19köpfige Jungbrut jeden Tag von neuem zu «unterhalten», zu begeistern und spielerisch auf die folgenden Schul- und Lebensjahre vorzubereiten. Ein «Hut ab!» deshalb von vielen Müttern

und Vätern in Richtung Berufsstand «Kindergärtnerin».

Zurück in den Kindergarten: Frau Kästli, längstens kampferprobt, hat für den Abend vorgesorgt und, generalstabsmässig, ein regelrechtes Verteidigungsdispositiv aufgebaut. Zusätzlich zur Generalität anwesend: Der Präsident der Kindergartenkommission, zwei Seminar-Praktikantinnen, eine Heilpädagogin, eine Logopädin und der Verkehrsinstruktor. Der zwingende Vergleich mit Martina Hingis und ihrem allereinsten Beraterstab liegt auf der Hand.

Noch bevor der Elternabend so richtig in Schwung kommt, rutschen viele Erwachsene unruhig auf ihren Sesseln umher. Der Allerwerteste schmerzt, Erinnerungen an den sonntäglichen Kirchengang werden wach. Starker Auftritt dann des Verkehrsinstruktors: «Weil ich für die Kinder zu Beginn ein Fremder bin, spiele ich zuerst mit ihnen, um Distanz abzubauen.» Räuber und Gendarm?

Die (nach Ansicht der Kinder) richtige, beziehungsweise die (nach Ansicht von Kindergärtnerinnen) falsche Pausen-Verpflegung ist ein zentrales Thema. Im Gegensatz zu vielen anderen Lehrerinnen und Lehrern gibt sich Frau Kästli ausgesprochen moderat: Lediglich Weissbrot (Ausnahme montags, wenn noch Zöpfe vom Sonntag vorig ist), Schleckzeug und sogenannte Farmer-Stengel sind tabu. Kolonialwarenschef Heinz Solenthaler von der Migros in Schönbühl und die Haco Gümligen sind somit klassisch ausgetrickst.

Die Diskussion plätschert dahin, der offensichtlich stark schlafbedürftige Ver-

kehrsinstruktor gerät auf seinem Sesseli mehr und mehr in Schiefelage. Herr Staub und ich schliessen eine Wette ab, ob er vom Stängeli fällt oder nicht.

Frau Kästli verrät uns, dass unsere Jüngsten im Laufe des Jahres auch die Geschichte der «Wuschel-Familie» mit den Kindern Wuscheli und Wuschel zu hören bekommen werden. Onkel Wuschel lebt still und zurückgezogen an seiner Tabakpfeife kauend, Grossmüeti W. fällt durch eine piepsende und dominante Stimme auf, Mutter Wuschel hat ständig etwas zu jammern und Papa Wuschel schnarcht nachts zwar, ist aber ansonsten (Originalzitat Frau Kästli) «völlig normal». «Wie im richtigen Leben!» rutscht es mir heraus. Die anwesenden Väter schmunzeln mir zu, die Mütter weniger.

Sollte Frau Kästli einmal kurzfristig erkranken, hat sie ein «Ketten-Telefon»

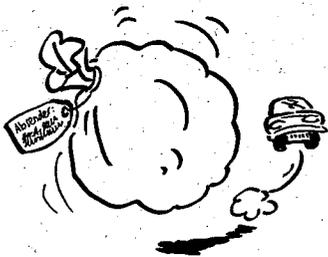
erarbeitet, von welchem alle eine Anleitung erhalten. Funktioniert so: Frau Kästli ruft Frau Juan an, zuoberst auf der Liste, und teilt ihr rechtzeitig (sagen wir um 4.00 Uhr) mit, dass sie «über einen Stuhl gefallen ist, im Rücken Schmerzen hat, am Montag morgen zum Arzt geht und dass der Kindergarten deshalb ausfällt». Frau Juan telefoniert nun ihrerseits (4.06 Uhr) meiner Frau (Nr. 2 auf der Liste), diese Frau Hänni und-so-weiter-und-sofort. Wenn man weiss, wie sehr sich eine mündliche Mitteilung im Laufe ihrer Verbreitung verändert, so darf im geschilderten Fall davon ausgegangen werden, dass Frau Schlatter (Schluss der Liste) noch knapp vor Kindergarten-Beginn erfahren wird, dass «das Bundesamt für Gesundheitswesen BAG auf Grund einer Intervention des 'Kassensturzes' sämtliche Stühle im Kindergarten und Frau Kästli beschlagnahmt und eine Untersuchung eingeleitet hat, weshalb so viele Kinder unter Rückenschmerzen zu leiden haben». Und weil kein Ständerat, fällt der Kindergarten aus.

Inzwischen, zum Zeitpunkt, da diese Kurzgeschichte zu Papier gebracht wird, sind einige Monate vergangen und Frau Kästli zum Idol unserer Claudia avanciert. Mehr noch: Jede Handlung, jeder Entscheidung in der Familie Bornhauser ist der Frage untergeordnet: «Was würd äch d'Frou Kästli derzue säge?»



# In Sachen Sächeli

“ Die Kunst der Realsatire ist es, Bissiges und Heiteres aus dem Alltag ohne Verfälschung oder Übertreibung und so kurz als nötig zu Papier zu bringen. Monumentale Ausschweifungen sind verboten. Und so kommt es immer und immer wieder vor, dass ein Episödchen keine ganze Geschichte hergibt (ähnlich der Schwalbe mit dem Frühling), sich aber vorzüglich als Rosine in einem Schmunzelkuchen eignet. Hier vier derartige Früchtchen – unterschiedlich gebacken. ”



Claudia Boess, bei der Migros in Schön-  
bühl ebenfalls für das Shoppyland-Sekre-  
tariat verantwortlich, bittet mich, einem  
äusserst zuvorkommenden Zeitgenos-  
sen, der am Sonntag seinen gesamten  
Haushaltabfall auf dem Gelände des Ein-  
kaufszentrums kostenlos «entsorgt» hat,  
einen Brief zu schreiben. Die Adresse  
unseres Güsel-Gönners ist deshalb vor-  
handen, weil der Abfalltourist zufälliger-  
weise vom Shoppy-Abwart beobachtet  
und seine Autonummer notiert wurde.  
Peinlich, peinlich. «Moment mal», geht  
mir beim Betrachten des Namens und  
der Adresse durch den Kopf, «den Herrn  
kenne ich doch.» Schau, schau: Es

handelt sich tatsächlich um einen meiner  
ehemaligen Lehrer aus der Sekundar-  
schule Hochfeld Bern. Und weil mir der  
Mann vor ziemlich genau 30 Jahren völlig  
unmotiviert e zünftige Chlapf ausgeteilt  
hat, tut es – ich gebe es gerne zu –  
uussinnig wohl, Herrn A. Pfui einen süffi-  
santen Brief aufzusetzen. Schaden-  
freude bleibt eben doch die schönste  
Freude. Apropos: Der «Leist» hat auf den  
Brief nie reagiert.

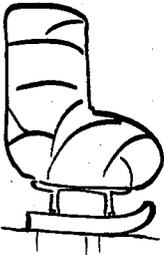
Peinlichkeiten, es sei nicht verschwiegen,  
passieren auch mir. Des öfters. Einmal,  
da sind mein Cousin Jürg und ich bei  
feinem Cabernet Sauvignon from Cali-  
fornia versumpft. Dummerweise  
während der Woche, so dass beide am  
nächsten Morgen, gétreu dem Motto  
«Wär cha trinke, dä cha o go schaffe»,  
relativ früh wieder im Büro sind. So  
gegen 7.15 Uhr läutet bei mir das Tele-  
fon. Folgender Dialog:

- «Bornhuser.»
- Unverständliches, dann «So fröh scho  
im Büro?»
- «Du muesch gred gar nüt säge – u dini  
Schtimm tönt o nid vil besser.»
- «I weiss, si isch e chly beleit.»
- «So so, seit mer itz däm eso, du Sumpf-  
huehn.»
- «Du, geschter han i fasch nüt trunke.»
- «Das wüsst i de, weisch es scho  
nüm?»



- «Momou, aber em zähni si mer diheigsi.»
  - «Chasch danke, em zähni, denn isch es doch so richtig losgange.»
  - «Was losgange?»
  - «Mit dr zwöite Fläsche.»
  - «Welere zwöite Fläsche? I bi mit dr Frou go ässe.»
  - «Du, wär isch eigentlech am Telefon?»
  - «Dr François Loeb, wieso?»
- Seit jenem Tag sind wir per du – aber erst seit jenem Tag. Merci schön.

Meine vorläufig letzte Gala als Schlittschuhläufer darf Ihnen unmöglich vor-enthalten bleiben. Also: Auf dem Dolder dreht ein Eisschnellläufer mit den dazu vorgesehenen Spezialschlittschuhen seine schnellen Kreise. Runde um Runde. «Kann ich auch», blöffe ich den anwesenden Kolleginnen und Kollegen, «sogar schneller.» Und weil seit jeher ein Mann der Tat, laufe ich mit dem locker Trainierenden, der von mir überhaupt keine Notiz nimmt, eine imaginäre Rennrunde.



Nach einem Umgang habe ich, am Ende meiner Kräfte, knapp die Nase vorn. Derweil Mister Unbekannt unbekümmert weiterdreht, bremse ich ab, komme dabei der Bande zu nahe und bleibe mit der linken Kufe stecken, derweil die restlichen 106 Kilogramm Nettogewicht noch schnell eine 6,0-Pirouette drehen, begleitet durch ein ungewohntes Geräusch, ähnlich dem Krachen zweier Pouletknochen, die durch Abdrehen des

Gelenks entzweit werden (e Guete). Resultat: Kein Podestplatz, dafür Schien- und Wadenbein abeinander, Innen- und Aussenknöchel gebrochen, sämtliche vorhandenen Bänder gerissen, fünf Stunden Ops, zwölf Wochen Gips. Noch bäuchlings auf der Eisbahn liegend, der linke Fuss um eisglatte 180 Grad im Gegenzeigersinn nach hinten gerichtet, spricht mir ein Kollege Mut und Trost zu: «Weisst du, vielleicht ist der Fuss nur verdreht.» Stimmt: Medizin hat der Mann nie studiert. Und schwerhörig ist er auch.

Weil Mama an Heiligabend Nachtwache im Spital hat und am Weihnachtsmorgen ausschlafen muss, bastle ich mit Claudia und Patrick zu Hause im Arbeitszimmer («Ssss, schön ruehig si, damit d'Mama nid ufwachet!») aus einer RIESIGEN Schachtel ein kleines Chalet. Damit das Dach schön dunkelbraun wird, habe ich einige Tage zuvor im Do-It-Yourself Shoppyländle eine Spraydose «Acryl-Lackfarbe, glanz» käuflich erworben. Wir basteln mit Papa: Und jener sprayt das Dach fertig, vergisst allerdings, unter dem Chalet Papier auszulegen. Nächstens gehen wir wieder ins Do-It-Yourself. Spannteppich kaufen.



# Datenschutz heute

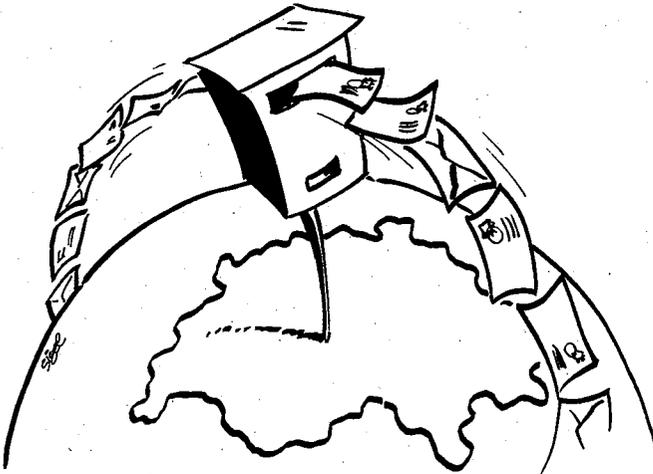
“ Kettenbriefe gehören nicht bloss in den Papierkorb, weil in den meisten Fällen ohnehin anonym, die Dinger sind von Amtes wegen verboten. Eine grosse Ausnahme zirkuliert seit Jahren mit schöner Regelmässigkeit auch bei uns: Herr und Frau Schweizer werden dann jeweils aufgefordert, einem krebserkrankten Buben in England beizustehen und mitzuhelfen, seinen grössten Wunsch, den Eintrag ins Guinness «Buch der Rekorde», möglich zu machen. Wer könnte diese Bitte ausschlagen? Sie etwa? ”

Seit so ziemlich genau sieben Jahren ist und bleibt er sieben Jahre alt, der heute 14jährige Craig Shergold, je nach Kettenbrief in «Surry SN LD» oder dann halt «London SMI 1LD» wohnhaft. Grund für das miraculöse Nichtaltern ist die Tatsache, dass der damals 7jährige krebserkrankte Craig Shergold 1987 einen letzten

Wunsch hatte: Er wollte ins Guinness «Buch der Rekorde» aufgenommen werden, als der Junge, der am meisten Genesungskarten erhalten hat. Die britische Presse verbreitete die News worldwide, und innert kürzester Zeit kamen sage und schreibe 33 Millionen Karten mit guten Wünschen für Craig zusammen – der Eintrag war ihm sicher. Das Schönste aber an der Geschichte, so fand die «Sonntagszeitung» im Februar 1992 heraus: Craig ist wieder gesund, laut Aussagen des bedauernswerten Pöstlers, der die Massensendungen jeweils überbringen durfte, «geht es ihm gut». Ende gut, alles gut?

Trotz weltweiter Aufrufe, um Himmels-gotteswillen ja keine Karten mehr zu senden, lässt sich die Hilfsbereitschaft der Menschheit, erst einmal so richtig in Schwung gekommen, nicht mehr aufhalten. Im Verlaufe der letzten zwei Jahre habe ich mehrmals Kettenbriefe erhalten,

deren Absender den Empfänger, mich also, jeweils bitten, dem 7jährigen krebserkrankten «Greig Scherold» Visitenkarten (!) zu schicken und den Kettenbrief an weitere «zehn Kontaktpersonen» weiterzuleiten. Damit einzelne nicht zig-mal angeschrieben werden, liegt den meisten Sendungen, feinsäuberlich, wie es sich für Pestalozzis gehört, eine Liste bei, aus welcher hervorgeht, wer bereits wem geschrieben hat, zu gut deutsch, wer



wen kennt. Und da wird es jeweils happig, weil sich damit äusserst interessante Beziehungsnetze zurückverfolgen lassen.

Lehrreich ist zum Beispiel zu lesen/wissen, dass der von den Medien immer wieder attackierte Multimillionär, Grasshoppers Club-Mäzen und Gartenbaukönig Werner H. Spross (selber von Korpskommandant z. D. Josef Feldmann angeschrieben) u.a. folgende Persönlichkeiten zu seinen «Top Ten» zählt: Peter Arbenz, durch seinen Job als Delegierter des Bundesrates für das Flüchtlingswesen berühmt geworden; Pierre Arnold, ex-Migros-Boss; FDP-Nationalrat Ulrich Bremi; ex-Bundesrat Leon Schlumpf und Nikolaus Senn, Top Shot bei der Schweizerischen Bankgesellschaft SBG. Erde zu Erde, Asche zu Asche, Geld zu Geld, Macht zu Macht.

André Stutz, seinerseits Design-Guru aus Zürich, zählt Migros-Chef Jules Kyburz zu seinem engsten Bekanntenkreis, ebenso Verleger Jürg Marquard (exakt, jener mit der bildhübschen Frau), «Bilanz»-Chefredaktor Medard Meier, ex-Swissair-Boss Armin Baltensweiler und Kurt «Aeschbi» Aeschbacher, welcher seinerseits Opern-Star Simon Estes, Interhome-Gründer Bruno Franzen, Susi und Ueli Berger aus Ersigen (Grafikerin, Plastiker) sowie PR-Mann Daniel Suter und andere mehr anschreibt.

Auch Leserinnen und Lesern, die es gerne kurz u bündig haben, kann geholfen werden: Rechtsanwalt Eugen Isler verkehrt mit dem Industriellen Rolf E. Ferber, jener kennt «Züri-Woche»-Chefredaktor Karl Lüönd, dieser den aus den Medien bekannten Anwalt Wolfgang Larese, der Filmproduzent Arthur Cohn. Oder: Star-Rechtsanwalt Urs Widmer schreibt seinesgleichen Ulrich Zollikofer,

jener Beat Curti, Verleger und Pick Pay- & Prodega-Inhaber, dieser dem Industriellen Franz Wassmer (Holderbank, de Sede, Jourdan), jener dann André Stutz, etcetera, etcetera, etcetera. «Sage mir, mit wem du gehst, und ich sage dir, wer du bist», hat mein Vater immer zu uns Buben gesagt.

Zwischendurch kommen auch Kettenbriefe mit Abstecher in weniger hochkarätige Gefilde, zum Beispiel wenn das Zeug direkt bei mir landet. So empfehlen die Haustechnikplaner Galletti+Bachmann mit Zweigstelle in Burgdorf u.a. den US-Spielzeuggiganten Toys'r'US, die H.J. Schneider Architekten AG Koppigen, Ch. Gubser, Installationsplaner Burgdorf, sowie Kaufmann und Partner zu Burgdorf. Gleich und gleich gesellt sich gern. Hilf- und aufschlussreich auch die Favoriten von schon-einmal-erwähnt Daniel Suter, der zuvorkommenderweise Beruf und Arbeitgeber seiner Leute gleich mitliefert: Werner Keller, ex-Direktor GD PTT; ex-Ascom-Pressechef und ex-Presse-sprecher von Flavio Cotti, Viktor Schmid; Fritz von Gunten, Parteisekretariat SVP; oder Samuel Schmid, graue Eminenz bei der SVP und Advokat zu Büren a/A. Zum Schluss flacht die Liste vollends ins Politische ab. Schmid schreibt Elisabeth Zölch, Adolf Ogi und Peter Schmid. Leider hört die Auflistung mit den Senkrechten auf. Schade, wäre nämlich noch lecker zu wissen gewesen, ob Christoph B. und Walter F. auch einen Kettenbrief erhalten haben.

# Der nächste Winter kommt bestimmt

“ Es ist noch gar nicht so lange her, da rümpften Leute aus gewissen Bevölkerungskreisen gehörig ihr Näschen, war von Second-Hand-Shops oder Kleiderbörsen die Rede. Das hat sich, mit zunehmender Rezession, gehörig geändert. Was früher ein Geheimtipp unter kostenbewussten Eltern war, hat sich in letzter Zeit zur Grossveranstaltung entwickelt. Letzthin auch in Hinterkappelen. ”

Bereits eine halbe Stunde vor Türöffnung der Wintersport-Börse stehen Dutzende von Leuten vor dem Eingang zum Kipferhaus. Niemand drängt, aber alle manövrieren sich möglichst unauffällig in eine günstige Ausgangs- und Eingangsposition. Jeder hat so seine Masche, auch Familie Bo, aber die sei hier nicht verraten (Ätsch). Türöffnung punkt 13.00 Uhr. Derweil die Meute noch vor dem Haupteingang artig wartet, verlassen Privilegierte bereits den Hinterausgang – mit den besten Stücken. Es war schon immer gut, Beziehungen zu haben. Wenn auch nur zum organisierenden Frauenverein.

Börsen-Profis haben sich vorgängig über den exakten Standort der einzelnen Rayons erkundigt. Eingang links Schlöf und Aprèsskischeuhe, rechts Skis und Snow Boards, erster Stock links Skischeuhe Damen und Herren, rechts Konfektion und Kinderschuhe. 12.59 Uhr, Sesam öffnet sich, die Lawine ergiesst sich einigermassen gesittet ins Innere. Noch bevor ich überhaupt richtig im Kip-

ferhaus bin, stehen die ersten Jäger mit ihrer Beute bereits bei den Kassen an. Wie geht äch das? Ich suche bei den Schlittschuhen nach Monika und den Kindern. Zuhinterst in einer Ecke sitzen sie und probieren Passendes. Das Tohuwabohu ist total. Fatalerweise wird die Ware nicht auf Tischen, sondern auf dem Boden angeboten, so dass man sich nicht nur an Stehenden vorbeikämpfen, sondern vor allem aufpassen muss, auf dem Boden Umherkriechende nicht zu ertschalpen.

Das Angebot ist gewaltig: Original Moon Boots für Erwachsene, neu, für 15 Franken; einen Fünfziffer für bestens erhaltene Kinderschlöf; 80 Franken kosten neuwertige «Bernhard-Russi»-Rennschuhe von Raichle; 160 der topmodische Skianzug von Silvy, passende Mütze und Handschuhe inklusive; das Hooger Booger Snow Board ist für 120 Franken zu haben; Skianzüge ab 20 Stutz. Wer, gopfridstutz, behauptet denn, eine Wohlstandsgesellschaft habe nur negative Auswirkungen?

Pädu und Claudia benötigen Skischeuhe. Die Bühne im grossen Saal ist ein einziges Chaos, da fühle ich mich wohl. Zwischen vielen auf Stühlen wartenden Kindern kriechen Väter und Mütter auf allen Vieren auf dem Boden rum («Tschou Rita, Säli Beat, Grüessech Herr Gmeindrab»), auf der Suche nach passenden Grössen. Eine der heikelsten Aufgaben ist es dann, einmal Ergattertes so abzusichern, dass es, aus purem Versehen versteht sich, nicht plötzlich am Fuss des Nachbar-Kindes probiert wird. Ich verpasse Claudia und Patrick Skischuh um Skischuh, reisse

massenweise Innenschuhe aus den Schalen, prüfe Grösse und Machart, ver- setze hemmungslos Schnallenbügel und kontrolliere Sohlen und Profil. Bei dieser Arbeit kommt mir plötzlich in den Sinn, dass ich, als jungschneifender Rennser- vice-Mann der Schuhfabrik Henke, vor über 20 Jahren Marie-Theres Nadig, Karl Schranz, Roland Collombin, Peter Lüscher, Hanni Wenzel, Walter Tresch, dem Aga Kahn, Rudolf Schock und anderen Erfolgreichen erfolgreich Skischuhe an die Füsse geschnallt und geschäumt habe. Ob die väterlichen Fachkenntnisse auf das fahrerische Können der Kinder einmal abfärben werden? Fragen Sie mich 2006.

Das Gedränge auf der Bühne ertragen nicht alle gleicher- massen. Ein Vater wirft das symboli- sche Handtuch mit der Bemerkung «Chum, mir näme itze dieda, so chöi mer zu däm Züg us!» Ein solcher Entscheid verdient nicht bloss Respekt, er schafft auch Platz. Nach ziemlich genau 60 Minuten ist der Spuk grösstenteils vorbei, die Staubwühl- und Menschenwolke lichtet sich allmählich – zurück bleibt eine Art Schlachtfeld von ungeordneten Ski- schuhen, wahllos herumliegenden Konfektionsstücken und abgekämpft wirkenden Organisatorinnen. Auch Fami-

lie Bo, vorerst nur auf der Suche nach Kinderskischuhen, verlässt die Arena. Mit drei Skianzügen (Mama, Claudia und ... Papa), je zwei Paar Kinderski- und Aprè- skischuhen sowie je einem Paar Wander- und Schlittschuhen für Claudia. Alles für 127 Franken. Und sollte sich das eine oder andere als wenig zweckmässig erweisen und sich zum Verkauf aufdrän- gen: Die nächste Wintersport-Börse kommt bestimmt.



# Arme Armee

“ *Bürokraten und Paragraphenreiter sind mir ein Creuel. Feiglinge und Stubenhocker auch. Schön, dass Sie das ebenso sehen. Diese vier Spezies von Zeitgenossen lassen sich aber sogar kumulieren. Ja, ja, staunen Sie nur, das hätten Sie nicht gedacht, gell? Nirgends verbindet die Chemie diese 2 x 2 Komponenten nämlich so rasch und optimal und endgültig wie im ... Militär. Und bevor Sie jetzt, lieber Armee-Fan, bereits voreilig nach Luft japsen, mich einen Linksaussen schimpfen und zum Landesverräter stempeln (den man «zensurieren» müsste), lesen Sie am besten die folgende Realsatire. Wäre sie nicht zum Gränne, Sie könnten darüber lachen.* ”

Beim Füs Bat 111\* ist die viertägige Übung «Eiger» angesagt. Der Tenübefehl ist klar: Kämpfer-Oberteil und Ausgangshosen. Kämpferhosen kommen in den Rucksack. Ein Tippfehler auf dem Tagesbefehl? Klar, mit Sicherheit, weil vorsätzlich kann ja niemand, der im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist, einen solchen Schwachsinn befehlen. Und deshalb, denke ich mir, wird sich der Irrtum leicht und rasch klären und beseitigen lassen. Unser Korporal weist, in Ausgangshosen und kopfschüttelnd, auf das Stückchen Papier hin, ebenso der verängstigte Zugführer, jener allerdings achselzuckend: «Dir heit ja rächt, Bornhuser, aber es isch eso befohle.» Ich eile von einem steifen Hut zum anderen, erfolglos. Alle lassen sich von einem Papierfötzel terrorisieren. Befehl ist Befehl. Heiland! Jemand kann das doch mit dem Bat-Komman-

danten checken! Können schon, aber wollen nicht. Fazit: Vier Tage und Nächte kämpfen wir in den Ausgangshosen in der Gegend rum. Zum Schutze des Vaterlandes und der Kämpferhosen. Weil es ja so befohlen ist. Schwachsinnig.

Planung ist alles – sofern man sich seriös damit beschäftigt. Dass es im Militär durchaus auch anders geht, belegt ein Beispiel stellvertretend für viele andere (in einem einzigen EK!): Ein ganzer Tag ist für das Gefechtsschiessen reserviert. Ziel: Alle Wehrmänner haben zu erfüllen. Wir Funker müssen einen Glanztag erwischt haben, denn um 11.00 Uhr haben wir erfüllt, trotz Schneefall und eiskaltem Wind. Weil das Einrücken erst per 17.00 Uhr vorgesehen ist, müssen wir wie Verdingbuben sechs Stunden im Wald ausharren. Unser Vorschlag, vorzeitig in die Truppenunterkunft zurückzukehren und am Nachmittag etwas anderes, Nützliches zu machen, wird von unserem Zugführer bedauernd abgelehnt: «Wenn uns der Kadi sieht, gibt's einen Riesenkrach, wie gestern, als wir zehn Minuten zu früh in die Unterkunft zurückgekehrt sind und er deswegen Zeter und Mordio veranstaltet hat.» Mir ist, als hätte ich eine ähnliche Szene schon mal gesehen, mit Humphrey Bogart in der Hauptrolle. «Die Caine war ihr Schicksal!» hiess der Streifen.

Mitten in einer Übung müssen wir einmal unsere Tätigkeit unterbrechen und auf einen Hügel eilen. Hopp, sofort! Der Grund: Eine Brieftauben-Demonstration steht unmittelbar bevor. Wow! Wir alle staunen pas mal, wie die exakt acht Tierchen anreisen: Mit eigenem Lastwagen (!), zwei Chauffeuren und drei Brieftauben-Soldaten. Damit es auf dem Lastwa-

gen nicht allzu unbequem wird, hat einer es sich hinten auf der Ladefläche mit einem Gartenstuhl bequem gemacht. Die Tauben entschwinden dann alle, im Sinne der Demo, in eine einzige Himmelsrichtung. Ihre drei Herrchen nehmen es weniger eilig. Weshalb auch? Schliesslich haben sie ja den Lastwagen jetzt für sich allein. Merke: Brieftaube und Brieftauben-Soldat müsste man in diesem Land sein.

(\*= Aus militär(straf)rechtlichen Gründen musste die tatsächliche Einheits-Einteilung verändert werden, die Zahl 111 ist rein zufällig, 136 wäre korrekt. Der Autor hat den hier beschriebenen EK im Simmental selber absolviert und die erwähnten Erlebnisse – zusammen mit weiteren für die Armee wenig schmeichelhaften «Müsterli» – seinem Kadi in einem vierseitigen Brief mitgeteilt. Als ob es KP-Kdt oder Bat-Kdt interessiert hätte ...)

Fahnenabgabe, im strömenden Regen. Das Feld präsentiert sich im knöcheltiefen Pflud. Schuhputzen ist angesagt. Geits no? Wozu denn? Drei Schritte und alles steht vor Dreck. «Bornhuser, das gilt o für euch!» heisst es unmissverständlich. Klar, irgendwer hat es ja sicher wieder befohlen. Immerhin dürfen wir die Pelerine mitnehmen (ist ja wirklich nicht selbstverständlich). Wie wir beim Acker ankommen, die Schuhe nach drei Schritten Ton in Ton mit dem Morast, kommt ein neuer Befehl: «Die Pelerine bleibt auf dem Lastwagen!» Befehl des Bat-Kommandanten (dem, dies nur nebenbei, als einzigem im Bat die Nackenhaare weit über den Kragen ragen). «Das Schönste an der Macht», so bemerkt einer leichtfertig, «ist deren Missbrauch.» Bireweichi Type.



Unser Land kann sich glücklich schätzen, noch nie den Ernstfall erlebt zu haben.

# Wir basteln uns ein Engeli

“ Die Situation ist bekannt: Zwei Einladungen oder Verpflichtungen, die exakt auf den gleichen Termin fallen. Welche zu-, welche absagen? Just diese Ausgangslage präsentiert sich am Abend des 29. November: Vorstandssitzung im «Sleeper», der Notschlafstelle Hodlerstrasse Bern, oder Väter-(bastell)abend bei der Kindergärtnerin unserer Claudia. Was nun? Rational entscheiden? Oder halt doch emotional? Die Würfel fallen in Richtung Kindergarten. ”

Es gibt Geschichten, die entwickeln sich zu Satiren, noch bevor sie überhaupt real stattgefunden haben. Nehmen Sie zum Beispiel eine Textpassage aus der Einladung von Kindergärtnerin Renate Kästli: «Liebe Väter! Bald ist Väterabend! Könnt Ihr bis dann möglichst viele mittelgrosse und kleine Federn – Farbe weiss – auftreiben und mitbringen? Auch eine eigene Schere und einen alten Nylonstrumpf (braun).» Die Frau ist gut, möglichst viele Federn. Woher nehmen? In der Micasa ein Duvet aufschlitzen? Bei Fast-Nachbar Remund den Fuchs spielen und eine Gans stehlen? Und überhaupt, was soll das, das mit den Federn? Bringt Frau Kästli womöglich einen Kübel Teer mit?

Am Abend, als die Mannen im Kindergarten auf den Kindersesseln im Halbkreis sitzen, lüftet Renate Kästli das Geheimnis. Jeder Papa soll einen Engel für sein Bengeli basteln. Frau Kästli hat, wie immer, an alles gedacht und in verdankenswerter Weise parat: Karton, Klebstreifen, Flüssigleim, Bostitch, Glitzerpapier, Engelhaar, Goldschnüre und Styroporkugeln für die

einen, Pinsel und Farben jeder Art für die anderen. Frau Kästli erklärt uns das Vorgehen. In einem dritten Raum stehen gar Holzspanplatten (inkl. Elektrosäge und Verbandskasten) und kleine Steinblöcke bereit, für Steinmetze. Buona sera, mi chiamo Michelangelo. Plötzlich klopft es an der Türe. Respektvoll schaut die Väter-schar zu Türe. Herein kommt aber nicht Gabriel, sondern Herr Huber, der sich verspätet hat.

Die Mehrheit der Väter entscheidet sich für Kartons und so. Sofort macht man sich an die Arbeit, requiriert erst mal Kartonbögen. Das Langzeitgedächtnis kommt zu Ehren: Wie berechnet man die Oberfläche eines Kegels? Radius mal Radius mal Pi? Und dann? Mal Höhe, durch zwei, durch Pi? Oder Durchmesser mal Pi mal Pi? Ich entscheide mich, der Einfachheit halber, für Handgelenk mal Pi. Es geht los, die Künstler machen sich breit und nehmen ihr Werk in Angriff. Der Bornhauserische Kegel kippt vor lauter Asymmetrie anfänglich von selber. Weil ich unten abschneide, mal hinten, mal vorne, verbessert sich sein Stehvermögen allerdings zusehends – bloss-ist Engeli zum Schluss nur noch halb so hoch wie ursprünglich von seinem Schöpfer vorgesehen. Frau Kästli hat uns Väter sogar Vorlagen für Flügel ausgestanzt. Prima. Wie ich die Flügel genauer betrachte, verdächtige ich Frau Kästli jedoch des unerlaubten Sponsorings durch Honda, derart ähnlich sehen sie dem Golden-Wings-Emblem des japanischen Konzerns ähnlich. Nimmt mich bloss wunder, was Frau Kästli für ein Auto fährt. Oder welchen Töff.

Claudias Engel erhält eine wunderschöne güldene Robe verpasst (Création Beau).



Die Flügel werden mit silbernem Papier verpackt und kommen schliesslich in durchsichtige Geschenkfolie. Einige der Bastler streichen die Flügel grossflächig mit Leim ein, bevor die Dinger mit Federn (aha, deshalb!) einzeln bestückt oder bedeckt werden. Fatalerweise kommt jemand auf die Idee, das Fenster zu öffnen, worauf augenblicklich die Zeit des Feder(auf)lesens anbricht.

«Köpfchen» soll es haben, unser Engeli. Papa stülpt einer neckischen Styroporkugel den Strumpf über. Die Strumpfhosen werden dann dem Engeli durch das Decolleté hinuntergestossen und verknotet, bis dass der Kopf sitzt. Klasse. Mit Engelhaar gehe ich grosszügig um – zum Schluss sieht Engeli schöner als Claudia Schiffer aus. Ich bin richtig stolz. Aber auch völlig verunsichert, weil ich bereits nach 20 Minuten fertig bin, andere aber noch kaum richtig begonnen haben.

Typisch Bo. Was nun? Ich versuche, mich nützlich zu machen, und beginne Abfälle einzusammeln. Peinlich, als ich beinahe den angehenden Engel von Herrn Lüthi falsch interpretiere und entsorgen will. Übung abgebrochen. Der Himmel kann warten. Zwei irdische Engel haben, vorausblickend, auch an die unmittelbare Zeit nach dem Basteln gedacht und je drei Flaschen Rotwein mitgenommen. Amselfelder Tradition 1990 einerseits, Château de Camensac, Grand Cru 1985 andererseits. Am Wein kann es definitiv nicht gelegen haben, dass wir Väter kurz vor Mitternacht unter unseren Kreationen etliche anatomische Wunderengel entdeckt haben. Aber wie hat es Frau Kästli zu Beginn ermutigend gesagt: «Jedes Kind wird den Engel seines Vaters wunderschön finden.» Na also.

# Patrick Lindner (2)

“ *Managerinnen von Künstlern haben es weiss Gott nicht leicht. Stellen Sie sich vor: Da erdreistet sich doch ausgrächnet der Autor einer Realsatire über Patrick Lindner (siehe Seiten 40 und 41), bei PR-Frau Doris Zimmermann um einen Fototermin für sein über alle Ohren in den Sänger verknalltes Töchterli vor dem Patrick-Lindner-Konzert nachzufragen. Die Antwort kommt prompt per Fax: «Der Künstler soll zuerst Ihre Satire lesen und danach selber entscheiden, was er machen möchte. Lassen Sie mich wissen, wo ich Sie am Montag erreichen kann.» Offenbar hat Patrick Lindner sich das Ding zu Ungemüte geführt – eine Antwort bleibt nämlich aus.* ”

«Isch no heavy, gäll ...», grinst Polo Hofer, sein Augenzwinkern hinter der Sonnenbrille versteckend, wie er beim Zmittag im Musig Bistrot Bern von mir erfährt, warum Familie Bo gleichenabends ans Patrick-Lindner-Konzert geht. Im Kursaal kommt es sieben Stunden später zu einer dramatischen Begegnung. Adi W. und Adi M. vom Musicservice Bern, die ich in erster, zweiter und dritter Linie als Veranstalter des Gurtenfestivals und von Rockkonzerten her kenne und schätze, sind auch hier im Einsatz. «Waaas? Duuu hier?» tönt es synchron, als wir uns sehen. Jeder vermutet des anderen Geist. Hippigschpängschtli treffen Hippigschpängschtli. Frauen noch und nöcher drängen zu den Eingangstüren, viele mit Rosen in ihren Händen. Mini ist Trumpf, auch wenn die Ladies damit keinen Stich machen werden (sie wissen schon,

weshalb). Papa kauft Claudia-Darling ein Matchprogramm. «Sehr überzeugt schauen Sie nicht aus», meint die Verkäuferin, wie sie den geforderten Fünfliber erhält. Im Gschtungg vor der Getränke-Theke steht auch das Oberhaupt unserer Familie an. «Charlie»-Duft von rechts, «Naf Naf»-Wolke von links, «Air du Corps» von hinten. Für Risiken oder Nebenwirkungen fragen Sie bitte Ihren Arzt oder sprechen mit Ihrem Apotheker.

Verkehrte Welt: Zwar setzen wir uns in der Schweiz heldenhaft und selbstlos gegen die Batterienhaltung von Hühnern ein, im Konzertsaal aber herrscht ein Gedränge, wie wenn zwei Rugbymannschaften aufeinander losgelassen werden. Aber äbe. Dann, pünktlich um 20.00 Uhr, betritt «Er» die Bühne: 32 Jahre alt, ledig, ehemaliger Koch, Strahlmann der deutschsprachigen Volksmusik. «Die kleinen Dinge des Lebens» entzückt das Volk. Nur wenig fehlt und die erste stehende Ovation wäre Tatsache. Umgehend gibt der Bayer seine erste Zugabe. 24 weitere werden folgen.

Bereits beim zweiten Lied kommt von einer Besucherin ein Rosenstrausss daher, der fraglos sämtliche «Kassensturz»-Vergleichstests im ersten Rang abschliessen würde. Dazu kriegt der Sänger von der Dame noch ein schönes Poster der intakten Kapellbrücke in die Hand gedrückt. «Dankeschön, super, vielen Dank.» Ein Souvenirkiosk ist ein Souvenirkiosk, aber was Patrick Lindner in den folgenden zwei Stunden geschenkt erhält, das ist bereits das Übernächste: Weit über 100 Blumensträusse; schätzungsweise zwei Dutzend Kerzen, zum Teil riesig, viele selber gezogen; unzählige Lebkuchen, Biberli, Guetzli, Plüschtier, Pralinés-

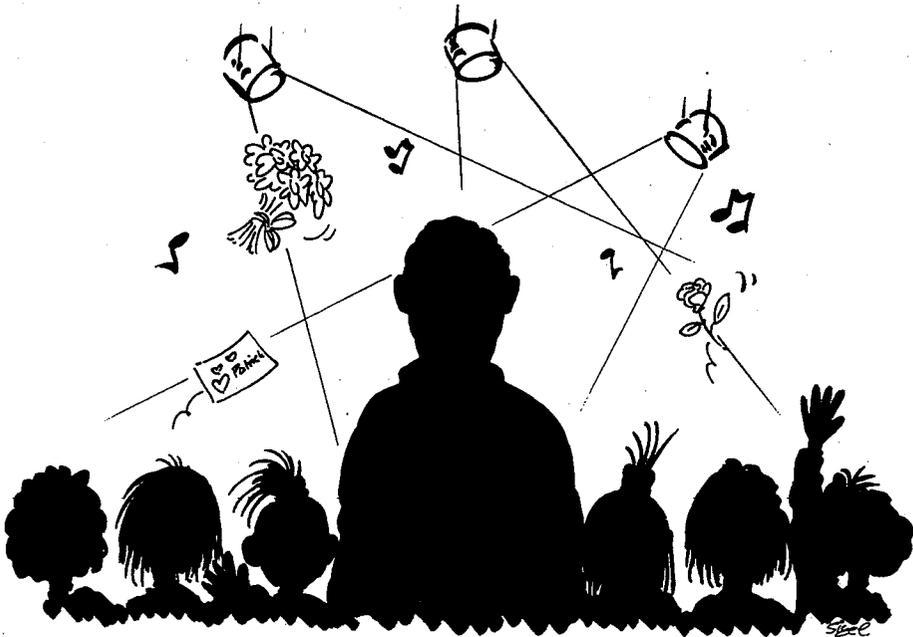
Schachteln, einige Zinnbecher, Teller, Schlüsselanhänger (mit Erinnerungsfoto der Schenkenden), Ruhekissen, Weinflaschen, Grittibänze und Liebesbriefe. Fehlen zur kompletten Küche bloss noch Toaster und Mikrowellenherd.

Eines muss man dem Mann lassen: Wenn er mit dem hervorragend aufeinander abgestimmten 7köpfigen Orchester und einer bei Konzerten leider selten gewordenen Tontechnik kosegt, dann geht die Post ab. Und wie. Die Beifallsstürme der Zuschauerinnen zwischen 5 und 85 nach jedem Lied sind höchstens – allerhöchstens! – mit dem allerdings nur vierfach erfolgten Applaus bei Schweiz gegen Estland zu vergleichen. Aber das ist nicht einmal so sicher.

Nach der Pause dann, bei «ich denk an dich», einer Hommage an Kollege alias

Gerd Höllerich, schaut alias Friedrich Raab meiner Coiffeuse, Susanne Bisang, ebenfalls anwesend, tief, tief in die Augen. Wow! Es sei neidlos anerkannt: Das Kerlchen hat Power. Plötzlich, Sie werden es nicht glauben, ertappe ich mich dabei, wie ich bei «Anna Lena» und «So ein Tag mit guten Freunden» eifrig im Rhythmus der Melodien mitklatsche. Ja, ja, lachen Sie nur ...

Adi M. hat, weil er den Grund unseres Konzertbesuches kennt, den Braten gerochen. Wie das Konzert zu Ende ist, fragt er Claudia, ob sie Lust hätte, Patrick Lindner in seiner Garderobe zu treffen und sich mit ihm fotografieren zu lassen. Unsere Prinzessin ist ob soviel Ehr' geniert – und verzichtet. Schade.

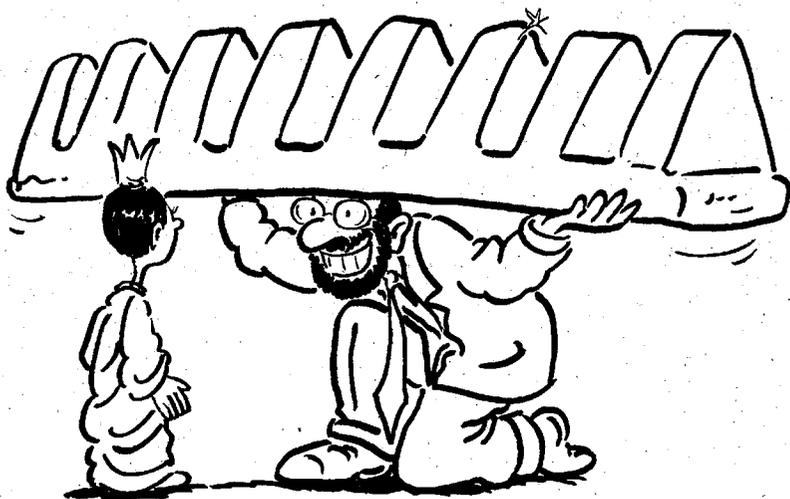


# Prinzessin Mounira

“ Es gibt mitunter Momente im Leben, die bleiben, weil so ungewöhnlich, derart gut im Gedächtnis haften, dass man das Gefühl hat, sie wären erst gestern passiert. Um ein derartiges Erlebnis (1980 passiert) geht es in der heutigen Kurzgeschichte. Liebe Leserin, lieber Leser: Hat schon einmal eine richtige, eine bildhübsche und gleichzeitig stein-, weil ölfreiche Prinzessin Ihre Dienste in Anspruch genommen? ”

dessen Französisch ich beim besten Willen nicht verstehen kann, auch im dritten Anlauf nicht. «Excusez-moi, don't you speak English?» Er tut, il fait, he does.

Es ist irgendeine saudiarabische Vertretung in Genève. «Ihre Exzellenz, die Prinzessin Mounira-ben-Feisal aus Saudi-Arabien, zur Zeit in der Schweiz und Liebhaberin Ihrer Toblerone, möchte die Fabrik besichtigen, morgen, um diese Zeit»,



13:00 Uhr. Per Zufall sitze ich (erst seit drei Wochen als PR-Assistent bei der Suchard-Tobler «unter» PR-Boss Hans Schneider im Amt) um diese Zeit ausnahmsweise nicht beim Kaffee, sondern in meinem Büro an der Berner Länggass-Strasse. Beim Klingeln des Telefons deutet noch nichts darauf hin, dass sich Aussergewöhnliches abspielen wird. «Bornhäuser». Am anderen Ende öpper,

kommt aus der Hörmüschel gesprochen. Vor Ehrfurcht stehe ich auf und nehme eine Art geistiger Achtungsstellung ein. «Selbstverständlich geht das, wir freuen uns auf Ihre Exzellenz», bekommt der Mann zu hören – ganz gleich, was immer auf dem Programm des kommenden Tages stehen mag. Für eine saudiarabische Prinzessin sage ich (damals noch Jungeselle) alles zu und ab.

Insgesamt dreizehn Personen werden die Suchard-Tobler beehren. Damit Durchlaucht mit ihrem Tross genügend Parkplatz vor unserem Besucherraum hat, wird abgesperrt. Punkt 12:15 Uhr stehe ich, der ich sonst nie eine Krawatte trage, im Hochsommer fein «gschalet» bereit, laufe wie ein Tiger im Käfig auf dem Trottoir vor dem Besucherraum hin und her. Exakt 13:04 Uhr biegen schwarze Limousinen in den Lerchenweg zu Bern ein. Ich stolpere schier, wie ich die Halteverbotstafeln zur Seite räume, damit die Herrschaften problemlos parkieren können. Die Türen der Wagen gehen auf. Überall fremdländische Menschen. Und wo ist Ihre Exzellenz, die Prinzessin Mounira-ben-Feisal?

«Your Excellency, Princess Mounira», wird SIE mir vorgestellt. Bildhübsch, wahnsinnig hübsch sogar, schwarzes Haar mit güldenen Fäden durchzogen. Mir ihr der gesamte königliche Begleittross, zwölf Personen: Gouvernante, zwei Leibwächter, Chauffeure, Coiffeuse, Kinderpädagogin, Dolmetscher, Chindermeitli und Beigemüse. Ich versinke vor Ehrfurcht beinahe in den Boden. Übrigens, die Prinzessin, damit Sie Bescheid wissen, ist ganze zwölf Jahre alt. Und eine der vielen Enkelinnen von König Feisal von Saudi-Arabien. Alles klar?

Im Besucherraum verdrängt der Duft von schwerem französischen Parfum die Schoggi-Wolke, welche Bernhard Stirnemanns sagenumwobenes «Käthi» so unvergänglich macht. Derweil plagen Borni allerdings ganz andere Sorgen: Eine Prinzessin als Besucherin, als Ehrengast, ist an sich schon ungewohnt, was aber mit einer zwölfjährigen Prinzessin anstellen? Weder Allah noch Barbara Siegenthaler können weiterhelfen. Ganz recht, Sie haben durchaus richtig gelesen: Barbara Siegenthaler, die heute mit

mir zusammen bei der Migros in Schönbühl arbeitet, war schon vor dreizehn Jahren bei der Suchard-Tobler «Frau Kollegin». Never change a winning team, besagt ein englisches Sprichwort, wechsele niemals ein erfolgreiches Team (Selbstvertrauen ist das halbe Leben).

Der gesamte Zirkus besichtigt die Schoggifabrik. Unterwegs haue ich einen um zwei Köpfe kleineren, untersetzten Bodyguard an, ob er denn überhaupt bewaffnet oder bloss Verzierung sei. Lässig lächelnd öffnet er den Kittel und zeigt seine Ausrüstung. Mamma mia ... 007 würde vor Neid erblassen. Arme kleine Prinzessin: Nie darf sie bei den Degustationsständen als erste naschen, immer probiert zuerst eine Vorkosterin und schnappt ihr dabei die gluschtigsten Stücke vor der Nase weg. Merke: Alkoholhaltige Köstlichkeiten haben wir schon gar nicht aufgestellt.

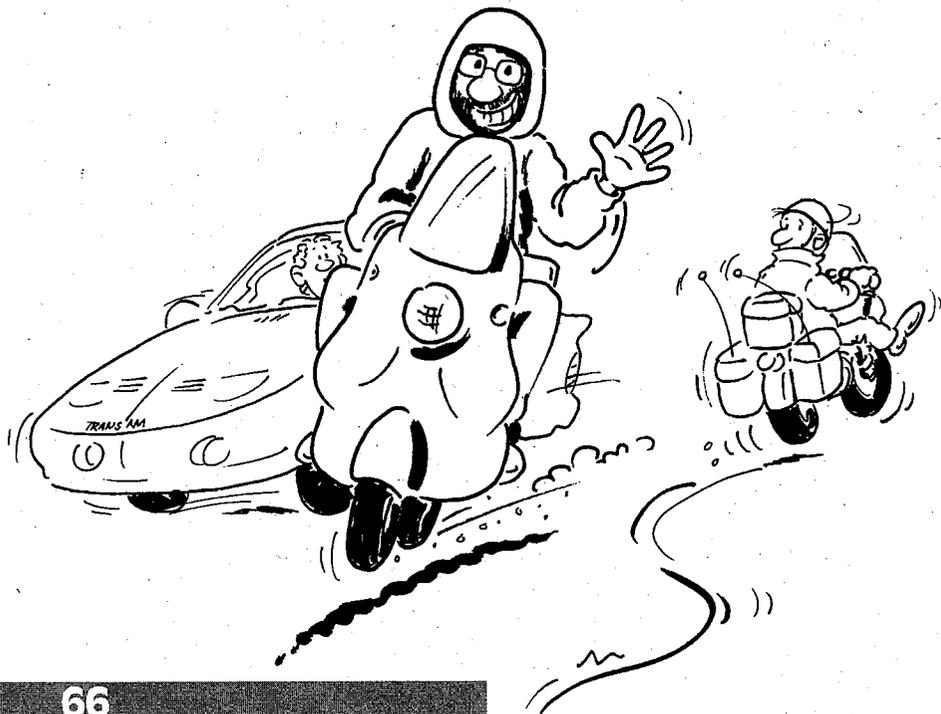
Zurück im Besuchersaal werden diplomatische Nettigkeiten und Geschenke ausgetauscht. Die gewöhnlich Sterblichen erhalten eine 400-Gramm-Toblerone, dem Anlass entsprechend in einem goldenen Wickel verpackt. Prinzessin Mounira zusätzlich eine riesige Schachtel Pralinés. Noblesse oblige. Im Gegenzug steckt der lustige Fratz allen Gastgeber (Hostessen, PR-Leuten, anwesenden Journalisten) diskret zwar keinen Barrel Rohöl, wohl aber einen neutralen Briefumschlag zu. Wie die Wagenkolonne die Länggasse in Richtung Genève verlässt, öffne ich ganz verschämt «mein» Couvert. Ihre Exzellenz hat mich für 500 Franken cash würdig befunden. Durchlaucht, beehren Sie uns recht bald wieder!

# Beluga: Es muss nicht immer Kaviar sein

“ Die Vespa-, Beluga- oder Spacy-Fahrerinnen und -Fahrer unter Ihnen wissen es: Sie sind weder Töfffahrer oder Töffbesitzerin, sondern, schlicht und einfach, nur Roller. Das merkt man daran, dass man von «echten» Töfffahrern auf der Strasse nicht per Handzeichen gegrüsst wird. Mynetwäge, dass selbst Roller Spass an der Sache haben können, belegt unsere heutige Kurzstory. ”

Weil sich unsere Familie aus verschiedenen Gründen keine zwei Autos leisten kann, habe ich mich kürzlich entschlossen, einen

Töff für den Weg zur Arbeit zu kaufen. Schwein gehabt: In meinem Fahrausweis steht noch, dass ich, ohne eine Prüfung machen zu müssen, eine «125er» steuern darf (mit entsprechend neidischem Nebenkommentar meiner Frau, die jetzt, weil sie das Ding ebenfalls fahren will, zur Prüfung antreten muss). Na denn! Die Evaluation ist relativ rasch gemacht: Die Yamaha-Beluga hat für meinen Geschmack und meine Bedürfnisse klar das beste Preis-Leistungs-Verhältnis (Liebe Honda-, Vespa- oder Peugeot-Händler! Greift nicht gleich mit verärgerten Leserbriefen in die Tasten. Ich sagte ausdrücklich, «für meine Bedürfnisse»).



Weil von Geburt auf unpraktisch veranlagt, kaufe ich die Yamaha bei Daniel Schor am Falkenplatz in Bern, damit ich gleich beim Bahnhof bin, sollte ich meinen Töff einmal in den Service oder zur Reparatur geben müssen. Regelmässige Leserinnen und Leser meiner Kolumnen wissen, dass ich von Technik null Ahnung habe und dass die Mitmenschen ob dieser professionellen Unkenntnis oft ihren Kopf schütteln müssen. Herr Schor macht da keine Ausnahme. Was muss der Mann sich denken, wie ich mich beim Kauf erkundige, wo Kühlwasserreservoir und Ersatzrad zu finden sind. Oder als ich bereits nach vier Tagen wieder vorfahre, in der Meinung, dass das Öl bereits «alle» ist. Herr Schor klärt mich auf, mit unübersehbarem Lächeln auf den Stockzähnen: «Der Ölstand, übrigens ist er bei Ihnen tiptop, ist nur sichtbar, wenn der Töff auf einer ebenen Fläche steht, in Schräglage ist gar nichts zu sehen.» Schon wieder etwas gelernt.

Selbst Nicht-Töfffahrer wissen es: Entgegenkommende Motorradfahrer grüssen sich gegenseitig während der Fahrt. Rollerbesitzer gehen da allerdings leer aus. Nur, Rache ist süss. Passen Sie mal auf: Wenn Ihnen, als Roller, das nächste Mal ein schon von weitem her unverwechselbarer Harley-Davidson-Fahrer entgegenkommt, warten Sie, bis Easy Rider noch 15 Meter von Ihnen entfernt ist. Dann heben Sie die linke Hand unmissverständlich zum Gruss. Via Rückspiegel werden Sie unschwer feststellen, dass es den Harley-Fahrer ob diesem Schock fast aus dem Sattel wirft. Der Gang zum Töffpsychiater ist für ihn vorprogrammiert. Armer Kerl.

Apropos Erfolgserlebnis, liebe Roller: Zur Zeit ist die Autobahn N1 Höhe Grauholz-Baustelle so eine Art Triumph-Boulevard. Passiert: Bergauf fahre ich auf der rech-

ten Spur in Richtung Bern. Die Geschwindigkeit der Kolonne hat sich, wegen der vielen Lastwagen, auf ungefähr 65 Stundenkilometer reduziert. Weil die linke Spur frei ist, überhole ich einen Lastwagen. Und siehe da: Etwas weiter vorne fährt, zwischen zwei Lastwagen eingeklemmt, ein Pontiac TransAm, seit Jahrzehnten schon mein Traumauto (Karikaturist Beat Sigel hat ein söttiges). Können Sie sich vorstellen, was in einem solchen Moment innerlich bei mir abgeht? Als Roller auf der Autobahn einen TransAm zu überholen! Zum Glück kann ich diese Realsatire zu Papier bringen, damit meine Erben wissen, was ihr Vorfahre einmal geleistet hat. Noch meine Ur-Ur-Urenkel werden sich die Geschichte von ihren Vätern als Guetnacht-Gschichtli wünschen. What a feeling!

Übrigens, habe ich es Ihnen schon gesagt? Sparsam ist meine Yamaha, das glauben Sie gar nicht. Keine drei Liter pro 100 Kilometer braucht das Ding, und das obschon der Fahrer genau gleich schwer wie die Beluga ist ... Wiedemauchimmerseinmag: Weil im Rechnen und Schätzen noch nie ein Genie, kann ich eines Abends, als ich spät nach Hause fahre, die seit der letzten Füllung gefahrenen Kilometer nicht mit der Benzinanzeige-nadel in Einklang bringen. Zu gut Deutsch: Der Roller rollt aus ... Aber auch dieses Mal steht mir Fortuna bei. In 100 Metern Entfernung steht eine Tankstelle mit Notenautomat. Dummerweise habe ich keine Note dabei. Merken Sie öppis?

# Polo zum Fünzigsten!

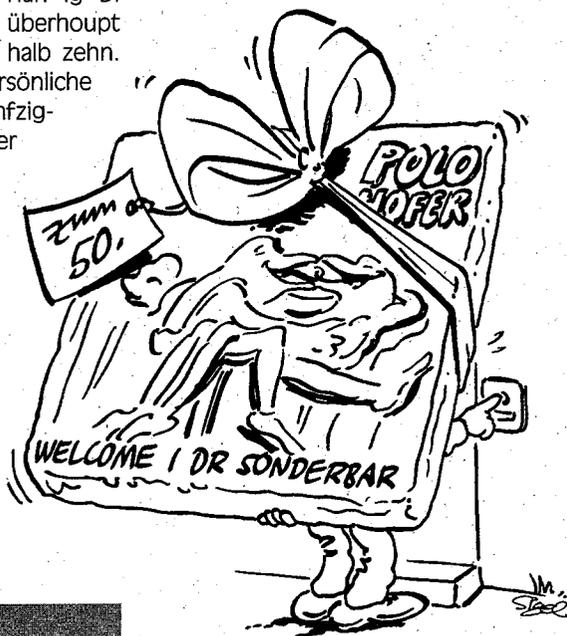
“Faszinierend ist mein Job auch deshalb, weil ich mit vielen Künstlerinnen und Künstlern in Kontakt komme, die zu kennenlernen ich als «Privater» kaum den Hauch einer Chance hätte. Viele dieser Bekanntschaften gehen im Laufe der Jahre dann über das rein Geschäftliche hinaus.”

Als extremer Frühaufsteher melde ich mich dann und wann, so einmal im Monat, kurz nach der Hauptausgabe der «Tagesschau» bei der Familie ab, so auch heute: «Schlafet guet!» Mitten in der Nacht läutet das Telefon im Schlafzimmer (ich weiss, ich weiss ... Sie haben ja recht). Als ich nach wenigen Sekunden und dreimaligem Drauftätschen realisiere, dass es der Wecker nicht sein kann, stolpere ich zum Telefon. «Halloooo?» – «Tschou, da isch dr Polo. Han ig Di geweckt?» – «Wie, was, nei, überhaupt nid, was isch für Zyt?» Aha, halb zehn. Anschliessend folgt eine persönliche Einladung zur Feier des Fünzigsten. Irgendwann während der Nacht erkundige ich mich sicherheitshalber bei meiner Frau, ob ich geträumt habe, oder ob Polo National wirklich angerufen hat. Er hat. Zumindest hätte ich mit jemandem gesprochen.

Wer will schon mit leeren Händen an einer Mega-Party aufkreuzen? Äbe. Und weil in einer Firma der unbegrenzten Möglichkeiten arbeitend, motiviere ich

Hermann Weber und Marc Trinkler von unserer Jowa-Hausbäckerei im Shoppyland dazu, einen Geburtstagskuchen der ganz besonderen Art zu backen: Die CD-Hülle von «Willkommen in der Sonderbar». Fast 20 Kilo schwer, über einen Meter «läng und breit» ist die Maxi-CD zum Schluss! Typisch Bornhauser: Lässt sich von seiner Fantasie inspirieren und denkt die Sache nicht ganz zu Ende. Durch die normale Eingangstüre zur «Mühle» Hunziken lässt sich das Kunstwerk nämlich nicht tragen – zum Glück gibt es noch einen Lieferanteneingang.

Polo ist zu bewundern. Und ein Gutmüthiger. Erstens begrüsst er jeden Gast persönlich und zweitens wundert er sich von Zeit zu Zeit selber, wen er alles eingeladen haben soll. «Kei Ahnig, wär das gsi isch», flüstert er einmal in die Runde.



Eines ist klar: Viele der ausgesprochen hübschen jungen Damen geben sich sichtlich beeindruckt, wie sie Polo von ihren weniger täufrischen Begleitern vorgestellt werden. Und ohne Hintergedanken zu entwickeln, da überlege ich mir halt, ob etwa ... aber lassen wir das.

Eine der Anwesenden sieht Sinead O'Connor täuschend ähnlich, eine andere macht bewusst auf «Ursula Andres», als diese noch ihre besten Zeiten mit 007 hatte. Besagte Fata Morgana spricht aber nicht mit Dr. No, sondern mit Ku No, Berater in allen Lebenslagen und identisch mit dem Leadsänger von «Züri West». Bei dieser Gelegenheit frage ich mich einmal mehr, weshalb Kuno Lauener derart «Schriis» bei den Frauen hat. Vermutlich bricht da der pure Neid durch. Übrigens, apropos Prominenz: Fast alle, die sich in den letzten 100 Jahren singenderweise im Kanton Bern einen Namen gemacht haben, sind da, unter vielen anderen: Jacky, besagter Kuno mit den «Züri West», Rumpelstilz, die SchmetterBand, Tinu Heiniger, Calvin Russell (sofort nach seinem Bierhübeli-Konzert angereist), Franz Biffiger, Marco Morelli, Sina, Büne Huber, Housi Wittlin, Jüre Hofer, Jimmy Hofer & Band. Aber auch eine Nacht lang FÜürland ist zugegen, ebenso die Tage des Zweifels. Was den Abend ebenfalls so unvergesslich macht: Kein einziger Politiker ist zu sehen.

Derweil im obersten Stock zwei Roadies (die haben mit «Rowdies» nichts gemeinsam, auch wenn die «Aemme Zytig» kürzlich die beiden Begriffe in einem Artikel verwechselt hat) Billard spielen, beweist Polo unten im Saal einmal mehr, dass er Genialitäten mit sich herumträgt, die niemand vermutet. Wie der Mann auf der Bühne sozusagen solo während ungefähr zehn Minuten die Geschichte von Pfaffen am Berner Münster vorträgt, das

ist, schlicht und einfach, Weltklasse – und das meine ich ehrlich. Würde Ben Kingsley («Gandi») in einem Film mit Derartigem auftrumpfen, eine «Oscar»-Nomination wäre ihm sicher.

Weil ich «the day after» im Geschäft zufälligerweise den Kopf bei der Sache haben sollte, mache ich auf vernünftig – und trinke den ganzen Abend bloss Bier. Alkoholfreies, aus dem Appenzöllischen. Diese scheinbar unscheinbare Begebenheit verdient hier insofern eine besondere Würdigung, als dass das Gesöff nämlich eher nach eingeschlafenen Füssen als nach Bier schmeckt. Vermutlich stossen Fans dieser Marke auf ihr gegenseitiges «Zum Unwohlsein!» an. Um noch Schlimmerem vorzubeugen, mache ich mich knapp vor Mitternacht, just als die «West» aufspielen, auf den Heimweg.

Die Gefahr, dass mich Polo heute nacht aus dem Schlaf reisst, ist vergleichsweise gering.

# Do you know the way to San José?\*

“Haben auch Sie sich schon einmal in einer Gesellschaft unwohl, ja etwa gar deplaciert gefühlt? Wollten Sie in jener Situation «abhauen», französisch verschwinden, konnten aber nicht? Geht mir bei gesellschaftlichen Anlässen, weil weder zum Party-Löwen noch zum unterhaltssamen Diplomaten oder begnadeten Entertainer geboren, ähnlich. Und deshalb meide ich Offizielles, wann immer es nur geht. Nur eben, manchmal, da ...”

«Haben Sie Lust, mich zur Vernissage zu begleiten?» fragte neulich mein Chef. Weil weder der Kultur noch meinem Boss gegenüber verschlossen, sage ich zu. Das Dumme an der Sache: Ich trage, wie meistens, Jeans und ein T-Shirt. Wie wir dann in der Berner Kunsthalle «einlaufen», da ist offensichtlich, dass ich leicht «underdressed» bin und nicht so recht in den noblen Rahmen passen will.

Mann und frau, die mich nicht kennen (und das ist die grosse Mehrzahl), begutachten mich, als ob E.T. und ALF gemeinsam gelandet wären. Um die Leute nicht noch mehr vor den Kopf zu stossen, verzichte ich darauf, mich vorzustellen und zu sagen, welche Funktion ich in der Migros ebenfalls wahrnehme. Niemals sieht nämlich ein Kultur-Verantwortlicher so aus, niemals! Jener bekannte Bekannte, mit dem ich beruflich schon einige Male zu tun hatte, grüsst, auf das eigene Image bedacht, ganz verschämt und geniert aus der Ferne. Ein Schöner,

schätzungsweise zehn Jahre jünger als ich, perfekt durchgestylt, so mit Seidenschale, echter Rolex am Handgelenk und Forming Foam im Haar (extrastarker Halt für Trendfrisuren), lässt mich spüren, dass ich ein Landei bin. Aus Bodenhaltung. Henusode.

Auch während der kommentierten Führung durch die Ausstellung spricht man nicht mit Herrn Nongrata. Ausnahme: Mein Chef, Peter Everts. Dem Mann werde ich das nie vergessen, ihn mal im Testament berücksichtigen. Nach knapp einer Stunde ist meine Leidenszeit, Teil 1, zu Ende.

Die Gäste werden zum Mittagessen gebeten. In einem der Ausstellungsräume steht ein langer Tisch, weiss gedeckt, den ungefähr 50 Leuten Platz anbietend. Ich warte, bis sich eine Anzahl Geladener zu Tische gelassen hat, dann ergreife ich Gelegenheit, besagten Bekannten zu fragen, ob ich neben ihm Platz nehmen darf. Zwar folgt ein genierter Blick, dann aber die Landeerlaubnis. Der vorher beschriebene Herr Schön steht neben mir, bemustert mich ein weiteres Mal abschätzig, lässt demonstrativ einen Stuhl frei und setzt sich zu Würdigeren. Nadisna sitzen alle Gäste. Niemand zeigt Lust, mit mir zu parlieren.

Auf dem Mittagstisch stehen Weiss- und Rotweinflaschen. Einer nimmt, würdevoll, wie es sich für diese Runde gehört, eine Weissweinflasche in die Hand und stellt anhand der Etikette (Hess Collection) lautstark fest, dass «wir sozusagen Wein aus Donalds Privatkeller trinken». Oho. Beeindrucktes Kopfnicken von



allenthalben her. «Aus Napa kommt dieser Tropfen.» Raunen in der Menge. «Wo liegt Napa genau?» will einer wissen. «Ich zeige es Ihnen», informiert mein Bekannter zur Linken. Diskret lässig zieht er seinen Mont-Blanc-Füllfederhalter mit dem  aus der Vestontasche und beginnt, eine Westküstenkarte der USA auf das weiße Papiertischtuch skizzierend, mit seinen fachkundigen Erläuterungen. Die Anwesenden strecken ihre Köpfe zusammen (das Bild erinnert an eine TV-Reklame, wenn zehn Büsis sich auf jenen Napf stürzen, der das Futter enthält, das Katzen kaufen würden). «Hier liegt San Francisco, südlich davon Santa Cruz. Wenn Sie nun von San Francisco her nicht der Küstenstrasse entlang, sondern südlich landeinwärts fahren, kommen Sie nach ungefähr 35 Meilen nach Napa und ins Napa Valley», erklärt mein Bekannter rede- und weltgewandt. Wird schon so sein, wenn er es sagt.

Auch unser Landei gibt sich interessiert, schmunzelt allerdings beim Betrachten der skizzierten Westküstenkarte. Es muss eine dumme Fügung des Schicksals sein, dass mein Bekannter sich just in diesem Moment zu mir dreht, mein Lächeln sieht, nicht weiss, wie er es interpretieren soll und, fatalerweise, eine geschlossene Frage stellt: «Waren Sie auch schon mal in Napa?» – «Ja, mehrmals sogar,

allerdings in 180 Grad entgegengesetzter Richtung. Dort, wo Sie sind, dort liegt, in etwa, San José.» Herr Hochwohlgeboren wechselt die Gesichtsfarbe, erst recht wie einer seiner Tischnachbarn bemerkt, dass auch er das «so sehe und in Erinnerung habe». Bingo. Absichtlich (...) giesse ich unverzüglich Öl nach, die Gunst der Stunde nutzend: «Wenn Sie über die Golden-Gate-Brücke fahren, müssen Sie sofort rechts nach Sausalito raus und dann, in nordöstlicher Richtung nach Sonoma fahren. Kurz danach kommt Napa. In dieser Gegend spielte übrigens auch die TV-Serie 'Falcon Crest'.» Nun laufen auch die Ohren meines Bekannten rot an.

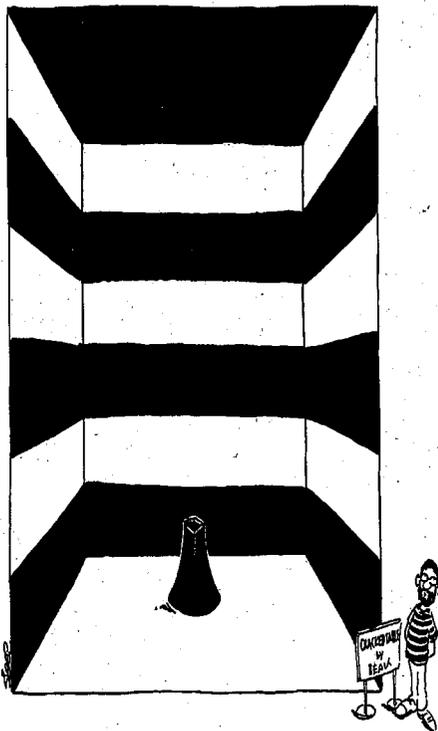
Und siehe da – auf einmal finden mich meine Tischnachbarn einer Konversation würdig. Plötzlich wollen sie wissen, was das T-Shirt mit dem Aufdruck «M-AID by Andreas Althaus» soll (Originalzitat einer Dame: «Kann ich mir auch eines bestellen?»). Plötzlich fragt man mich um meine Meinung, sogar um meinen Rat. Meinem Bekannten aber hat es, so scheint's, die Sprache verschlagen. Er hat seither nie mehr angerufen. Mynetwäge.

\* Lied, von Burt Bacharach geschrieben und von Dionne Warwick interpretiert.

# Das Mystische entmystifizieren

„ Sind auch Sie beim Lesen von Kunstkritiken zeitweilig überfordert, können einem Autor bei seinen schöngeistigen Quantensprüngen nicht mehr folgen? Keine Panik, Sie sind kein Einzelfall. A) beweist der Kritiker damit – auch wenn er selber nüt von der Sache verstanden hat –, wie Banales unter Umständen allein mit kopflastigen Sprüchen hochstilisiert werden kann, b), wird dem durchschnittlich strukturierten Leser (wichtig!) klargemacht, wie beschämend wenig er, der Leser, überhaupt von Kunst versteht, und c), wie dankbar er, der Leser, im Grunde genommen sein sollte, dass es eine gewisse Kategorie von Kunstkritikern überhaupt gibt. „

Stimmt. Es war nicht mein Tag, neulich bei einem Apéro. Wie ich lässig an einen kleinen Tisch lehne, da geht jener zu Bruch und Bo zu Boden. Schallendes Gelächter. Resultat: Eine ausgerissene Tischplatte, ein einsam dastehender Trompetenständer aus Gusseisen und sieben herumliegende Schrauben (die achte bleibt, trotz intensiver Suche, unauffindbar). «Sieht noch ganz poppig aus, dieser Trompetenständer», schalkt Claudia Boess, Leiterin unseres Direktionssekretariats. «Du hast recht. Stell dir vor, das Ding stünde allein im Hauptraum eines Museums für zeitgenössische Kunst. Sagen wir, vom



sagenumwobenen und weltbekannten Künstler 'Beau' selig dort installiert, oder zumindest von seinen Erben. Ein Événement wäre das! Vor allem aber eine Sternstunde für jeden Kunstkritiker.»

Tatsächlich: Schliessen Sie mal Ihre Augen und stellen Sie sich folgendes Bild vor: Eine Ausstellungshalle. Die vier Wände horizontal mit sich abwechselnden schwarzen und weissen Bahnen von 123 cm Breite bemalt, die Decke schwarz, der Boden uni weiss. Und darin die mit dem

Boden farblich kontrastierende schwarze Eisenplastik von «Beau». Der «Zerborstene Tisch», so der Werktitel des Kunstwerks, ist 72 cm hoch, schwarz, unten oval, oben quadratisch mit acht Bohrlochern. Was glauben Sie, würde ein selbstgefälliger Kunstkritiker ob dieser Exposition zu Papier bringen? Der erst- und, versprochen, letztmalige Versuch einer Bornhauserschen Kunstkritik sei hiermit gewagt.

«Die weltbekannte Plastik «Zerborstener Tisch» von «Beau», erstmals überhaupt in Europa zu sehen, gehört jener Schaffensphase des Nonkonformisten an, von der sich Fachleute überzeugt geben, dass sie selbst Zeitgenössische wie Andy Warhol oder Roy Lichtenstein nachhaltig inspiriert hat. Besucherinnen und Besucher finden sich mit dem «Zerborstene Tisch» gewissermassen im Vakuum des verlorenen Raums, mehr noch; es ist die Unerträglichkeit des Unwissens um die künstlerische Unfreiheit des Amerikaners, die aufwühlt, die keine Betrachterin, keinen Kenner avantgardistischer Kunst unberührt lassen kann, gerade, weil «Beau» die mit seinem Werk gesuchte Auseinandersetzung einseitig vereinsamen lässt.

Allein die konsequente Strenge der Farbfolge an den Wänden verdient eine eingehende Würdigung. Die farblich rezipierten Horizontalen «über Kreuz» im Raum beweisen die angesprochene Unfreiheit des Künstlers, belegt die kommunikative Metamorphose dieser Schaffensperiode. Mit der auferlegten Farbkombination schafft «Beau» den direkten Bezug zu Sein und Nichtsein. Meisterhaft deshalb die Weiterverwendung dieser beiden Farben an Decke und Boden, Himmel und Erde symbolisierend. Das Unerreichbare wird in Gesamtheitliches eingebunden.

Die unscheinbare Plastik selbst, im vorher beschriebenen Umfeld, ruft Beklemmung hervor. Weshalb uns «Beau», alias Humphrey U. Lasalle, nur sieben von acht möglichen Verankerungseisen zeigt, wird der Kunstwelt für immer vorenthalten bleiben, ebenso die scheinbar zufällige Anordnung dieser Endlosgewinde auf der quadratischen Platte. Deutet «Beau» damit eine für den Kunstschaffenden geistig real existierende Spannung zwischen sich und dem Betrachter an? Niemand kann dies abschliessend beantworten. Gerade dieses Nichtwissen macht den «Zerborstene Tisch» zu einem kunsthistorischen Dokument seiner Zeit.

Den Rahmen jeder bildenden Kunst sprengt «Beau» indes mit seinem epochalen Essay, die unabdingbar mit dem Sockel verbundene Tischplatte dem Publikum vorzuenthalten. Die Plastik, in Trompetenform und in unmissverständlichem Kontrast zu den Horizontalen an den Wänden, deutet zwar eine mögliche Form, nicht aber Grösse, Farbe oder gar Material des Ursprünglichen an. Es ist denn auch die eigene innere Zerrissenheit des Betrachters, die das Werk auszeichnet.

Die Plastik kann noch bis Ende November besichtigt werden. Die frühzeitige Anmeldung zu einer kommentierten Führung (Montag bis Freitag, jeweils zu jeder vollen Stunde) empfiehlt sich. Literatur: «Cracked Table at The Museum of Modern Art New York». Bildband, 296 Seiten mit einem Vorwort von Frank Lloyd Wright zum Preis von 398 Franken. »

# Vo de Fettflücke am Tschoope



„ Böse Zungen behaupten, noch vor wenigen Jahren hätten gewisse Leute Aktien nicht anhand des inneren und äusseren Wertes eines Unternehmens erworben, sondern allein des attraktiven Aktionärgeschenks und opulenten Mittagsmahls wegen. Aber, aber... Weil die meisten Unternehmer heutzutage nicht bloss kalorienmässig auf «lean» machen, sondern vor allem auf die Kostenbremse stehen, gehören auch Aktionärs gelage der Vergangenheit an. Schade, das waren nämlich noch Zeiten! „

Die Aktionärsversammlung einer weltbekannten Berner Schoggifabrik resp. deren koffeinhaltigen Eigentümerin wird 1984 im Rohbau des Neubaus abgehalten. Bereits eine halbe Stunde vor Türöffnung (diese wiederum eine Stunde vor Beginn des Happenings) lungern erste Aktionäre auf dem Firmenareal herum. Wie die Türen dann eine Viertelstunde vor dem vorgesehenen Termin

geöffnet werden müssen, herrscht Freude und Grossandrang. Den sicher nicht armen Aktionären wird bei der Eingangskontrolle, zum Zeitvertreib bis zum Beginn der Generalversammlung, eine 5er-Packung Sugus abgegeben, gratis. Sie glauben gar nicht, wie viele dieser Leute, einmal im Versammlungssaal angelangt, mit einem mehr oder weniger einleuchtenden Grund zum Eingang zurückkehren, um, vergesslich, wie sie offenbar sind, öppis in ihrer abgegebenen Garderobe zu nuschen. Wie schön für diese Leute, dass sie beim nochmaligen Wiedereintritt ein weiteres 5er-Päckli Sugus (Wert: 20 Rappen) überreicht erhalten: Dem Vernehmen nach soll ein nicht genannt sein wollender Millionär, mit mangelhaft funktionierendem Kurzzeitgedächtnis, viermal durch die Eingangskontrolle gelaufen sein. Bei den Reichen lernt man sparen.

Zeitsprung: Die GV geht ihrem formellen Ende entgegen. Weil vorauszusehen ist, dass die Aktionäre bestimmt wissen wollen, was die Chocolatiers so alles mit ihren Chöle anstellen, haben wir vorge-

sorgt. Der Verwaltungsratspräsi zum Schluss: «Ich darf hiermit den offiziellen Teil beenden. Sie haben jetzt die Möglichkeit, an einer kurzen Betriebsführung teilzunehmen. Rechts, von Ihnen aus gesehen, stehen sieben Hostessen, die Sie, gruppenweise, durch die Fabrik führen werden. Links, von Ihnen aus gesehen, wird der Apéro serviert. Wofür Sie sich auch immer entscheiden: Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen!» Die letzte Silbe hat die Lippen des alt Bundesrates noch nicht verlassen, da quiet-schen die Stühle bereits im grossen Stil. Einigkeit herrscht: Ausnahmslos alle stürzen sie sich aufs Apéro-Buffer.

Keiner beschreibt das, was jetzt über die Bühne geht, besser als Reinhard Mey in seiner «Schlacht am Kalten Buffet», obwohl das Lied, im direkten Vergleich mit dem Schoggi-Apéro, stark untertrieben ist. Zuerst einmal sorgen GV-Profis für Ordnung im Versammlungssaal: Die Blumenarrangements werden abgeräumt, ebenso verschwinden die noch verschlossenen Henniez-Fläschchen auf dem VR-Podium in irgendwelchen Täschen und Köfferchen: Die 30 Rappen Depot wollen sich gewisse Aktionäre nun wirklich nicht entgehen lassen. Wie wir eine mit grossen Schoggi-Tafeln und riesigen Kaffee-Packungen schwer beladene und in Richtung Ausgang schreitende Aktionärin darauf aufmerksam machen, dass sie bloss wertlose Dekorationsware herumschleppt, da zeigt diese Grösse und marschiert unbeirrt weiter. Durchaus möglich, dass sie schwerhörig oder der deutschen Sprache nicht mächtig ist.

Im Apéro-Raum selber erhalten wir dann eine lehrbuchmässige Lektion einer Generalstabsübung. Routiniers haben von zu Hause leere 3-dl-Fläschchen mitgenommen. Der ebenfalls mitgebrachte

Korken (!) verhindert auf dem Nachhauseweg das Verschütten/Auslaufen des diskret umgefüllten Apéro-Weissen. Mise en bouteille à la fabrique. Eine hat – zum besseren Transport – von zu Hause zwei perfekt in ihre Handtasche passende Tupperware-Schachteli für die Chäs-chüechli und Amuse-Bouche mitgenommen. Diese Zeitgenossin weiss genau, weshalb. Ein Aktionär, offensichtlich GV-Greenhorn, der die fettigen Chüechli bloss in Servietten einwickelt und in die Vestontasche steckt, fällt nach einer Viertelstunde mit Fettflecken am Tschoope auf. Schön peinlich.

Der Platz reicht hier leider nicht aus, um Ihnen die geradezu genialen Tricklis zu verraten, um zu einem Mehrfach-Geschenk beim Ausgang zu kommen. Immerhin: Soweit wir dies nach einem ersten Rundgang beurteilen können, haben die Aktionäre Rohbau und bereits installierte Fabrikationsanlagen stehen lassen. Und auch das Personal ist bei Arbeitsschluss noch vollzählig vorhanden. Immerhin.

# Königsfeder 51756030

“ Weil das schlechte Gewissen den Ausdruck «Abmagerungskur» nicht mehr gestattet, ist die Diät angesagt. Und da gibt es Dutzende davon: Von der General-Hospital-Toronto-Diet über Atkins, Scarsdale oder Schroth, bis hin zur Trennkost. Aber auch die persönliche Note hat da ihren Platz. ”

«Falls sich jemand nach mir erkundigt, der mich nicht kennt», bekommt Monika zwei Monate vor unserer Ferienabreise nach Tropea (Kalabrien/Italien) zu hören, «dann möchte ich, dass es zumindest heisst, 'das ist der Grosse mit dem Bart'. Und nicht einfach 'der Dicke'.» Sie ahnen absolut richtig, liebe Leserin, lieber Leser. Ich bin, wieder einmal, übergewichtig (111 Kilogramm). Oder zu klein gewachsen (195 cm). Weil es ungemein schwierig, um nicht zu sagen unmöglich sein wird, in nur acht Wochen 13 Zentimeter an Körpergrösse zuzulegen, müssen halt ebensoviele Kilogramm weg. Bis am 24. September. Und zwar nicht mit einer masochistischen Null-Diät, sondern durch total veränderte Essgewohnheiten, eine moderne Ernährung (was das auch immer heissen mag) und mit viel Sport. Mit sehr viel Sport.

«Ist das der Anfang einer neuen Real-satire?» schmunzelt Heidi Christen, Abteilungsleiterin Sport im Shoppyland, wie ich bei ihr für nur 20 Franken käuflich einen «Power Twister» zur Kräftigung des Oberkörpers erwerbe. Soweit habe ich es mit diesen regelmässig veröffentlichten Kurzgeschichten also gebracht. Mynetwäge. Zu Hause wird die vermutlich in Taipeh vom Chinesischen ins Deutsche übersetzte Gebrauchsanweisung stu-

diert: «Halten Sie die Königsfeder in waagrechten Lage vor der Brust-Handflächen nach unten». Oder: «Drehen und nähern Sie die Hände einander». Wäre die Königsfeder 51756030, so die exakte Typenbezeichnung, auch für Beinübungen konzipiert, ich bin mir fast sicher, der Übersetzer hätte das Prozedere zum Schneidersitz ungefähr wie folgt beschrieben: «Senkrechten Sie stehen. Dann ziehen ein Fussbein nach oben, so stehen Sie nur auf ein Schuh. Dann Sie aufziehen zweit Fuss, über Kreuzung mit anderer». Wollten Sie nicht schon lange mal frei im Wohnzimmer rumschweben? Achtung, gleich können Sie es!

«Wieso tuet Di Papa mit dere Schtange turne?» will Klein-Tobias von Klein-Patrick wissen. «Wöll är z'dick isch.» Na bitte, sage ich doch. Dagegen hilft auch der Vita Parcours – selbst wenn jener in Uettligen mit Brännesseln und Gestrüpp überwachsen und daher kaum «begehrbar» ist. Mein persönlicher Gradmesser, ob ausser oder in Form, ist eine «Privat-Übung»: Die Abfahrtshocke, Oberschenkel parallel zum Boden, die Hände nach vorne gestreckt. Position d'oeuf hiess das zu Russis Zeiten. Bin ich im Schuss, stehe ich ungefähr zwei Minuten durch. Auf der Suche nach zusätzlicher Motivation fahre ich im Gedanken jeweils die Abfahrtsklassiker durch. Kamelbuckel (alle drei überspringen!), Hausbergkante, Hundschöpf, Sunny Corner, Minschkante oder Haneggsschuss. Bloss ... heute, Tag 1 meiner Abmagerungskur, pardon, meiner Diät, würde es auf der Streif nur knapp bis zur Mausefalle und danach schnurstracks in die Fangzäune reichen.

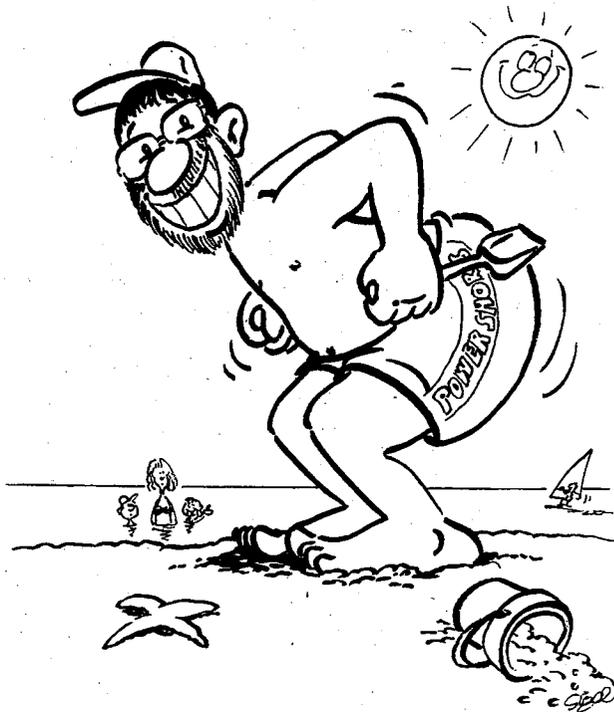
Wie nach drei Wochen die ersten fünf Kilos auf Nimmerwiedersehen (?) ver-

schwunden sind, wage ich das Experiment, mit meiner Arbeitskollegin Margrit Donaubauer (Jugend + Sport-Tennistrainerin in Kirchberg) eine Stunde lang Tennis zu spielen. Tennis ist meine Stärke. In den letzten zehn Jahren habe ich keinen einzigen Match mehr verloren. Das ist der Vorteil, wenn man konsequent keine sättigen bestreitet. Wenn schon, dann schon: Wie Margrit und ich bei wolkenlosem Himmel um high noon den Platz in Münchenbuchsee betreten, offenbart die Temperaturanzeige 32 Grad. Im Schatten. Dummerweise sind die Plätze an der Sonne. Was soll's? Mein Aufbautraining hat sich gelohnt - die 60 Minuten überlebe ich spielend. Körperlich, nicht technisch (über letzteres schweigt der Spielerin Höflichkeit). Meine Freude wird nur dadurch getrübt, dass ich eine Stunde nach dem Match einen diskret vorgetragenen Kreislaufkollaps erleide. Aber eben: Ich war schon immer das Übermass aller Dinge.

«Man sollte nicht Indurain spielen wollen, wenn man Indurain nicht ist», hat Hanspeter Born sinngemäss in der «Weltwoche» einmal geschrieben. Seine Zeilen kommen mir spontan in den Sinn, wie ich mich mit meinem antiken 5-Gänger samt leerem Kindersitzli nach einem sommerlichen Gewitter bei fast subtropischer Feuchtigkeit den Radweg zwischen Wohlensee und Länggasse hinaufwuchte, (unfreiwillige) Still-

standsversuche inklusive. Immerhin bleibt mir, endlich einmal in der Länggasse angelangt, das Schicksal meines Vornamensvetters Simpson am Mont Ventoux erspart.

Der langen Vorrede kurzer Nachsatz: Ich habe es geschafft! Rechtzeitig, nicht zuletzt dank dem Diätplan des Max-Planck-Instituts für Ernährung. Die 13 Kilo sind weg! Sogar die ganze Lauberhorn-Strecke hocke ich jetzt wieder durch. Freude herrscht. Ecco, Tropea, io arrivo! Und überhaupt, ich liebe die italienische «Ini»-Küche: Tortellini, Fettucini, Spaghettini, Ditalini, Gelatini, Zucchini (schön im Olivenöl gebraten), Linguini, Formaggini, Salamini è Panini. Süsch no Frage?



# Un ora per voi



„Eine Stunde für Sie“ hiess sie, übersetzt, die erfolgreiche Sendung des Schweizer Fernsehens Mitte der sechziger Jahre für die italienischen Gastarbeiter. Eine echte «ora per voi», allerdings mit einer Art Schubumkehr, erleben jetzt, mit drei Jahrzehnten Verspätung, jene Eidgenossen in Italien, die für eine Diebstahlanzeige bei den Carabinieri anzutreten haben. So wie Borni, dem in Kalabrien Videokamera (inkl. Ferienkassette), Fotoapparat (inkl. Ferienfilm), Portemonnaie (inkl. Feriengeld), Basketballschuhe der in Süditalien gängigen Grösse 47 (inkl. Einlagen) und Rucksack (zum Abtransport) aus dem Hotelzimmer geklaut wurden. ●●

«Soll ich Dich begleiten und übersetzen?» fragt Reiseleiter Silvio Ruhoff von Hotel-

plan zuvorkommenderweise. «Nein, danke, ich kriege das schon hin.» Dabei ... dabei bin ich in Sachen Italienisch mit meinem Latein rassig am Ende. Non parla italiano, emu nid guet. Zehn Minuten später stehe ich vor dem Polizeigebäude, einem Haus mit vielen Antennen auf dem Dach. Dem diensttuenden Beamten am Empfang versuche ich zu erklären, worum es geht. Er bittet mich, im Warteraum Platz zu nehmen. Keine fünf Minuten später darf ich, weil er vermutlich keinen Dümmeren gefunden hat, bei ihm persönlich vorsprechen. In seinem Büro steht ein riesiger TV (aha, deshalb die vielen Antennen), eingeschaltet. Laurel und Hardy geben sich die Ehre. An der Wand hängt ein Bild von Jesus, derweil, urbi et orbi, in einer halb-offenen Schublade ein Heftli mit unzweideutigem Inhalt zu erblicken ist.

Eines vorweg: Die Polizisten haben sich ob unserer Situationskomik mit Sicherheit ebenso amüsiert wie ich, bestimmt.

Mit Händen und Füßen wird dem Carabinieri der Tathergang geschildert: «La mia famiglia mangiare alle 6 mezzo, poi, piu tardi, alle 8 mezzo, la mia donna ritorno alla nostra camera. Video, camera, portofoglio, scarpe e rucksack fuori, wägg!» Die beiden Kameras sind/waren schwarz, nero, das ist einfach zu erklären. Das Portemonnaie hingegen braun. Heiland, was heisst denn braun in der Sprache Dantes? Zum Glück flimmert genau in diesem Augenblick ein Werbespot mit der dunkelhäutigen Sängerin Anita Baker über den Bildschirm. «Guarda! Qui! Questo e braun!» – «Sì, capito, marrone.»

Haha. Sie amüsieren sich ob diesen Schilderungen? Nun gut, sollen Sie ja auch – aber versuchen Sie doch einmal, dem Carabinieri Antonio und dem zeitweilig anwesenden Brigadiere Maurizio, die beide kein Wort Deutsch verstehen, zu erklären, was ein Rucksack ist. Mein erster Versuch als Pantomime endet kläglich als Windjacke. Zweiter Anlauf, mit Wortgewalt: «Un rucksack, per picnic, capito? Sandwich qui, Coca Cola qui, vino rosso qui.» Bahnhof, die beiden Vertreter der Staatsgewalt schütteln den Kopf. Zwischendurch schauen wir alle drei auf den Bildschirm, lachen über Stan e Olio. Dritte Version: «Guarda, così, come all esercito, come le alpinisti, ma piu piccolo.» Meine vermeintliche Genialität erweist sich als Fiasko, als rhetorischer Sendeschluss. Antonio schreibt etwas auf das amtliche Formular. Ich bin ja gespannt, was wir von der Berner Versicherung zurückerstattet erhalten. Ein Fallschirm? Eine Taucherflasche? Auf jeden Fall öppis für meinen Rücken. Vielleicht ein Happy-Bett.

Mein Protokoll wird auf einer uralten «olivetti Linea 98» mit breiter Schreibwalze aufgenommen, in dreifacher Ausführung, mit zwei Kohlepapieren dazwi-

schen. Korrigieren ist da unabdingbar mit einer ausgeklügelten Atemtechnik gekoppelt: Radiert kann nämlich nur werden, wenn gleichzeitig kräftig geblasen wird. Und umgekehrt. Glauben Sie mir: Es wird viel geblasen an diesem Vormittag.

Als nach ungefähr 35 Minuten Carabinieri Antonio das Gefühl hat, so in etwa die Hälfte von dem verstanden zu haben, was ich zu gestikulieren versuche, da will er von mir die italienische Version ratifizieren lassen. Kein Problem, null problema. Just in diesem Moment kommt ein Kollege vorbei und fragt ihn, weshalb er mich den Tathergang nicht «in tedesco» schreiben lasse. Antonio reisst, von einem lauten «Vafangulo» (oder so ähnlich) begleitet, die Blätter heraus, zerreisst sie und lässt mich, mit drei neuen Formularen und zwei neuen Kohlepapieren bestückt, von Hand von vorne beginnen. In Deutsch. Prima. Nach fünf Minuten, gerade als ich fertig werde, kommt bereits erwähnter Brigadiere herein und bemängelt die Version «solo in tedesco». Antonio, die Nervenstränge inzwischen einzeln freigelegt, beginnt damit, auf einem neuen Blatt alles nochmals in Italienisch einzusetzen. Dummerweise auf meiner Kopie, nicht auf dem Original, wo das Italiano hingehört. Also schreibt er, kein Witz, das Ganze noch einmal ab.

Nach zweimal 45 Minuten sind wir soweit, wie im calcio. Am TV haben Laurel und Hardy inzwischen ausgescherzt, es folgt nun die Wiederholung einer Episode aus meiner (ehemaligen) Lieblingsserie, «Dallas». Schade, muss ich Antonio allein mit J.R., Sue Ellen, Cliff Barnes & Co. zurücklassen. Dort wär ig nämlich nahecho, um was es geht.



## «Da isch dr Samichlous am Chlous-O-Phon»

«**Einmal im Jahr, da lädt meine Arbeitgeberin Familien ein, den Samichlous samt Schmutzli und Eseli in einer Waldhütte zu treffen. Logisch: Nicht im Hochsommer, sondern zum Chlousetag. Die Leute können vorher direkt mit dem Samichlous abmachen, wann und wo sie ihn treffen wollen. Dazu brauchen sie bloss die Nummer des «Chlous-O-Phons» zu wählen, welches zufälligerweise auf meinem Pult steht. Ab und zu stellt der Samichlous sogar den Mini-Lautsprecher seines «Chlous-O-Phons» ein, damit ich mithören darf, was für lustige Gespräche er manchmal führen kann. Er hat mir ausdrücklich erlaubt, Ihnen einige Musterli zu erzählen.**»

Wie der Samichlous mit Susanne Peronino aus Steffisburg spricht, da fragt er sie, wie alt sie ist. «Söfu», antwortet die Kleine begeistert und streckt ihm offenbar einige Finger entgegen, die der alte Mann aber beim besten Willen nicht sehen kann. Grosses Rätselraten. Plötz-

lich ist Verena, Susannes ältere Schwester, am Telefon. «Sag mal, Verena, wie alt ist Deine Schwester?» – «Wart mau ... si isch ... zwöi, drü, vier. Vieri, isch si!» Samichlous ist erleichtert zu hören, wie die sechsjährige Verena erzählt, dass es ihr besser geht und dass sie ihrer Nieren wegen nicht sofort wieder ins Spital muss. Zum Schluss will Samichlous von Verena doch noch wissen, ob sie und Susanne immer brav seien. «Ig scho, es isch immer d'Susanne, wo aafaht zangge.» Mir ist, als töne das bei uns zu Hause genauso, wenn auch mit anderen Vornamen.

Einer, an dessen Namen ich mich beim besten Willen nicht mehr erinnere, glaubt sich im falschen Film, wie auf meinem Pult der Hörer abgenommen wird und sich Samichlous mit tiefer Stimme meldet. «Wär isch da?» – «Dr Samichlous, hesch öpper anders erwartet?» Der Mann am anderen Ende stutzt anfänglich, zweifelt an sich selbst und beginnt dann plötzlich lautstark zu lachen, wie ihm Samichlous sagt, welche Nummer er gewählt hat. Es stellt sich nämlich schnell heraus, dass der Anrufer einen Geschäftspartner in Berlin anwählen wollte und sich dann direkt in Richtung «Chlous-O-Phon» vertippt hat. Ick wess och nich, weshalb.

Aber auch der Samichlous kann sich mal irren. Einmal hört er nicht genau hin und reagiert auf das Klingeln meines eigenen Telefons, in der irrigen Meinung, es sei das «Chlous-O-Phon». Das Erstaunen der «Bund»-Journalistin kann man bloss

erahnen, wie sie die Pressestelle der Migros in Schönbühl anwählt, dann aber plötzlich den Samichlous am Apparat hat. Womit zur Informationspolitik des Grossverteilers endlich alle Klarheiten beseitigt wären.

Mutter Hänni aus Innerberg meldet sich mit «Guete Tag, Herr Samichlous». Erst als der Graubärtige ihr väterlich vorschlägt, ihn zu duzen, wird es weniger förmlich. Auch Klein-Isabelle kommt ans Telefon. Ehrfurchtsvoll stottert sie etwas von «Titö» in die Sprechmuschel. Immer wieder wiederholt sie dieses Wort, «Titö». Mutter Hänni klärt auf. Isabelle wünscht sich sehnlichst Skistöcke. Samichlous wird das dem Chrischtchindli weiterleiten. Hat er Mutter Hänni versprochen. Nämlich.

Trotz seiner Weisheit kann selbst der Samichlous nicht immer alles wissen. Und so kommt er halt gewaltig ins Stottern, wie Sira Fäh aus Bärswil von ihm wissen will, wann denn er ... Geburtstag feiert? Hat sich Samichlous (Originalzitat) «noch nie überlegt». Sie können jetzt schon schmunzeln, liebe Leserin, lieber Leser. Aber Hand aufs Herz: Was hätten Sie denn Sira geantwortet? Der 6. Dezember? Falsch. Das ist sein Namens-tag.

Erstaunliches in Sachen Mathematik hat Mutter Manuela Jenni aus Hindelbank zu bieten, wie sie vom Samichlous die Gretchenfrage gestellt erhält, «zu wievielt» die Familie Jenni anrauschen werde: «Mir si zäme eis Chind.»

Es telefonieren fast ausnahmslos Mütter oder Kinder. Einmal, so erzählt Samichlous, bemüht sich aber auch ein richtiges Familienoberhaupt um einen Termin. Besagter Vater, ein ganz Zackiger, greift ganz Manager-like zum (rauschen-

den) Handy. Er will, dass der Samichlous «am 6. Dezember, bitte pünktlich um 18:30 Uhr bei uns zu Hause in Stettlen» vorbeikommt. Am liebsten mit Schmutzli, «aber, bitte, ohne Eseli». Und wieviel das überhaupt koste? Wie der Samichlous ihm artig zu erklären versucht, dass in diesem speziellen Fall eben nicht der Samichlous Hausvisiten macht, sondern die Familien zum Chlous in den Wald kommen, da beginnt der Zackige zu motzen und hängt auf. Lappi.

Selbstverständlich sind auch Spassvögel unvermeidlich. Dreimal am gleichen Tag zum Beispiel «dr Oschterhaas». Immer, wie unser Samichlous mit dem Rammler ins Gespräch zu kommen versucht, da wandelt sich das Viech vom Oster- zum Angsthäsen – und hängt auf. Schade.

Ganz schön souverän, wie der Alte mit den Leuten am Telefon umzugehen weiss. Nur einmal, da kommt er gehörig ins Schleudern. Und das alles wegen einer Jugendsünde. Vor vielen Jahren hat sich der Mann am «Chlous-O-Phon» nämlich kommerziell von Radio Förderband einspannen lassen, sogenannte «versteckte Telefone» zu machen, als alias Beat Neuenschwander (Seiten 24/25). Die anschliessend produzierten beiden Kassetten mit den vielen Juxgesprächen zirkulieren heute noch. Als nun der achtjährige Sacha aus Ittigen telefoniert und mit dem Samichlous spricht, da ruft das clevere Kerlchen plötzlich seiner Mama lautstark zu, «Du Mami, dr Samichlous het di glych Schtimm, wie dä, wo bim Globus z'Bärn dr Pinguin id Chüelchammere wott tue, übers Wuchenänd.»

# X-MAS Shoppin' in New York



“ So einmal im Jahr machen Bornhausers öppis wirklich Verrücktes. Anfang Dezember 1994 haben wir zum Beispiel Rollen getauscht: Papa nimmt eine Woche Ferien, um unsere beiden Kids zu hüten, derweil Monika sich mit ihrer Schwoscht und ihrem Vater auf Weihnachtsbummeltour begibt. Stilvoll, wenn schon. Nach Washington und New York, dank Günstigst-billigst-Flugangebot. Und wenn eine eine Reise tut, dann kann sie etwas erzählen. Papa aber auch. ”

«Was? Hat es bereits kein Regeneriersalz mehr in der Abwaschmaschine?» wun-

dert sich Monika am Vorabend ihrer Abreise, als sie das entsprechend leere Päckli zuoberst auf der Altpapierbeige sieht. «Regeneriersalz?» gucke ich dumm aus der Wäsche. «Es hatte kein Abwaschpulver mehr, Abwaschpulver habe ich nachgefüllt.» Falsch. «Jesses, wenn das bloss gut geht, nächste Woche mit euch dreien», seufzt Monika vor sich hin.

Samstag morgen früh. Pädli und Papa besprechen den Menüplan für die nächsten Tage, derweil sich die beiden Ladies hübsch machen. Claudia für die erste Klasse, Monika für die Economy. «Machsch mau Löschti?» will Pädli wissen.

«Wett wosch.» – «Es isch ganz eifach», erklärt der kleine Mann, «muesch Hädöpfu näh, choche, schäle, mit de Laffle schabe (rennt in die Küche und holt die Raffel) u nächä id Pfanne tue. Nächä nimmsch zwöi Tällel und machsch so (zeigt einen klassischen Röstiumsturz).» Alles klar. Nadisna komplettiert sich der väterliche Einkaufszettel. Zwei Stunden später, als unsere USA-Reisende im Zug nach Kloten sitzt und Vater & Sohn im MM Shoppyländ umherirren, treffe ich BZ-Redaktorin Agnes Hirschi. Schmunzelnd erkläre ich ihr a), mein Programm für die nächsten acht Tage und, b), meine wenig berausenden Kochkünste. «Wäre ich Sie», lächelt sie mir mütterlich zu, «ich würde mich bei den Konserven und den Tiefkühlprodukten umsehen.» Guter Tip. Schon landet ein Beutel «Berner Rösti» bei Bo's im Einkaufswagen. Von wegen Raffel und Tellern.

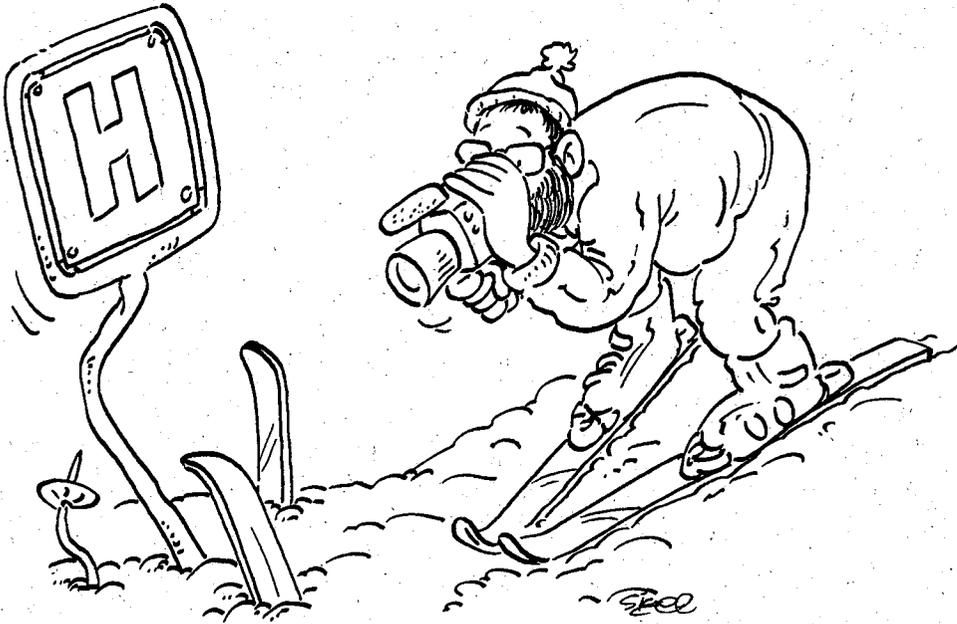
Dienstag ist Grosskampftag. Will heissen: Grittibänze aus Tiefkühlfach nehmen, Kinder wecken, Betten und Lüften, 60-Grad-Wäsche in die Maschine, Zmorge machen, schauen, dass Kids anständig angezogen sind, Pädi für die Spielgruppe herrichten, Rucksäckli mit Inhalt auch, Claudia zur Schule schicken, Blumen giessen, Tobias (Freund des Hauses) und Pädi zur Spielgruppe begleiten, dann ab zu Coiffeur Peter Berset nach Bern, Zmittag einkaufen, Wäsche aufhängen, Fenster putzen, Zmittag kochen (während ein Journalist anruft, überlaufen die Salzkartoffeln), Tisch decken, den Kindern beim Nachhausekommen durchs geschlossene Küchenfenster schreien, sie sollen doch bitte ihre dreckigen Schuhe draussen ausziehen, Essen, Abwaschen, Staubsaugen, Lüften, Tee machen für Claudia, Claudia ins Kitu schicken (samt Tee), mit Pädi ins Muki-Turnen, Umziehen (nicht in der Damenkabine), Turnen, Umziehen, von Susanne (Freundin des Hauses) Töchterli Lea zum Hüten übernehmen, mit Pädi und Lea spielen, das umgekippte Büchergestell in Pädis Zimmer samt Inhalt und ausgeleerter Blumenvase aufräumen, Lea abliefern, zuerst mit Claudia Hausaufgaben, dann Znacht machen (aufgetaute Grittibänze), Küchenboden aufnehmen, Pädi das operierte Auge für die Nacht verbinden, Kinder pfannenfertig machen und ins Bett bringen, x-mal sagen, dass jetzt «Ruhe!» ist, Weihnachtskarten schreiben, zum Schluss Derrick, Gasche und Rätz verfolgen. 10 vor 10 bin ich nudelfertig, kein Bürotag hat mich je so geschafft. «Hausfrauen-Dasein» ist Time-Management pur. Gibt es Kurse, wo man das lernen kann?

Vom Ehrgeiz gepackt, rufe ich meine Mutter an und bitte sie, mir ein, zwei Rezepte ihrer einmaligen Weihnachtsguetzli zu schicken. Bereits am nächsten

Tag laufe ich mit entsprechendem Einkaufszettel zielstrebig in der Migros Hinterkappelen im Kreis umher – auf der gezielten Suche nach Backpulver, Vanillezucker, Schoggipulver, Glasur und so. Zu Hause wird stur nach Muetis Rezept gearbeitet. Mehl und Backpulver werden gesiebt und in der Schüssel zu einem Kranz auseinandergezogen. Später dann, mit 180 Gramm Butter und anderen gluschtigen Zutaten durchsetzt, wird der Teig geknetet (sofern er sich von den Fingern lösen lässt). Nach zwei Stunden «Kühlstellung» wird das Ding auf 3 mm Dicke plattgewalzt. Alles verläuft problemlos, bis zum Moment, als es gilt, mit den Ausstechförmli zuzuschlagen. Nirgends sind diese unentbehrlichen Werkzeuge vorweihnächtlicher Handwerkskunst zu finden, beim besten Willen nicht. In der Not wende ich mich vertrauensvoll an Pädi, damit er mir seine Förmli, die er jeweils beim «Lättle» braucht, überlässt. Ja, ja, lachen Sie nur ... Hätten Sie etwa eine bessere Idee gehabt? Das Resultat lässt sich zum Schluss sehen (und essen): Die Guetzli sind eindeutig der Kategorie «geniessbar» zuzuordnen. Hoffentlich hat es noch welche, bis Monika nach Hause kommt.

Wenn ich es mir richtig überlege, so machen die Kinder es mir leicht, die vermeintliche Überlebenswoche zu überstehen. Verschiedentlich, wenn sie nicht gerade ihre Phasen der widerspenstigen Zähmung haben, helfen sie tatkräftig mit, mit viel gutem Willen. Und Claudia lässt sich sogar einmal zum Ausspruch hinreissen, «dass du nid immer darfsch ja säge, du muesch o mau chönne nei säge». Prima. Hiermit hat sie es schriftlich. Für alle Zeiten.

# L'Hôpital de Sierre



“ Seit vielen Jahren schon verbringen wir viele Wochenende und einen Grossteil unserer Ferien in Vercorin, einem wunderschönen Ort im Val d'Anniviers. Etwas haben wir dabei aber noch nicht herausgefunden: Ob es normal ist, dass wir regelmässig nach Sierre fahren müssen. Nicht zum Einkaufen, sondern ins Spital. Mal ist es eine Mittelohrentzündung, mal ein vermeintlicher Blinddarm, mal eine Lungenentzündung. Wir kennen den Weg mittlerweile par coeur. Und immer, wenn wir überzeugt sind, dass es für lange Zeit das letzte Mal war, dann ... ”

Unglaublich, aber wahr: Den Ehepaaren Lottaz, Lüthi, Jenni und Bornhauser ist es gelungen, alle acht Kinder für ein Wochenende bei den jeweiligen Grosseltern zu placieren und bereits am Freitagabend gemeinsam für ein Wochenende ins Val d'Anniviers abzuräumen. Fondué im Café de la poste, wo noch immer le Général Guisan von der Wand wacht, ist angesagt. Und Fendant, und le bon père Williams, und Jassen, und laisser faire und so. Vor allem aber Skifahren. Bei schönstem Wetter.

Weil das Wochenende für die Nachwelt unbedingt im Bild festgehalten werden muss, kommt auch eine Videokamera mit auf die Piste. Wie ich den göttlich schwingenden Christian einmal live im Steilhang aufnehmen will, da fährt Michel von links ins Blickfeld der Kamera.

«Mynetwäge», denke ich mir, «verfolgen wir halt Michel.» Und siehe da: In langsamer Fahrt begeht er einen telegenen Kantenfehler, beginnt den fahrenden Spagat zu üben, kämpft akrobatisch gegen den drohenden Sturz an, fällt zum Schluss aber doch noch im Zeitlupentempo in den Neuschnee. «Klasse!», rufe ich ihm zu, «dein Kunststückli ist von A-Z auf Video!» Michel interessiert das im Moment nicht – wie Christus am Kreuz liegt er auf seinem Rücken im Schnee. Regungslos. Mit blutender Wunde über dem Auge. Auch das noch.

Kurze Zeit später weiss er wenigstens wieder, wer und wo er ist. «Fürchterlich geknackt» habe es im Äcke, und «schurtum» sei es ihm und «schwarz vor den Augen». Ich frage ihn, ob er Hände und Füsse bewegen könne. Er kann. Weil ein Sturer, versucht er, entgegen unserer Warnung, aufzustehen. Am liebsten würde er gleich wieder in die Hocke und weiterfahren: «Das geit scho wider verby.» Nach drei Minuten Diskussion lässt er sich aber überzeugen, dass der Röntgenraum im Spital Sierre jetzt der passendere Ort für ihn ist.

Borni geht als Fahrer und Übersetzer mit. Beim Empfang müssen die Personalien angegeben werden, wahrheitsgetreu. «Sa profession?» will die Dame für ihren Computer wissen. «Was bisch gnau vo Bruef?» Weil ich die exakte französische Bezeichnung für «Heizungstechniker» nicht kenne, befördere ich Michel der Einfachheit halber zum «Ingénieur». Würde mich interessieren, wie die Dame aus der Wäsche gucken würde, bekäme sie zur Antwort, der Mann sei Rechtsanwalt – spezialisiert auf Spitalpfusch. Lömer das. Auch die Religion scheint wichtig. «Catholique, plus ou moins», mehr oder weniger. Das findet Madame gar nicht witzig: «Gehen Sie in den Warte-

raum. Sie werden aufgerufen.» Neben uns hocken drei Holländer, die perfekt Französisch sprechen. Oder sind es drei Romands, die fließend Holländisch können? Mir kommt beides Spanisch vor, weil die Holländer in Überkleidern rumsitzen. Komisch. Erst als wir wieder zu Hause sind, klärt Michel auf: «Löu, das si Wallischer gsi, wo Wallischerdütsch gred hei.» Verraten hätten sie sich ab einem einzigen verständlichen Satz: «Das ischt hürä lang gange.» Mynetwäge.

Monsieur le docteur bittet Michel zur consultation. «Ich werde ihn jetzt untersuchen, er soll mir sagen, wenn etwas weh tut», sagt er en français. Ich übersetze Michel. Der Arzt beginnt, Michel den Kopf abzudrehen. Plötzlich schreit er auf. «Auaa!» Ich übersetze: «Ca lui fait mal.» Realistire pur. Nach dem Röntgen stellt sich heraus, dass Michel stolzer Träger einer Kragenmanchette werden soll. Passt ihm nun überhaupt nicht. Er will, Schmerzen zum Trotz, wieder auf die Ski, sofort. Herr Doktor ist überzeugt, dass ich falsch übersetze, fragt nach. «Non, non, pas du tout. Il veüt aller skier. Tout de suite.» Das wiederum passt dem Arzt, der churzspitz noch den Computertomografen des Spitals amortisieren will, nicht. Zwischen Humanmediziner und Patient bahnt sich ein handfester Interessenkonflikt ab – und Borni steht zwischen den Fronten, darf das alles ausbaden. Geit's no?

Die Kinder des Michel Lottaz werden ihren eigenen Sprösslingen ein heisses Video ihres Grossvaters zeigen können: «Lueget guet, das isch dr Grossvati, 1995, bim Schifahre – itz gheit är de um, und in es paar Sekunde gset mer ne scho mit em Hals-Chrage.»

# «Maitre Girardet, j'ose vous demander le ketchup?»

“ Es gibt Dinge, die machen die meisten Menschen nur einmal in ihrem Leben. Heiraten, möglicherweise. Quizfrage: Waren Sie schon beim vielleicht besten Koch der Welt zu Gast, bei Fredy Girardet? Sehen Sie, ich auch nicht. Das heisst ... bis vor kurzem nicht. Aus Anlass ihres 75. Geburist luden nämlich meine Eltern, die selber auch noch nie bei Maitre Girardet zu Tische sassen, Monika und mich zum Zmittag nach Crissier ein. ”

Allein schon das Reservationsprozedere bei Fredy Girardet ist ein Evénement. Wohl auf Grund des Umstandes, dass dem Maitre de Cabine der Name «Bornhauser» spanisch vorkommt, wird der Tisch nicht spontan bestätigt. Man konsultiert das (vermutlich) güldene Reservationsbuch und zeigt sich unentschlossen, ob es für den unbekanntenen Bewerber noch Platz hat oder nicht. Erst ein immer wieder erfolversprechender Trick – nein, eben genau nicht das, was Sie jetzt denken! – hilft zum Durchbruch.

Mit einer Auflage: Drei Tage vor dem abgemachten Termin haben wir anzurufen und mitzuteilen, dass wir auch tatsächlich zu kommen gedenken. Was wir dann auch artig tun.

Monika und ich (comme il faut, dem Anlass entsprechend, angezogen – Borni für einmal sogar in der am Vortag unter Mithilfe von Kollegin Claudia Boess käuflich erworbenen Schale) holen meine Eltern am Bahnhof Bern ab. Auf dem Weg ins Welschland bitten wir den alt Diplomaten um Tips, wie wir uns bei Herrn Girardet (nicht) benehmen sollen. Mon Dieu, wenn Vati wüsste, was für ein Attentat ich auf den Gourmet-Tempel noch vorhabe. Mit



zwanzig Minuten Vorsprung auf die Marschtabelle treffen wir in Crissier Village ein. Ob wir jetzt schon reindürfen? Oder ist es adäquater, noch 19 Minuten rumzuspazieren, um dann, synchron mit dem Zeigersprung, punkt 12:00 Uhr schüch und devot einzutreten? Wir entscheiden uns für die erste der beiden Varianten.

Wer das ehemalige Rathaus mit der diskreten Aufschrift «Girardet» betritt, der kommt in eine andere Welt. Überall stehen hilfreiche Angestellte – samt und sonders männlich – herum, die dem Gast helfen wollen. Zum Apéro bittet man uns «au premier étage», an wunderschönen Gemälden des heute 83jährigen Walter Mafli vorbei. In gediegenen Lederfauteuils wird ein erstes Mal serviert. Und wer hier oben mit der Aussenwelt Kontakt aufnehmen möchte, dem steht kein PTT- oder Ascom-08:15-Telefon, sondern ein Designermodell von Bang&Olufsen zur Verfügung. Noblesse oblige.

Zu Tische sitzt man dann in einer Ambiente, die ihresgleichen sucht. Die Speisekarten sind ebenso schlicht wie gediegen, die Preise bekommen aber nur wir Männer zu Gesicht. Auch der Vermerk, dass bei Herrn Girardet keine Kreditkarten akzeptiert werden, steht nur auf den Männerkarten. Wo äch der nächste Bancomat steht? Dem Rahmen angepasst das Geschirr: «Réalisé pour Fredy Girardet», steht auf dem Boden zu lesen. Nid us Langethu. Aus Limoges. Die vielen Gänge sind ein Gedicht, nicht bloss für den Gaumen, auch für die Augen und die Ohren (weil während des Essens der «Lärmpegel» durch Teppiche und Wände perfekt schallgeschluckt wird). Und wenn man bei einem der vielen Kellner um etwas nachfragt, dann gibt es nicht bloss ein wortloses Kopfnicken, sondern ein freundliches «Avec plaisir». Merke:

Freundlichkeit kostet selbst bei Girardet nichts.

Und nun zum versprochenen Attentat: Als Realsatiriker ist man ja irgendwie seinem (un)guten Ruf verpflichtet, selbst – oder gerade! – in Etablissements wie demjenigen von Fredy Girardet. «Pardon», bekommt deshalb der Maître de Service beim Hauptgang zu hören, «ist es möglich, zum Perlhuhn etwas Ketchup zu haben?» – «Non Monsieur, malheureusement pas!» lautet die Retourkutsche unmissverständlich. «Das kennen wir hier nicht. Und übrigens, ich würde es nie wagen, Herrn Girardet überhaupt zu fragen, ob wir so etwas im Hause haben», präzisiert der Oberkellner. Henusode.

Exklusiv sind bei Girardets auch die Gäste. Einer, Typ zerstreuter Professor im Rollchragepulli, mit langen Haaren und Hornbrille, sitzt für sich allein in einer Ecke, liest meistens in einem Büchlein und leert, so nebenbei zum Essen, solo eine Flasche Weiss- und eine Flasche Rotwein. Ich nehme an, der Mann sei zum Schluss nicht selber weggefahren. Ob allerdings ausgerechnet jener Chauffeur, der vor dem Restaurant und neben einem überüberüberüberlangen schneeweissen Cadillac mit dem Kennzeichen FR 55 steht, auf unseren zerstreuten Professor wartet, das hingegen wage ich zu bezweifeln.

# «Wie chunnt dä dört ufe?»

“*Es gibt Zeiten, da würde ich eine eidesstattliche Erklärung unterschreiben, «das» sei endgültig meine letzte Kurzgeschichte (gewesen), weil ich sonst das unguete Gefühl hätte, mich zu wiederholen und Sie zu langweilen. Ein entsetzlicher Gedanke. Das Leben verhindert mein Vorhaben mit schöner Regelmässigkeit ...*”

«Wo hast du unseren Reserve-Hauschlüssel?» will Monika wissen, telefonisch. «Den habe ich doch nicht!» bekommt sie per Ohrmuschel zu hören. «Hast du doch.» – «Habe ich nicht.» – «Mein Vater sagt, er hätte ihn gestern nach dem Hüten steckenlassen. Also musst du ihn haben. Hier ist er nämlich nicht.» Derart konkret vorgetragene Anschuldigungen bringen mich leicht ins Schwitzen. Wie war das gestern genau? Nach dem Vita Parcours habe ich den Roller in die Einstellhalle gefahren und dabei ausschliesslich meinen eigenen Hausschlüssel verwendet. «Patrick hat sein Velo versorgt. Vermutlich hat er den Ersatzschlüssel gebraucht. Frag' ihn doch mal.» Obwohl der Sechsjährige mitbekommt, dass seine Mutter verzweifelt auf Schlüsselsuche ist, schweigt er sich bislang zum Thema aus. Mit gutem Grund. Das Kerlchen hat den Schlüssel, wie sich jetzt plötzlich herausstellt, gestern abend wirklich als letzter benützt. «Gang ne go suechel!» bescheidet ihm Monika. Sie wird mich wieder anrufen, sobald Junior fündig geworden ist.

Bereits vier Minuten später ist es soweit: «Du wirst nie erraten, wo der Schlüssel

ist.» – «Nun denn, verrate es mir bitte.» – «Zuoberst auf der grossen Tanne.» – «Was, zuoberst auf der grossen Tanne? Spinnsch? Wie chunnt dä dört ufe?» Es stellt sich heraus, dass Patrick gestern abend den «Hüeti-Schlüssel» tatsächlich zum Öffnen des Einstellhallentores genommen und ihn danach, dank Anhängeschnur, im haushohen Bogen direkt in Richtung grosse Tanne geschleudert, uns allen das aber tunlichst verschwiegen und dafür klammheimlich Papas Schlüsselbund in das Türschloss gesteckt hat, so dass niemandem etwas aufgefallen ist. Nun müssen Sie, liebe Leserin, geneigter Leser, noch etwas wissen: Bei uns in der Siedlung gibt es viele, viele Bäume, aber nur eine einzige ungefähr zehn Meter hohe Tanne. Von ihr soll hier die Rede sein.

Der Anblick ist, wie ich nach Hause komme, überwältigend: Wie ein einsamer, vergessener Christbaumschmuck hängt unser Hausschlüssel am zweitobersten Ast und funkelt, ungefähr acht Meter ab Boden, in der abendlichen Sonne. Wunderbar. Eine klare Strategie ist gefragt. Raufklettern ist ausgeschlossen, die Äste sind viel zu dünn. Ein Fussball muss her. Nach drei missglückten Versuchen, bei denen der Ball zum Schluss immer in Mayers Blumenbeet landet, gebe ich diese Variante auf. Mittlerweile haben sich sieben, acht neugierige Kinder um mich versammelt. «Wäre ich du, ich würde es einmal mit einer Leiter und einem langen Stecken versuchen», meint Marino Bieri (10). Gute Idee. Ich hole unsere grosse Leiter (Stehplattform ungefähr 170 ab Boden). Fehlt bloss noch ein Stecken. Auf, zum Bauernhof der Familie Remund. Elisabeth Remund gibt mir eine Holzstange mit

auf den Weg, die sogar für Stabhochspringer Sergei Bubka passend wäre, hätte er nicht bereits eine Ausgabe aus Kunststoff.

Patrick und Marino stabilisieren die Leiter, derweil Vater Bornhauser, auf der Plattform stehend, den Schlüssel runterzuschlagen versucht. Keine Chance. Mit knapper Not erwische ich den verfluchten Zweig, nicht aber den Schlüssel. Inzwischen haben sich die ersten schaulustigen Erwachsenen eingefunden. «Was macht dr Bornhuser dört?» – «Är probiert, dr Huusschlüssel abe z'schla ...» – «Dr Huusschlüssel? Wie chunnt dä dört ufe?» Ich bin pflotschnass, denn nebst dem Versuch, das neckisch dahängende Wurfgeschoss runter zu schlagen, muss ich aufpassen, nicht selber abzustürzen. Plötzlich schreit Patricks Schwester Claudia (9): «Paapaaa! Teeleefon! Dr Herr Carrara wött di öppis frage!» – «Säg em Herr

Carrara, är chönn mi ...» (was sie dann offensichtlich auch tut). Als ich nach zwei Minuten auch diese Form der Schlüsselbeschaffung aufgabe und von der Leiter runtersteige, da mahnt Töchterli, dass Herr Carrara von der Ford-Garage Willy noch immer am Telefon wartet und von mir bloss wissen will, ob unser tags zuvor gekaufter Wagen noch immer funktioniert. Sorry, Herr Carrara (auch auf diesem Weg)!

Nachbar Fritz Kupferschmid, Mitglied der Feuerwehr Wohlen, wird um Rat gefragt. «Das sind schätzungsweise neun Meter. Wir haben übermorgen eine Übung. Wenn du solange warten willst, holen wir dir den Schlüssel runter.» Michel Lottaz bietet seine «lange Leiter» an, die sich im Einsatz ebenfalls als viel zu kurz erweist. Die halbe Beunde-Siedlung hat sich zum kostenlosen Live-Cabaret eingefunden. Anita Hüsler schlägt vor, der remundschen Stabhochsprungstange eine Verlängerung zu verpassen. Aber auch ihr Aufsatz ist zu kurz. Jeannette Scheidegger, die ich ohnehin immer mit Doris Boss verwechsle, erinnert sich an ein passendes Objekt in ihrem Haushalt. Wir holen und binden es mit Draht an die Holzstange. Langsam nähere ich mich, Sergei Bubka beim Anlauf zu einem weiteren Weltrekordversuch gleich, der grossen Tanne. Die Länge stimmt. Und siehe da! Bereits beim ersten Versuch gelingt es mir, einzuschlaufen und den Schlüssel aus seiner misslichen Lage zu befreien. Vom Publikum gibt es stehende Ovationen, ehrlich. Die Kinder skandieren voller Begeisterung «Zugabe! Zugabe!» Süsch no öppis?



# HISTORY, MYSTORY (Part One)

“Seit zwei Wochen steht ER, zehn Meter gross, vor unserem Bürofenster im Shoppyländ, wobei wir IHN bloss von hinten bestaunen können. Und weil wir, in den Melelectronic-Studios der Migros im Kanton Bern, in vier Wochen an die 3500 SEINER CDs («HISTORY») verkauft haben, denke ich mir, man könnte sich doch mal mit IHM unterhalten, mit IHM ein Interview führen – und sei es nur für... unsere Personalzeitung. Ha! Leichter gesagt als getan. Versuchen Sie doch mal, an IHN heranzukommen. An Michael Jackson HIMSELF.”

«Leider ist es uns nicht möglich, Ihre Fragen an Michael Jackson weiterzuleiten. Weil wir nicht im Besitz der nötigen Fax- bzw. Telefonnummern seiner Pressestelle sind. Sorry!» beantwortet Tommy Sokoll von Sony Switzerland in Baar die Anfrage, wie ich am besten mit dem Megastar in Kontakt treten könnte. Ich liebe und bewundere derart engagierte Leute, ehrlich.

Der Ausdruck «nicht möglich» reizt mich ungemein, nicht zuletzt deshalb, weil ich mich eher an das Sprichwort der blinden Sau zu halten pflege, die auch ab und zu eine Eichel aufstößt. Nächste Station: Der «SonntagsBlick», der, via Good News, sicher eine Adresse oder eine heisse Faxnummer parat hat. Fehlanzeige. Die Ringier-Tochter ist, diesbezüglich, überfordert, verweist aber freundlicherweise an Sony Switzerland in Baar. Womit jetzt die Internationale Auskunft gefordert ist. Na bitte! Die Sony Music Entertainment in New York hat einen zentralen Fax: 001

212 445 5401. Komisch: Mit der Nummer kann öppis nicht stimmen, da ständig besetzt, obwohl es in New York, zeitverschoben, mitten in der Nacht ist. Rückfrage bei 191: «Doch, doch, 001 212 445 5401 ist die zentrale Faxnummer von Sony Music Entertainment», bestätigt eine auskunftsfreudige Dame. Trotzdem: Die Fax-Verbindung kommt nicht zustande. Deshalb versuche ich es um 16:00 Uhr Schoenbuehl-time telefonisch.

«Bornhauser, calling from Switzerland», tönt es ennet dem Teich in der Hörmuschel. Nein, eine zentrale Faxnummer



gebe es bei Sony Music Entertainment in New York ausdrücklich nicht, heisst es, ich müsse schon wissen, mit wem ich korrespondieren wolle. Und wenn man niemanden kennt? «Dann kann ich Ihnen auch nicht helfen. Good-bye, have a nice day!» heisst es abschliessend. Ein letztes verzweifeltes «Hello! Hello!». Nichts zu machen, die Verbindung ist abgebrochen. Neuerlicher Versuch. «Ich rufe aus der Schweiz an, bitte hängen Sie mich nicht auf!» Die Dame will wissen, worum es geht. Ich umschreibe das Vorhaben. «Hold on.» In der Leitung knackt es. «Hello, can I help you?» – «Yes, please, I'm calling from Switzerland and ...» Es knackt wieder. «International departement, good morning, may I help you?» Wie sich herausstellt, ist eine gewisse Rosa Rodriguez für mein Anliegen zuständig. Und nur Rosa ist berechtigt, mir ihre Faxnummer bekanntzugeben. «Hold on.» Bei Frau Rodriguez läuft das Alibiphone. Dieses Mal beende ich die Einweg-Kommunikation.

Dritter Anlauf: Jetzt verlange ich direkt die Presseabteilung des Unterhaltungsriesen. «Hold on, please». Es knackt. «Information desk, may I help you?» – «Yes please, it's because of Michael Ja ...» Knacken. «Press departement, may I help you?» Gute Frage: Ist mir überhaupt noch zu helfen? Immerhin bekomme ich eine Faxnummer genannt: 001 212 833 8866. Sie gehört Marla Shatz. «Thank you very, very, very much!» Mal sehen, ob Marla Shatz ein Schatz ist.

Geistesblitz: Liz Taylor ist doch Busenfreundin von Jacko. Sie könnte meine Fragen doch an Michael weiterleiten. Liz besitzt ein Chalet («Ariel») in Gstaad. Und dort kenne ich den Verkehrsdirektor. Dieser verweist seinerseits an Hansruedi Scherrer, den Direktor des Palace Gstaad. Dieser wiederum, durchaus im Besitz jener Angaben, auf die ich giggerig bin,

weigert sich (verständlicherweise), die Nummer an Unbekannt rauszurücken. Immerhin: Ich solle ihm den Taylor-Brief zu Händen von Michael Jackson faxen – und er leite ihn dann an Mrs. Elizabeth Taylor-Burton-FisherHilton-Todd-Wilding-Warner-Burton-Fortensky weiter. Spitze! Hanspeter Kohli, Koli-Kollege der Migros, der sein Pult fünf Meter von meinem stehen hat, bekommt die Jackson-Odyssee logischerweise mit: «Ich habe einen Kollegen, dessen Freund anscheinend alle VIP-Adressen dieser Welt kennt. Mal sehen, ob er weiterhelfen kann.» Bereits 48 Stunden später halte ich zwei Liz-Taylor-Adressen aus Los Angeles und New York in den Pfoten. Bei der einen Adresse hat sich aber mit Sicherheit ein Übermittlungsfehler eingeschlichen, steht doch «Sweet 1007» drauf. Gemeint ist wohl «Suite», weil Liz so süss ja nicht (mehr) sein kann. Wiedemauchimmerseinmag: Sicherheitshalber schicke ich meinen Wunsch, parallel zur Palace-Gstaad-Aktion, auch noch direkt an Frau Taylor ab. In zweifacher Ausführung. Je einmal nach L.A. und N.Y.

Zehn Tage nach Eintreffen meines Fax hat auch Frau Shatz bei Sony in New York offenbar ihre Post gesichtet. Sie empfiehlt mir, Sony Switzerland in Baar anzuschreiben (...), oder aber direkt (!) mit Michael Jackson Kontakt aufzunehmen. Jacko sei am 17. August via Internet zu erreichen. Wer weiss: Vielleicht beantwortet er aus weltweit erwarteten zehn Millionen Fragen ausgerechnet meine questions. Very funny. Versucht haben wir es trotzdem – via «[http://www.sony.com/Music/Michael\\_Jackson](http://www.sony.com/Music/Michael_Jackson)». Aber äbe.

# MYSTORY, HISTORY (Part Two)

“ Was bisher geschah: In einem Anflug von Grössenwahn – im Volksmund kurz und bündig Gehweh genannt – mache ich mich schriftlich auf die Suche nach Michael Jackson, um ihn für unsere Personalzeitung zu interviewen. Die konventionellen Methoden – via Plattenfirma SONY in der Schweiz und in New York – haben versagt. Wie Sie aus dem ersten Teil dieser Berichterstattung wissen, steht die Antwort von Elizabeth «Liz» Taylor aus, die ich, als Busenfreundin von Jacko, als Transitstation in

dieser Angelegenheit, aktivieren möchte. ”

Post aus New York: Ein unscheinbarer, hellblauer Umschlag liegt auf dem Pult. Ich ahne die Absenderin: Liz Taylor! Und siehe da – es stimmt. Na ja, fast. Zwar (unter)schreibt sie nicht persönlich, wohl aber ihr «Executive Secretary», Geoff Blain. Aber eine Ermunterung, ehrlich gesagt, ist es nicht gerade, was der ausführende Sekretär von sich gibt: Wenn ich mit Michael Jackson ein Interview führen wolle, dann solle ich ihn doch bitte direkt kontaktieren. Mrs. Taylor habe zur Zeit keine Zeit, mir behilflich zu sein. Hätte ich ja wissen müssen: Laut «Blick» werfen sich Liz Taylor und Ehemann Nr. 9, Larry Fortensky, gegenwärtig nicht gerade Nettigkeiten an den Kopf (leher Porzellaniges) – und auch ihr soeben lanciertes Parfum, «Black Pearls» mit Namen, ist nicht eben das, was man in den Staaten gemeinhin einen Bestseller zu nennen pflegt. Arme Liz.



Nächster Versuch, auf diplomatischem Parkett: Die Schweizer Botschaft in Washington antwortet in der Person von Attachée Gabriela Eigensatz innert 24 Stunden. Frau Eigensatz hat mein Anliegen «vor Ort» an das Generalkonsulat in Los Angeles delegiert. Generalkonsulin Brigitta Schoch, deren Hilfe ich früher schon einmal in Anspruch genommen habe, weiss Rat. Und die Adresse von Jackos persönlichem Berater. Besagter Berater, Lee Solters, erhält innert drei Wochen drei Fax-Anfragen mit der Erklärung, wer die Migros ist (so von wegen «50000 sold HISTORY-CDs and 700 supermarkets in Switzerland and a yearly 12 billion US-dollar-turnover») und was sie von ihm resp. von seinem Schützling will. Er lässt die Anfragen allesamt unbeantwortet. Also rufe ich ihn an. Er verspricht, sich per Fax zu melden. Aber auch das erweist sich als Trugschluss. Irgendwie ist das ja zu verstehen. Who the hell is Bornhauser? Und wer die Migros?

Vor den Herbstferien lanciere ich die dritte, die endgültig letzte Versuchsaktion. Obwohl ich, in New York aufgewachsen, nicht sehr viel von der American efficiency halte (dafür um so mehr vom American Way of Life), versuche ich von der US-Embassy in Bern die Fax-Nummer aus Neverland, der Residenz des Megastars, zu erfahren. Und, shame on me, Schande über mich: Ohne Angabe einer Referenz, bei der ich mich persönlich bedanken könnte, erhalte ich postwendend die Adresse der MJJJ Productions in Hollywood (MJ steht für Dingsda, was die beiden übrigen JJ sollen, weiss ich nicht). Sofort wird ein Brief nach Hollywood gearmailt. Die Internationale Auskunft weiss die Telefonnummer der MJJJ Productions. An den drei darauffolgenden Abenden versuche ich, Bob Jones von MJJJ telefo-

nisch zu erreichen, um seine Faxnummer in Erfahrung zu bringen. Ein Ding der Unmöglichkeit: Jedes Mal werde ich bereits im Vorzimmer zum Vorzimmer abgeblockt. Und jedes Mal verspricht man mir bei MJJJ Productions, dass zurückgerufen wird. Chasch danke.

«CNN, ABC, CBS und NBC müssten doch wissen, wo der Typ zu erreichen ist!» geht es mir durch den Kopf. Und wer kennt die Faxnummern dieser Agenturen mit Sicherheit, wer? Exakt! Die Schweizerische Depeschagentur sda. Von Annette Müller kommt am nächsten Tag die Antwort: «Leider kann ich Ihnen betr. Fax-Nr. für CBS, ABC, NBC, CNN auch nicht helfen.»

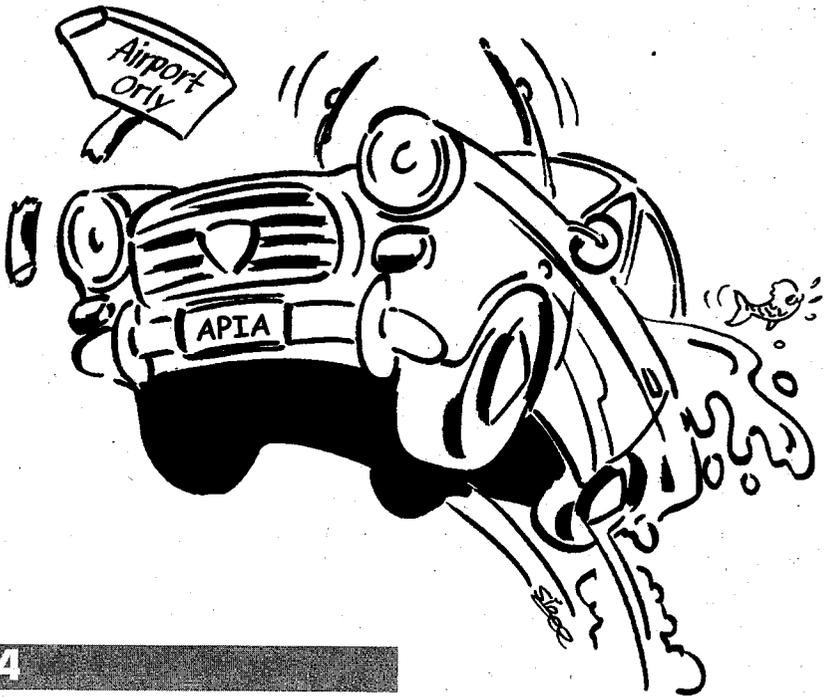
Alex Dal Farra, kluges Köpfchen, PC-Freak und Arbeitskollege, taugt auch hier: Innert ein paar weniger Stunden treibt er zu Hause via Internet alle Fax-Nummern der vier Nachrichtenstationen auf. Thanx, Al-Egg's! CNN, ABC, CBS und NBC erhalten, in Abständen von zehn Tagen, je zwei Anfragen um Vermittlung. Richtig geraten, liebe Leserinnen und Leser, richtig geraten: Eine Antwort wäre eine Antwort. Henusode, American efficiency.

Und so geht eine meiner Realsatiren für einmal ohne Happy End zu Ende. Stimmt: Vielleicht war die ganze Sache wirklich falsch aufgezo-gen: Vielleicht wäre es tatsächlich cleverer gewesen, Bob Jones und Lee Solters von allem Anfang an wissen zu lassen, dass die Migros auch im Kanton Bern im gleichnamigen Kanton tätig und dessen Hauptort wiederum Heimstätte der «Young Boys» ist. Michael Jackson wäre sicher Fan.

# Alte Liebe rostet nicht

“ In diesem Fall ist es genau umgekehrt. Je länger meine Liebe zu Apia dauerte, umso rostiger wurde sie – und dies im wahrsten Sinne des Wortes. Stimmt: Die Rede ist nicht von einem weiblichen Wesen, sondern von einem Auto, meinem ersten, einem Lancia-Sportcoupé, Typenbezeichnung Apia. Wir schreiben das Jahr 1971. Es war Liebe auf den ersten Blick, damals, obwohl Apia, wie sich nadisna herausstellen sollte, wahrscheinlich alle Fehler zu bieten hatte, die so eine Schöne in eine Zweierbeziehung nur einbringen konnte. Kunststück, ist/war auch unsere Trennung nicht von schlechten Eltern ... ”

«Das einzig Positive an deiner Apia ist», so spotten pure Neider, «dass du sie nachts auf einem grossen Parkplatz nicht lange zu suchen brauchst. Du musst nur genau hinhören, wo sie vor sich herrostet.» Soso. Aber, um ehrlich zu sein: So unrecht haben die Kollegen gar nicht. Mal sitzt nämlich mein Bruder Christoph während eines Gewitters auf dem Beifahrersitz plötzlich knöcheltief im Wasser (weil Apia so löcherig ist), mal putzen die Wischer nicht wie vorgesehen die Scheibe, sondern die Motorhaube (weil Apia so reparaturanfällig ist), mal versagen während der Fahrt Fuss- und Handbremse gleichzeitig (weil Apia so eigenwillig ist). Aber äbe. Schön isch si gsi, wunderschön. U günschtig. Eine richtige femme fatale, die mich ein Vermögen



gekostet hat. Ach ja, von unserer Trennung wollte ich Ihnen doch erzählen.

Was Sie vorher noch unbedingt wissen müssen, damit Sie so richtig mitleiden können: Es regnet in Strömen, an diesem Pfingstsonntag nachmittag in und um Paris. Nonstop. Auf der Ring-Autobahn um Paris fahrend und im Schiff verzweifelt nach der Ausfahrt «Troyes» Ausschau haltend, ziehe ich, der besseren Sicht wegen, den Knopf für Stand- und Abblendlicht. Wohl ein bisschen zu stark, denn auf einmal halte ich Knopf samt Halterung in den Fingern, derweil Schrauben klangvoll auf das Kupplungspedal fallen. Ein merkwürdiger Geruch lässt zudem darauf schliessen, dass irgendwelche Kabel durchbrennen. Dass vorne in der Karosserie die Scheinwerfer zünden (und sich nicht mehr abstellen lassen), lässt sich aus zweierlei folgern: Zum einen durch die entsprechend leuchtende Anzeige im Cockpit, zum anderen durch das ständige Lichthupen des Gegenverkehrs. Merde (pardon!).

Weil Apia in ihrem Zustand für den Verkehr eine Zumutung ist (und zwischenzeitlich bloss noch mit einem Scheibenwischer funktioniert), nehme ich die erstbeste Ausfahrt und bemerke kurz danach einen einsamen Feldweg – ein idealer Ort, um Apia in Ruhe zu untersuchen. Dummerweise übersehe ich dabei vor lauter «Herrjessesgott» einen grossen kantigen Stein mitten auf dem Weg. Apia läuft mit Getöse auf den kleinen Felsen auf – und macht keinen Wank mehr, wenn wir von ihren noch immer tadellos funktionierenden Scheinwerfern einmal absehen.

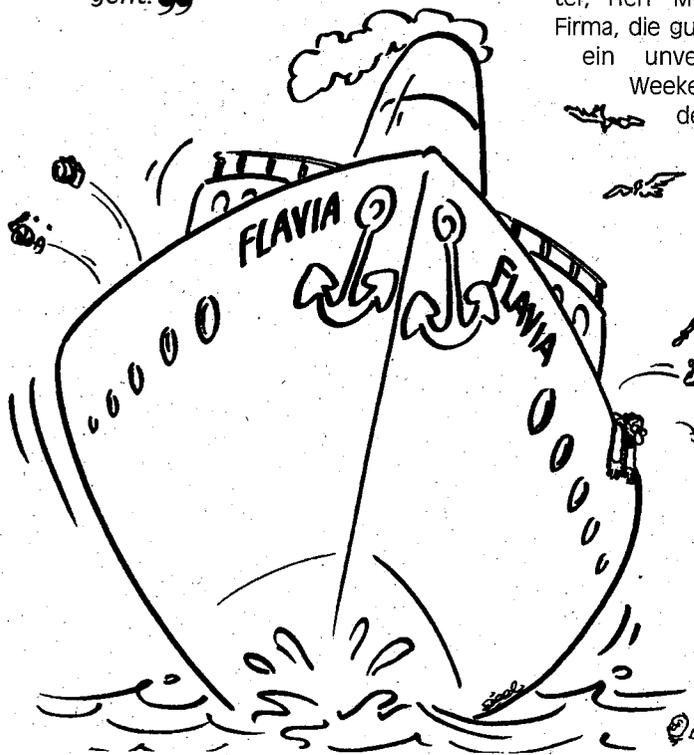
Schon einmal versucht, in Frankreich an einem feierlichen Dimanche de Pentecôte den offiziellen Pannendienst zu

bemühen? Sollten Sie aber mal, unbedingt – so von wegen Realsatire und so. Kurz: Nach öpfe vier Stunden, es nachtet bereits ein, und nachdem Apias leuchtende Augen von der Batterie abgehängt wurden, kommt ein inoffizieller Billigst-Pannenservice dahergerattert, zu festtäglichem Höchstpreis (in bar, versteht sich). Apia hat sich das Gasband gerissen. Monsieur le Dépanneur improvisiert mit einem 350 schweizerfränkig teuren Draht: «Ça devrait aller, comme ça, jusqu'en Suisse», meint er. Sollte bis in die Heimat reichen. On verra.

Der Mann muss in Geographie Klassenletzter gewesen sein: Noch bevor Apia und ich – Apia wieder mit ihren bezaubernd leuchtenden Augen – überhaupt richtig auf der Autobahn sind, beginnt sich der Draht zu strecken ... Der Aéroport Orly ist bei der nächsten Ausfahrt angeschrieben. Wie in einem drittklassigen Film schafft Apia mit einem mächtigen Gump das Flughafen-Areal – zu mehr reicht es nicht mehr, mit rauchendem Motor bleibt sie stehen. Zu Fuss wird sie auf den Parkplatz geschoben. Cara, adesso non voglio più, j'en ai mare, i ma nümm. Ein zufällig anwesender Autohändler, den ich nachts, auf den nächsten Zürich-Flug wartend, im Flughafengebäude kenne lerne, bietet mir für die abgekühlte und äusserlich tadellos aussehende Apia einige hundert Francs, «pour cette belle voiture». Und so trennen sich unsere Wege. Würde mich noch wunder nehmen, was der Gute mit der widerspenstigen Schönen noch so alles erlebt hat.

# Das Schiff

“ Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul. Bekannt? Eben. Und deshalb wäre es wirklich unhöflich gewesen, den Wettbewerbspreis in Form einer Mini-Kreuzfahrt auszuschlagen. Gemäss Reiseprogramm wird die Reise folgendermassen verlaufen: Bahnfahrt Zürich-Genua, Kreuzfahrt Genua-Barcelona-Genua, mit mehrstündigem Landaufenthalt in Barcelona. Nach etwas mehr als 72 Stunden ist man, gemäss Programm, «Zürich in Zurück». Wenn das bloss gut geht. ”



Meine Beziehung zu Schiffen beschränkte sich vor dieser Reise auf Dokumentarfilme über die Titanic und die Andrea Doria. Geradezu optimale Voraussetzungen also für meine Jungfernfahrt. Vermutlich ist es dieser Verworrenheit (und nicht dem Hudelwetter) zuzuschreiben, dass ich in Zürich um ein Haar nicht den Zug nach Genua, sondern schier den SBB-Skiexpress besteige. Erst im letzten Moment bemerke ich den Irrtum – der vielen Skis wegen. Süsch no Frage?

«Ennet dem Gotthard», so unser Reiseleiter; Herr Müller, Repräsentant jener Firma, die gut zwei Dutzend Gewinnern ein unvergessliches verlängertes Weekend bieten wird, «ennet dem Gotthard wird sich das Wetter schlagartig bessern.» O sole mio. Dass im Leben alles immer relativ ist, können die, so der Gewinnerbrief, «glücklichen Wettbewerbsteilnehmer» in Airolo feststellen: Meterhohe Schneeverwehungen, die unsere Vorstellung von der Sonnenstube Tessin arg ins Wanken bringen. Es geht weiter. Von einem Sottopassaggio zum nächsten Binario.

Als wir schliesslich wohlbehalten in Genova ein treffen, steht die Flavia (so heisst unser Schiff) schon da. Neben ihr ein Kreuzer, wobei letzterer mit einem Kreuzfahrten-

Schiff nichts zu tun hat. Es ist schon ein mächtiges Ding, so ein Schiff. Auch unsere Flavia. Mit den vielen runden Fenstern sieht es fast aus wie ein Tschömbotschett. Nur Fliegen kann Flavia nicht, aber das ist eine Vermutung meinerseits. Um 16:30 Uhr läuft Flavia aus. Es kann losgehen! Herr Müller erzählt etwas von Windstärke 7. Wunderbar, die Sieben ist meine Glückszahl.

Um 17:00 Uhr trifft sich unsere Gewinnertruppe zu einem Info-Apéro. Fantastisch, wie alles automatisch funktioniert. Sogar die Schwingtüren schwingen, gehen von selber auf und zu, auf und zu, auf und zu. Lediglich die Beleuchtung scheint schlecht eingestellt zu sein: Viele der Wettbewerbsgewinner werden bleich und bleicher. Herr Müller, zwischenzeitlich ebenfalls leicht wachsig im Gesicht, meint, wir sollen zurück in unsere Kabinen und uns zum Captains-Cocktail bereit machen. So etwas! Ein Cocktail mit einem echten Kapitän, wie in «Love Boat» und auf dem «Traumschiff». In der Kabine angelangt, bittet mich Peter Laube, zugeteilter und temporärer Zimmerpartner, um eine Kurpackung Tabletten gegen Reisekrankheiten. Ich übergebe sie ihm und nur wenig später darauf mich selber. Überwindung ist jetzt angesagt: Wie ein Schwerstbetrunkenere taste ich mich den Gang entlang in Richtung Oberdeck und plumpse, endlich dort angelangt, einem Händöpfusack gleich, in den erstbesten freien Sessel. «Das wird böse enden», geht es mir durch den Kopf – in Anlehnung an den Kult-Spruch aus dem Kino-Klassiker «Zur Sache, Schätzchen».

Erstaunlich wenig Leute sind im Cocktailraum zugegen – und die wenigen, die es, auf welche Art auch immer, hierher geschafft haben, sind augenfällig mit sich selber beschäftigt. Herr Müller ist

ebenfalls abwesend. Nichts von mit einer Mitreisenden flirten und so. D'Stimmig isch, pardon l'expression, zum Chotze. Zum Glück hat es der Liebe Gott so eingerichtet, dass der homo sapiens merkt, wenn sich ein diesbezügliches Malheur anbahnt. Fragen Sie mich nicht wie, aber auf irgendeine Geissart schaffe ich es, mich ohne nennenswerten Zwischenfall in die Kabine zu schleppen. Dort ziehe ich dann während der nächsten drei Stunden die traute Zweisamkeit mit der Emailschüssel der Gastfreundschaft des Käpt'ns vor. Mon Dieu, kann denn niemand dieser Riesenschaukel den Stöpsel ziehen und den Kahn versenken?

Der nächste Tag bringt zwar eine sogenannte Wetter-, nicht aber die erhoffte Magenberuhigung. Die von weitem sichtbare Küste wird noch immer schaukelnderweise an uns vorbeigezogen. Die paar Mucho Machos, denen Flavia samt Stabilisatoren, Golf du Lion und Windstärke sieben nichts anhaben konnten, erzählen uns in Barcelona, wo die Mehrzahl der «glücklichen Gewinner» – Herr Müller inbegriffen – erstmals seit 24 Stunden wieder feste Nahrung zu sich nehmen kann, wie «grossartig» die Bordküche anscheinend sein soll: Kalte, warme und Dessert-Buffets soweit das Auge reicht, das Allerfeinste vom Allerfeinsten. Scheint's. Bei der Aufzählung dieser gastronomischen Köstlichkeiten verschwinden zwei glückliche Gewinner in Richtung Toiletten – und lassen sich eine Zeit lang nicht mehr blicken.

Sehr viel mehr ist mir von dieser Kurzreise nicht geblieben. Vermutlich auch deshalb nicht, weil sämtliche Fotos ... verwackelt und unscharf sind.

# Ein Malör kommt selten allein ...



“ Freitag, der 13. sei so ein Tag, behaupten die einen. Andere wiederum trauen keiner schwarzen Katze über den Weg, schon gar nicht, wenn sie von links kommt. Apropos links: Die Frage, ob man mit dem linken Bein aufgestanden ist, rundet vorzüglich das Bild jenes Tages ab, von dem hier die Rede sein wird. Dem Pechtag. Borni hat jetzt auch einen söttigen, hochhoffziell: ”

Währenddem viele Zeitgenossen in Fitnesszentren Indoor auf digital gesteuerten Laufbändern ihren Body shapen, renne ich lieber Outdoor in der freien Natur herum, genauer gesagt, auf dem Vita Parcours bei Uettiligen, zweimal die Woche (na ja, meistens). Heute jedoch fehlt mir bereits nach knapp 200 Metern Lauftraining die Motivation. Ich kehre um, spaziere gemächlich zum Roller und fahre nach Hause zurück, völlig verärgert, weil ich meine innere Unlust nicht zu überwinden vermag. Zu Hause, logo, eine verwunderte Ehefrau («Das isch aber schnäll

gangel!»). Um niemanden der Familie mit meiner «Schyssluune» zu belästigen, beschliesse ich, mich wenigstens nützlich zu machen: Der Borstenteppich im Hauseingang muss, da abgelaufen, schon längst ausgewechselt werden. Der entsprechende Ersatz wartet seit Wochen im Keller darauf, fachgerecht zugeschnitten zu werden.

Der «Neue», ungefähr 220 x 250 cm gross, wird auf der Terrasse ausgerollt, der «Alte» rausgerissen und auf die Neuaufgabe gelegt, damit ich exakt aufzeichnen kann, wo später der genaue

Zuschnitt verlaufen muss. Nun werden Sie als regelmässige Leser dieser Realsatiren wissen, dass ich ein miserabler Handwerker bin. Selbst eine Simmentalerkuh versteht mehr vom Klavierspielen als ich vom Handwerken. Ein echter Don't-Do-It-Yourselfer, wirklich. Aber wenn ich mir einmal etwas in den Kopf gesetzt habe, dann tue ich es auch, oder versuche es zumindest (auch wenn nach dem Auswechseln einer gewöhnlichen Glühbirne im halben Quartier der Strom ausfallen sollte). Ecco: Der neu zugeschnittene Teppich – handcarved by Bo of Switzerland® – kommt in die Eingangspartie. Es kann losgehen. Weil bei Handwerklichem, Sie werden das leicht nachvollziehen können, immer nervös, beschlagen sich die Brillengläser sehr rasch. Das Gestell wird, der freien Sicht zuliebe, zur Seite gelegt. Spätestens nach drei Minuten Verlegens ist selbst von Nichtfachleuten festzustellen, dass der Bürstenteppich schätzungsweise vier, fünf Zentimeter zu kurz geschnitten und somit eine Zweihunderternote futsch ist. Gopfridstutz! Aus lauter Wut über den eigenen Pfuscher drehe ich mich um und klopfe mit den Fäusten wutentbrannt auf den Boden, ohne zu merken, dass ich mit dem rechten Knie das Brillengestell zertrümmere. «Warum?», möögge ich durch das ganze Haus, «warum immer ich?»

Frau und Kinder versuchen ihren untröstlichen Vater zu trösten. Aber selbst der schnellklebende Industrieleim kann den Schaden an den beiden Bruchstellen der Brille nicht wieder ungeschehen machen. In dieser Situation hilft nur noch eines: Das Eremiten-Dasein. Also ziehe ich mich für längere Zeit zurück, die Tageszeitungen und einige Geschäftsunterlagen unter dem Arm. Im stillen Örtchen, so denke ich, kann nichts passieren. Irren ist offenbar nur allzu

menschlich: Am nächsten Tag stehe ich nämlich sauber und glatt in der Drogerie und verlange erstmals nach einer Tube Procto-Glyvenol (Insider wissen Bescheid).

Weil ich am liebsten über mich selber lache, wird das Malheur am darauffolgenden Tag im Büro erzählt. Zuvor schenkt mir Martin Gerber, Kolonial-Mann bei der Migros, eine Feige, neu aus Bio-Produktion. Mit der Dörrfrucht in der Hand marschiere ich zu Claudia Boess, rechte Hand unserer Chefin. «Muesch emau lose, was mir geschter passiert isch», beginne ich den Monolog. Wie ich fast fertig bin, beisse ich während einer Sprechpause in die Feige. Aua! Irgendöppis Hartes bricht mir einen halben Zahn weg. Bio-Mio! Claudia schüttelt es vor Lachen schier ab ihrem Stuhl. Und wie ich dann, einige Minuten später, beim Optiker vorspreche, da meint die charmante Christine Burri sec zu mir: «Schade, haben Sie versucht, das Gestell selber zu leimen. Weil der Leim den Kunststoff angegriffen hat, können wir nicht mehr schweissen.» Aha. Merke: Murphy'sches Gesetz.

Martin Schläppi vom M-Service Wankdorf freut sich: Demnächst können seine Mannen bei Bornhausers einen neuen Teppich legen und kassieren. Christine Burri von Heintelmann Optik hat 385 Franken, die Drogerie 2000 im Shoppyland Fr. 9.80 cash mehr in der Kasse, und Felix Morgenthaler, Dentist zu Bern, erhält dieser Tage unverhofften Besuch.

# Mmmpgüüggööngll...

NA, WIE WAR'S  
IM URLAUB, HERR  
BORNHAUSER?



Es gab eine Zeit, da liess ich meine Tanten gleich reihenweise das Zeitliche segnen, nur damit ich, angeblich wegen einer neuerlichen Bestattung, den Termin bei der Zahnärztin kurzfristig verschieben konnte. Als dann die gesamte noch lebende Ahnengalerie aufgebraucht war, da mussten jeweils explodierende Automotoren oder Killerviren als Ausrede hinhalten. Kurz:

Wenn es um die Konsultation beim Zahnarzt geht – von einem Besuch zu sprechen, wäre ja wohl vermessen –, dann bin ich kein Feigling, dann bin ich bereits das übernächste.

Vor vielen Jahren beglückte ich eine Dentistin im bundesdeutschen Grenzgebiet mit meiner Aufwartung; weil sie besonders billig bohrte. Dementsprechend preiswert präsentierte sich ihre Einrichtung: Folterstuhl, eher einem ausrangierten Coiffeurstuhl gleichend, und sichtbare Transmissionsriemen für den Antrieb des Bohrkopfes (blieb der Bohrer

“ Liesse man den Leuten die Wahl, so würden sich vermutlich nur die wenigsten nachts für einen einsamen Spaziergang durch den Friedhof entscheiden. Auch die arme Armee würde einen Aderlass sondergleichen erleben. Und: Wer geht schon gerne freiwillig zum Zahnarzt? ”

mal stecken, wusste man nie, was sich als nächstes wieder zu drehen beginnt: Bohrer, Zahn oder Stuhl), aber immerhin leistete sie sich eine wunderschöne Gehilfin, frei nach der Devise, «mit Zuckerbrot und Peitsche».

Meine, objektiv gesehen, ohnehin nicht grandiosen Chancen, die Angebotete einmal ausführen zu können, schwanden endgültig mit jenem Tag dahin, an dem ich bei einer zahnärztlichen Behandlung glatt ohnmächtig wurde und sich der Inhalt meiner Blase während dieser Augenblicke körperlicher Unpässlichkeit verselbständigte, wenn Sie wissen, was ich damit meine. Unmittelbar nach diesem Malheur geschah zweierlei: Ich beschloss, zu einem Dentisten nach Bern zu wechseln, und nahm mir gleichzeitig selber das Gelübde ab, Stunden vor einem Zahnarztbesuch nichts mehr zu trinken. Felix Morgenthaler benimmt sich zwar nicht unbedingt wie ein staatlich geprüfter Seelsorger, aber in Sachen Zahnarbeit ist er ein As. Trotzdem: Sein Porträt habe ich nicht auf dem Nachttischchen stehen.

Nach jeder letzten Runde eines Show-downs darf man bei Morgenthalers, in einem Anflug von Masochismus, auf einem Kärtchen Name und Adresse aufschreiben, damit der Meister acht, neun Monate später automatisch zur nächsten Kontrolle aufbieten kann. Selbstverständlich lasse ich diese Aufforderung jeweils ungenutzt verstreichen. Mein Peiniger lässt sich so leicht aber nicht austricksen. Im Gegenteil: Er legt einen Zahn zu, indem der nächste Marschbefehl hinterlistigerweise durch eine verführerische weibliche Stimme direkt ins Büro kommt. Bingo. Da muss man schon verdammt gut sein, um der Verlockung zu widerstehen. Nun ja, irgendwann gewinnt die Assistentin das ungleiche Spiel so oder so.

Jedes Mal, wenn ich bei der Praxistüre läute, da hoffe ich insgeheim, Dr. Morgenthaler sei krank, oder dass ein Stromunterbruch seine Apparaturen lahmgelegt hat. Nobis, jedes Mal die gleiche Enttäuschung. Die Assistentin öffnet die Türe und sagt, ihrer Berufsehre folgend, zähnefletschend: «Guten Tag, wenn Sie bitte noch einige Minuten im Wartezimmer warten wollen.» Verdammisiechnonemau, erstens habe ich ja keine andere Wahl, und zweitens, was soll man in einem Wartezimmer denn anderes tun, als warten? Nebelspalter und Schweizer Familien anzünden und die Liegenschaft in Schutt und Asche legen, vielleicht?

Apropos Liegenschaften: Die an sich noch schmerzfreie Kontrolle der Beisserchen ist im Grunde gar nichts anderes als eine lautstarke Bestandesaufnahme sanierungsbedürftiger Gebäude. Ab und zu sind auch Abbruchobjekte zu finden.

Ohne Spritzen läuft bei mir nichts, am liebsten würde ich mir auch eine bei/von der Dentalhygienikerin verpassen lassen. Nur die wenig erbauliche Aussicht, damit zum Gespött der ganzen Stadt zu werden, spricht vorläufig noch dagegen.

Felix Morgenthaler ist ein schweigsamer Schaffer. Das kommt daher, dass seine Patienten ihm ständig unverständliches Zeug zum besten geben. Kunststück, was soll man mit Klemmen, Schlürfen, Wattestäbchen, fremden Fingern, Bohrer und Spiegelchen im Mund noch anderes antworten können, als «Mmmpgüüüggöööngll»?

# «Papi, schämsch di nid, eso ume z'loufe?»

“*Merkblatt für die Entlassung aus der Wehrpflicht 1995*» ist er betitelt, der orangefarbene Zettel, der nach Hause geflattert kommt. *Endlich einmal also Erfreuliches aus dem EMD. Nur die Unlogik der Leute um Adolf Ogi, die hat sich nicht geändert: Wie wohl stellen sich unsere Militärs das Tenü für den Heimweg vor? Tenü blutt? Denn: Laut offizösem Merkblatt muss man zwar im Ausgangstenü antraben, darf dann aber – hurra! – alles «auf dem Platze» zurücklassen.*”

Kein Witz: In die RS rücke ich 1970 mit dem Ziel ein, es später einmal mindestens bis zum Obst i Gst, mit schwarzen Doppelstreifen an den Hosenbeinen, zu bringen. Vier Wochen vor Schluss der RS lässt mich dann allerdings ein absolutes Traumangebot meiner damaligen Arbeitgeberin, der Schuhfabrik Henke in Stein am Rhein, alle unguuten Vorsätze vergessen. Nicht so Hptm Claude Pauchard, der mich, mit welschem Akzent, «nächstes Frühling» umsverworgen in der UO wiedersehen will, weil ich selber es ja 13 Wochen lang so wollte. Wie ich der Generalität dennoch entronnen bin? Die UO – der Marschbefehl ist bereits eingetroffen – kann ich um ein Jahr verschieben, absolviere 1971 dafür meinen ersten WK. Und dort treffe ich auf verständnisvolle Vorgesetzte, die, mit meiner ausdrücklichen Einwilligung, über den Fk Bornhauser einen derart himmeltraurigen Bericht nach Bern schreiben, dass diesem Taugenichts wenig später

telefonisch (!) kundgetan wird, er brauche, so der Anrufer, «weder nächstes Jahr, noch sonst überhaupt je einmal in die UO einzurücken» (die versprochene schriftliche Bestätigung aus dem EMD habe ich bis heute nicht erhalten). Der über mich verfasste Bericht muss derart verheerend gewesen sein, dass es all die Jahre später nicht einmal zum Gfr gereicht hat.

Seit Jahren schon wartet meine persönliche Ausrüstung auf dem Estrich auf ihren grossen, auf ihren wichtigsten Tag, auf ihre Entlassung aus der Wehrpflicht. Drei Tage vor Besagtem wird Besagte aus Besagtem hervorgeholt. Völlig verstaubt – ein reines Wunder, flattern keine Flederäuse aus ihrem Versteck. Unsere beiden Kinder staunen, noch nie haben sie ihren Produzenten nämlich in Grün gesehen. Die Kleiderprobe gerät zum Spiessrutenlaufen, denn jetzt mischt sich auch die Ehefrau genüsslich ein: «Säg emau, het dir die Uniform einisch würklich passt?» Haha, luschtig. Und als ich unserer Claudia erzähle, dass ich «so», und nicht anders zur Inspektion muss, da meint sie, spontan, wie Kinder nun einmal sind: «Papi, schämsch du di nid, eso ume z'loufe?»

Mit sehr viel Mühe und noch sehr viel mehr Not schaffe ich mit dem Roller die zwei Kilometer bis nach Uetligen, ohne dass ich, ähnlich einem Filet im Teig verpackt, aus allen Nähten platze. Im Effektsack kommen Jeans und T-Shirt für den Rückweg mit. Offizieller Parkplatz, laut Marschbefehl: Der Viehschauplatz. Dort angelangt, ist mit Befriedigung festzustellen, dass Borni nicht der ein-

zige mit Tenüproblemen ist. Ein Wehrmann bringt seinen Kittel gar nicht mehr zu, immerhin passt sein Ceinturon noch knapp, dies im Gegensatz zu jenem Gefreiten, dem der Gurt vollends zu kurz geworden ist – und sich mit einer Packschnur rund um die Taille behilft. Ueli Mischler aus Hinterkappelen, obwohl für meine Begriffe schlank, lässt verlauten, dass «seine» Hosen von einem Kollegen geborgt seien, weil ... na, Sie wissen schon. Und Walter Rohner kommt gar mit weissem Hemd daher, comme il faut, wie es sich für einen Gemeinderat gehört.

14:30 Uhr. Laut Marschbefehl müsste es jetzt losgehen. Wir warten in der Turnhalle aber noch ein paar Minuten auf das Startzeichen, weil «einige Wehrmänner Parkplatzprobleme haben». Henusode. Wie dann alle da sind, fehlt nur noch mein Kollege Georges. Er wird zweimal ausgerufen. Vergeblich. Kein Wunder, Georges ist vor zwei Jahren gestorben.

Es gibt Ausrüstungsgegenstände, die muss, andere wiederum darf man abgeben (oder, wenn man will, behalten). Entlassungsfeierprobe Giele wissen das und warten vor der Turnhalle, hungrigen Tigern gleich, auf Beute. Manch einer geht später mit drei Ruck-, fünf Brotsäcken, vier Gamellen und zwei Paar viel zu grossen Ordonnanzschuhen nach Hause. Die Mama wird's sicher freuen. Nimmt mich bloss wunder, was die beiden Buben eines bekannten Gewerkschafters, ebenfalls abgebend, mit ihren vielen Bajonetten anstellen werden? Schwerter zu Pflugscharen?

Zum Schluss steht unser 200 Mann starkes Trüppchen im Ausgangstenü da. Diese Kleider müssen wir zur anschlies-

senden, offiziellen Abdankungsfeier tragen, danach können wir Hose und Jacke kostenlos per PTT an das Kreiskommando retournieren. Lieber Adolf Ogi, als Chef des EMD: Können Sie mit dieser doch etwas, sagen wir es anständig, altehrwürdigen Praxis nicht abfahren lassen und den künftig Abtretenden gestatten, dass sie alle Militärkleider sur place abgeben und in Zivilkleidern zu Offiziösem antreten?

Kreiskommandant Obst Egger – ein guter Typ – trifft während seiner Ansprache vor dem Nachtesen (gestiftet von der Gemeinde Wohlen) ins Schwarze, schießt eine richtige Mouche: «Es liegt mir persönlich sehr daran, dass Sie, liebe Wehrmänner, meinen Dank auch an Ihre Ehefrauen weiterleiten. Und wenn es Ihnen heute abend nicht mehr reichen sollte, dann doch bitte morgen ...» Verstanden.



# Horseshoe, Nash/Dixon, Sunny Corner, Shamrock

“ In dieser Realsatire erleben Sie eine echte Innovation: Zum ersten Mal wird heute nämlich nicht Selbsterlebtes niedergeschrieben, sondern ein Abenteuer meines Bekannten Michel Lottaz. Besagter Kollega erzählte uns kürzlich zu später Stunde etwa derart rassig von einer Bobfahrt, wie er sie vermutlich mit dem Gefährt im Eiskanal zwischen St. Moritz und Celerina zurückgelegt hat. Also: Wenn jetzt gleich von «ich» die Rede ist, dann erzählt Michel. ”



«So zwischendurch, da bin ich ein richtiges Glücksvögelchen. Oder wie würden Sie jemanden betiteln, der eine Einladung für ein Bob-Weekend samt Übernachtung in einer Luxus-Suite mit eigenem Whirlpool und erstklassiger Verpflegung erhält? Äbe. Und weil ich weiss, was sich gehört und «Comment» habe, sage ich zu – bevor es sich der generöse und spontane Gastgeber womöglich noch anders überlegt.

Treffpunkt Celerina. Wir sind ein Trüppchen von ungefähr 40 Leuten aus der ganzen Schweiz, die von einem bekannten Unternehmen die Bob-Jungfernfahrt spendiert erhalten. Les Romands kommen déjà très bien en forme aus der Rhätischen Bahn, nicht zuletzt dank Reiseleiter Pierre A. Feu. In kleinen Grüppchen marschieren wir in Richtung St. Moritz ab, der kanalisierten Natureisbahn entlang. Wie aus dem Nichts und ohne Vorwarnung tauchen die Bobsleighs jeweils auf und rasen mit einem Affenzahn an uns vorbei. Weil keine Zeitlupen-Wiederholungen geboten werden, bleibt unklar, wer da soeben vorbeigeblocht ist. Ein erster sich Mut Machender murmelt, leicht bleich und mit unüberhörbar belegter Stimme, etwas von «im Fernsehen sieht das nicht so steil und schnell aus». Auch ein professioneller Frauen-Vierer ist flott unterwegs, wenigstens bis zu einer überhängenden Kurve, wo der Bob dann schnurstracks in eine Art Dachrinne knallt, die Besatzung kurzerhand ausleert und einer sehr eigenwilligen und individuellen Schlittelpartie überlässt. Das ist too much für drei Kollegen. In St. Moritz angekommen, laufen sie schnurstracks in eine Beiz. Feiglinge.

Im Startraum geht es zu und her wie in einem Ameisenhaufen. Trotz scheinbarem Tohuwabohu ist jedoch alles perfekt durchorganisiert. Fast unangenehm schnell ist es soweit: Michel L. und Anton B. werden zur Abschussrampe gerufen – gleichzeitig blinken unsere Namen auf der Leuchttafel auf. Applaus der anwesenden Zuschauer. Unser Pilot, einer aus der grossen Torriani-Familie, nicht Vico, begrüsst seine beiden Taxifahrer, wie Bob-Neulinge unter Profis gehandelt werden, und verpasst uns Sturzhelme. Wenn das bloss gutgeht. Er stellt uns auch unseren Bremser vor, dessen Name mir aber, weil geistig bereits in anderen Sphären, sofort wieder entfällt. Torriani bittet uns beide in den blödsinnig niedrigen und schmalen Schlitten, auf die beiden mittleren Plätze. Als geneigter TV-Zuschauer ist mir plötzlich völlig unverständlich, wie es die Profis bei Welt- und anderen Meisterschaften schaffen, zu viert die grosse Zigarre anzustossen und, hopp, hopp, hopp, hopp, innert Sekundenbruchteilen, fast gleichzeitig zu bespringen. Anton B. und ich benötigen in der Tat über eine Minute, bis wir richtig einsitzen. Solange dauert üblicherweise eine ganze Profifahrt vom Start bis ins Ziel. Herrgott, ist das eng hier drinnen! Und unbequem. Und überhaupt: Was mache ich hier eigentlich? Da! Torriani greift mit den Händen zum Startbügel, der Bremser verwechselt seinen Job und wird zum Schieber in eigener Sache. Go!

Während der ersten zehn Sekunden hat man wunderbar Zeit, die verschneite Winterlandschaft zu bestaunen, exakt bis zur ersten Kurvenkombination, dann scheint eine unsichtbare Hand den Kopf auf die Knie zu drücken. Da Bob schüttelt u tätscht u macht u tuet. Selbst die monumentalste Achternbahn nimmt sich dagegen wie eine Kinderrutschbahn

aus. Der Magen samt Inhalt schleudert nonstop zwischen Kehlkopf und Phüdle hin und her. Eine der in der Überschrift erwähnten Kurven passieren wir mit über 120 Stundenkilometern und 4,8 g. Eine eng geflogene Kurve in einer F/A-18 zeitigt in etwa die gleichen Zentrifugalkräfte. Prost. Zum Glück behält nicht bloss Herr Torriani die Nerven, sondern auch Herr Bremser. Wäre ich an vierter Position gesessen, unser Bob wäre ob meiner Desorientierung und meines Übelkeitszustandes erst kurz vor Chur zum Stillstand gekommen.

Nicht viel hätte gefehlt und der Bobwitz aller Bobwitze wäre auch bei mir Realität geworden: Kommt also einer zu seiner Bobtaufe. Während des Runs hört der Pilot den Taxigast plötzlich sagen: «Das war zu erwarten.» Zehn Sekunden später murmelt der Mann wieder vor sich hin: «Auch das habe ich erwartet.» Kurz vor dem Ziel dann die Feststellung: «Das hingegen hätte ich nicht erwartet.» Unten angelangt, fragt der Routinier den krei-bleichen Gast, was er damit gemeint habe. «Wissen Sie, in der ersten Kurve habe ich vor Angst in die Hosen gepinkelt, das war zu erwarten. In einer nächsten Kurve habe ich in die Hose gesch....., aber auch das war zu erwarten. Kurz vor dem Ziel hat es mir das alles in der letzten Kurve den Rücken hochgedrückt. Das allerdings hätte ich nicht erwartet.»

Thomas Bornhauser,  
Protokollführer

# Wer schreitet so spät durch Nacht und Wind?

“ Die Ereignisse rund um das Shopyland am 2. Dezember 1996 haben dazu geführt, dass wir unsere Sicherheitsmassnahmen massiv verstärkt haben. Ohne Ihnen zuviel zu verraten: Dazu gehört auch, dass einige Leute rund um die Uhr erreichbar sein müssen, so zum Beispiel unsere Sicherheitschefs Anton Gäumann und Reto Sopranetti. Auch meine Wenigkeit, als Presse(ver)sprecher der Migros in Schönbühl, gehört dazu. Für mich hiess das, dass ich am ersten Dezember-Weekend 1996 erstmals mit einem Natel unterwegs war. In Vercorin. Zum Glück wissen Journalisten albens nicht, wo genau sie Medienreferenten (wie unsere Berufszunft in Deutschland würdevoll genannt wird) via Natel erreichen ... ”

Letzte Abfahrt, ungefähr 16:15 Uhr. Kurz vor der Mittelstation, als ich gerade zum royalen, carvingmässigen Rechtsschwung ansetzen will, piepst es unüberhörbar auf Herzhöhe. Der erste Natelanruf meines Lebens. Noch während des Abschwingens hört der Anrufer das Passwort: «Bornhauser.» Es ist Toni Gäumann, mit News: «Im Zentrum Oberland steht ein einsamer Koffer, die Polizei ist vor Ort.» Das Gespräch dauert 30 Sekunden, danach schliesse ich zur Familie auf, Höhe Mittelstation. «Der junge Mann, dort, hat gefragt, ob er sich uns anschliessen kann, bis zur Talstation, er kennt die Piste nicht so gut», empfängt mich Monika und zeigt mit dem Skistock auf einen schätzungsweise Dreizehn-

jährigen. Von mir aus. «Wie fährst du Ski?» will ich von ihm en français wissen. «Très bien», antwortet der Jüngling, sehr gut. Wie wir losfahren, gesellt sich ein weiterer Fremdling dazu, wenn auch im Stemmbogenstil. «Wir gehören zusammen», meint Très bien. Es ist klar: Sein Kollege fährt weniger gut, moins bien. Nun, irgendwie werden wir das schon bis zur Talstation schaffen.

Mit Ausnahme Ihres Realsatirikers fährt Familie Bo (Monika, Claudia, Patrick – die beiden letztgenannten sind zehn resp. sieben Jahre alt) mit Très bien – richtig heisst er Gouda, albanischer Abstammung – voraus, Borni und Moins bien folgen mit grösserem Abstand. Dummerweise verfahren wir uns. «Macht nichts», muntere ich Moins bien auf, «wir müssen lediglich 100 Meter zurück, dann sind wir wieder richtig.» Ich steige von den Skis, klemme sie zusammen, lege sie über die Schulter und stapfe hinauf. Oben angelangt, drehe ich mich zu meinem Begleiter um. Nur ... Moins bien ist nicht da, also renne ich zurück. Er steht noch immer am Ausgangsort, gesichert auf seinen Skis. «Was ist, willst du nicht mitkommen?» – «Ich habe noch nie Skis den Berg hinaufgetragen.» – «Wie bitte???» – «Ich kann nicht laufen, mit den Skis in der Hand.» Ich helfe Moins bien aus den Bindungen und spiele Grautier. «Los, jetzt.» Im zweiten Anlauf klappt es.

«Schau, jetzt fahren wir diesen Hügel hinunter, mit Schuss, damit wir mühelos die Gegensteigung hochkommen», bekommt er fünf Minuten später erklärt. «Ich zeige dir, wie das geht.» Gesagt, getan. Von der Gegenseite winke ich

Moins bien zu: «Allez-hopp!» Er macht keinen Wank, lässt bloss lautstark verlauten, «Je ne veux pas», er wolle nicht. Ich wähne mich nicht bloss im falschen Film, sondern im falschen Kino. «Mach sofort, dass du runterkommst, Moins bien, sonst setzt es was ab!» Nichts zu machen, er steht da wie eine Vogelscheuche. Also stapfe ich wieder hinauf, gepflegt fluchend. Ich packe Schönöwöpa mit der linken Hand am Kragen, und stösse ihn samt abgeschnallter Skis bergab, dann wieder bergauf. Es ist 16:55 Uhr, die Sonne bereits verschwunden. Auf der Ebene will ich Schönöwöpa gerade die Kutteln putzen, da piepst es. Barbara Weber von Radio extraBERN möchte eine Auskunft in Sachen Zentrum Oberland, eine kompetente dazu. Ich empfehle ihr Toni Gäumann als Gesprächspartner. Schönöwöpa ist in weiser Voraussicht abgefahren, geradezu auf eine Dreiergruppe mit Snowboards. Wie sich herausstellt, kennt er die Jugendlichen. Juhudihui! Ein kurzes Gespräch, dann ist alles klar: Ich brauche dem wartenden Très bien an der Talstation bloss zu sagen, dass Moins bien samt Kollegen nachkommt.

Auf dem Weg nach Hause nehme ich Regieanweisungen von Toni entgegen, stelle anschliessend die Skis in den Keller, ziehe Halbschuhe an und marschiere dann zur Gondelbahn. Auf dem inzwischen fast leeren Parkplatz steht eine Gestalt unter einer Laterne: Gouda



alias Très bien. Ich erkläre dem Burschen, dass Schönöwöpa alias Moins bien demnächst kommen wird. Wird er das tatsächlich? Und was, wenn die vier sich in der Dunkelheit verirren und erfrieren? Wie lebt es sich damit, vier Jugendliche auf dem Gewissen zu haben?

Der Vaterinstinkt steigt in mir hoch. Ich beschliesse, der Vierergruppe auf der Skipiste entgegenzulaufen, um ihr zu sagen, dass Buddha oder wer auch immer unten wartet. Die ersten 200 Meter marschieren sich prima, mit der Zeit beginne ich jedoch, mit jedem Schritt mehr einzusinken, zuerst knöchel-, dann knie-, zum Schluss hüfttief. Es piepst: Es ist Toni, mit weiteren Details. Aus der Finsternis sehe ich vier Jugendliche auf der Strasse in Richtung Télécabines marschieren. Merken Sie öppis? Und was tut Borni, allein im Walde, was? Weil er Schritt für Schritt tiefer einsinkt und deshalb unmöglich gehen kann, robbt er die nächsten paar Meter auf allen Vieren, bis ihm, weil ohne Handschuhe unterwegs (...), schier die Finger einfrieren. Sekunden später ruft nicht der Berg, sondern das Natel. Dieses Mal will Michael Steiner von extraBERN ein Statement von mir persönlich, weil Toni Gäumann angeblich besetzt ist. Am liebsten würde ich den Hörerinnen und Hörern von Radio extraBERN eine Melodie vorsingen, so im Stil von «Ein Männlein steht im Walde, ganz still und stumm» ... Anyway, Steiner kriegt seine Auskunft, schliesslich ist man Profi.

Gegen 18:15 Uhr kehre ich nach Hause zurück, pflotschnass. «Aha, bist du also doch noch zu Jean-Pierre ins Café de la poste zum Apéro», meint Monika leicht herausfordernd. Hat man nun davon.

# Eidütig: Dr Yeti redt u fluecht Bärndütsch

“Es gibt Momente in meinem Leben, da glaube ich nicht bloss, ich würde spinnen, da spinne ich wirklich. Kürzlich auch auf der Skipiste (heute hat das mit Schönöwöpa nichts zu tun). Bitte schön, nicht, dass das, was hier beschrieben wird, ungewöhnlich ist – wohl aber die Umstände. Unser Patrick, e richtige Luusbueb, befindet sich seit über sechs Jahren in einer schwierigen Phase. Will heissen: Gehorcht überhaupt nicht. Papa ist abwechslungsweise Blöd-, dann Buhmann. Aber in entscheidenden Situationen immer der Gutmütige.”

«Lueg sälber, wie z'Gang chunsch!» rufe ich unserem Herrn Sohn ein bisschen unüberlegt zu, wie er im Wald neben der steilen Skiliftspur steht, weil er vom/aus dem Lift gefallen ist. «'s Mami het aber gseit, du söllsch mer hälfe ...» Soso, hat sie. Ergo steige ich auch mitten im Niemandsland vom Tellerilift. Wie ungeschickt, achte ich mich nicht, dass die Stangen talwärts an dieser Stelle hier genau auf Kopfhöhe retour kommen. Volltreffer. Was Sie wissen müssen: Am Vortag hat es kräftig geschneit. Neuschnee noch und nöcher. Die Skiliftspur in der Direttissima können wir nicht hinunter, ohne dass wir die Bergwärts-fahrenden gefährden würden (aber das hat weniger mit Pädi zu tun).

«Weisch Pädi, mir schtinkt das. De ganz Tag folgsch nid, lachschi mi nume us, tuesch blöd, aber itz isch dr dumm Vater wider einisch guet gnueg, gäll!»

schnauze ich Junior an – bloss hilft das jetzt auch nicht weiter. Wir beschliessen, quer durch den frischverschneiten Wald zu fahren, im Neu- und Tiefschnee. Patrick fährt voraus, mehr oder weniger problemlos. Sein Produzent, wahrlich kein schlechter Skifahrer, hinterher. Also ehrlich, mir soll keiner mehr daherkommen und behaupten, Skis liessen sich einen halben Meter unter der Schneedecke noch kontrollieren (und schon gar nicht, dass man die Spitzen dank Rücklage rausdrücken kann). Anyway – bereits der erste Schräghang wird zum Fiasko. Nach zehn, fünfzehn Metern zielt der rechte Ski nach rechts, der linke nach links, der Rest fährt geradeaus. Wie blöd, irre ich in dieser wenig aussichtsreichen Situation direkt auf eine grosse Tanne zu. Ein paar Sekunden später fahre ich meine Arme als Stossdämpfer aus. Mit Erfolg. Es passiert wenig – bis auf die Tatsache, dass mich die Herren Salomon und Salomon mit dumpfem Doppelklick aus ihrer Verantwortung entlassen. Weil der Mensch, der Gravitation folgend, dazu neigt, eher hangab-, denn -aufwärts zu fliegen, finde ich mich Sekundenbruchteile später drei Meter unterhalb besagter Tanne im Neuschnee. Dazu gibt es noch ein lausiges Detail zu erzählen: Meine Stöcke hat, weil ich auf dem Skilift Video-Landschaftsaufnahmen zu machen gedachte, meine geliebte Frau. Ich versichere Ihnen: Mein Fluchen muss quer durch das Val d'Anniviers zu hören sein. Verdammihueresiechnone-mau!!!

Ich bin wahrlich nicht auf den Kopf gefallen, aber diese Situation ist aussichtslos. Mit jedem Schritt, den ich bergwärts

mache, trete ich an Ort, Neuschnee bis unter die Arme. Irgendwie schaffe ich es nach einigen Minuten zur Tanne. «Such, Borni!» würde man einem Hund befehlen. Links und rechts des Baums finden sich in 70 cm Tiefe zwei Skis. Immerhin. Und wie – ich frage Sie! – steigt man unter diesen Umständen hinein? Ich spiele Robbe, drehe mich mit den 110 Kilogramm an Ort, damit das Terrain auf zwei Quadratmetern gewalzt ist. Pädu ruft aus der Ferne «Geits, Papi?» Fluchen, Teil 2, jetzt bis ins Berner Oberland hörbar. Es gelingt mir auf wundersame

blieb und wie ein halbes Rind am Fleischerhaken hängend schreiend wieder talwärts fuhr? (Wie bereits einmal gesagt: Ansonsten sind wir eine ganz normale Familie.)

Zurück zum Walross im Neuschnee: Borni kurz vor dem Durchdrehen. Nach fünf Minuten stehe ich endlich in den Skis, vollkommen erschöpft. Nicht einmal zwei Stunden Jogging (diese Feststellung nicht zur Selbstbeweihräucherung) schaffen mich dermassen. Nächster Versuch, zur Piste zu gelangen – an deren Rand Patrick

zwischenzeitlich bereits steht ... Ich lasse die Skis einfach laufen. Dummerweise habe ich eine Kante übersehen. Das heisst, die Kante an sich ginge ja noch, aber die vorerst unsichtbare Mulde unterhalb besagter Kante verheisst nichts Gutes. Um ehrlich zu sein, es lässt sich leicht ausrechnen (und nicht verhindern), was passieren wird: Fünf... vier... drei... zwei... eins, Mulde, schalldämpfender Doppelklick. Borni liegt wieder der Länge und Breite nach im Neuschnee. Schnee in den Nasenlöchern, in

den Ohren, in den Augen, die «Planet Hollywood»-Kappe irgendwo, die Sonnenbrille ebenso. Wäre nicht Patrick, sondern Schönöwöpa an meinem Unglück schuld (siehe Seiten 106/107), ich hätte kurzen Prozess gemacht und die Leiche kurzerhand unter den Schneemassen begraben. Aber äbe.

Weise, den linken Ski horizontal zu stellen und die Sohle des linken Schuhs vom Schnee zu befreien. Der Versuch, Schuh mit Bindung zu kuppeln, scheitert kläglich. Ich wäre ein lausiger Zuhälter, wirklich.

Weshalb kommt mir ausgerechnet in diesem Moment jene Szene in den Sinn, als Pädi einige Tage zuvor beim Abgang eines Tellerliffts mit dem Stock hängen-



# My name is Bond. James Bond.

“ Sie haben sie, ich habe sie. Lieblingsswitze nämlich. Der Haken an der Sache: Ist gar nicht so einfach, sie entsprechend zu erzählen. Geradezu frustrierend wird die Sache dann, wenn man kurz vor der Pointe zu verstehen bekommt, dass der Witz allgemein bekannt ist. Haha, wie luschig. Versuchen Sie es mal mit diesem: 007 verirrt sich um die Weihnachtszeit im Wald. Plötzlich begegnet ihm ein kleines, unscheinbares Hutzelmännchen. Der Geheimagent im Dienste der Krone stellt sich vor: «My name is Bond. James Bond.» – «And my name is Li. Schmutz Li.» Wie bitte? Sie kannten den schon? Soso, wie schön für Sie. Versuchen wir es weiter. ”

Boris Becker, in Monaco wohnhaft, ist auf dem Weg zum Training in Richtung Monte Carlo Sporting Club. Ein Unbekannter spricht ihn an: «Herr Becker?» – «Ja. Bitte?» – «Herr Becker, ich bewundere Sie schon seit Ihrem ersten Triumph in Wimbledon. Ich möchte gerne einmal einen Match gegen Sie spielen.» Boris erklärt dem Mann, weshalb das unmöglich ist, von wegen Verträgen, WTC-Turnierplan undsonstewas. «Ich biete Ihnen eine Million Dollar, cash.» Boris lehnt vorerst ab, kommt aber relativ rasch auf seinen Entscheid zurück, schliesslich ist eine Million steuerfrei ja auch nicht zu verachten, Erfahrungen des Peter Graf hin oder her. «Okay, gut, morgen früh um 07:00 im Sporting Club, ich trainiere sowieso.» Der Unbekannte

bedankt sich anständig, will noch wissen, ob halb acht auch angenehm wäre. Es ist. Am nächsten Morgen taucht der Mann exakt um sieben Uhr auf. Kurze Begrüssung, eine unscheinbare schwarze Tasche wechselt den Besitzer. «Möchten Sie sich einspielen?» will Becker vom Mann wissen. «Nicht nötig, wir können gleich zur Sache gehen.» Beckers Vis-à-vis nimmt den Schläger in die linke Hand und fertigt die ehemalige Nummer 1 der Welt in 54 Minuten 6:2, 6:0 ab. Beim Shakehands will der Deutsche wissen, wer sein Gegner ist. Jener spielt Angaben zu seiner Person herunter, erklärt BB, dass er einfach Freude am Tennisspielen hat. «Glauben Sie ernsthaft, ich würde diese Partie auf mir sitzen lassen? Hier haben Sie Ihre Tasche wieder, morgen um sieben will ich Revanche.» – «Macht es etwas, wenn ich erst gegen halb acht komme?» Boris Becker verneint, leicht säuerlich. 23 Stunden später: Punkt sieben Uhr ist der Mann auf dem Platz, nimmt den Schläger in die rechte Hand und schlägt Boris Becker nach nur 52 Minuten 6:1, 6:1. Becker ist ausser sich, fordert den Mann auf, sich zu erkennen zu geben. Doch der mag nicht. BB findet sich damit ab, will aber vom ungefähr 45jährigen wissen, warum er den Schläger mal in diese, dann wieder in die andere Hand nimmt und, vor allem, was es mit dem dummen Spruch, «Darf es auch halb acht werden?», auf sich habe. Das heimliche Genie erklärt sich: «Wissen Sie, lieber Herr Becker, ich habe vor ungefähr einem halben Jahr geheiratet, eine um zwanzig Jahre jüngere Frau. Wie Sie selber gemerkt haben, bin ich Frühaufsteher, sie nicht. Wenn das hübsche Ding am Morgen früh noch auf

ihrer rechten Seite liegt, nehme ich den Schläger in die rechte Hand, wenn sie links liegt, in die linke; es ist, wenn Sie so wollen, Herr Becker, eine Art Aberglau-  
be.» Boris Becker kommt sich ziemlich vera.... vor und motzt verärgert und ungeduldig etwas von «Soso, und das soll ich Ihnen glauben? Aber wenn schon, sagen Sie mir zum Schluss bitte nur noch eines: Was machen Sie, wenn Ihre Gattin am Morgen auf dem Rücken liegt, was?» – «Dann, Herr Becker, dann wird es halb acht.»

Moderne Mengenlehre: Wenn sich in einem Raum drei Erwachsene aufhalten und von diesen dreien deren fünf hinausgehen, dann braucht es zwei, bis das Zimmer wieder leer ist.

Zwei Lords spielen Golf, irgendwo im Königreich, so wie sie das seit Jahrzehnten bereits tun. Eines ist heute aber anders: Der 76jährige, der sein Leben lang gegen seinen um drei Jahr älteren Partner immer verloren hat, liegt vor dem Schlussloch erstmals um zwei Schläge vorn; ein geradezu historisches Ereignis kündigt sich an. Just, als er auf dem Green steht und einlochen will, lässt er sich in seiner Konzentration stören: In ungefähr 200 Metern Entfernung ist ein Trauerzug zu sehen, vier Pferde ziehen eine Kutsche mit dem Sarg, dahinter eine grosse Trauergemeinde. Der

Mann dreht sich zum Trauerzug ab, legt seinen Schläger auf den Boden, zieht seine Mütze und schaut wortlos zu. Sein Bekannter ist überwältigt, zieht ebenfalls die Mütze und stellt sich neben seinen Golfpartner: «Siehst du, mein Lieber, das ist die feine englische Art, das macht uns Briten einzigartig auf der Welt. Jetzt, da du mich das erste und einzige Mal im Leben schlagen könntest, da zeigst du, wo die wahren Werte im Leben sind. Ich zolle dir für diese feine Art des Britishseins meinen ganzen Respekt.» Der Angesprochene dreht seinen Kopf nur leicht zur Seite und flüstert: «Nun, schliesslich waren wir beide immerhin 47 Jahre lang glücklich verheiratet.»



# «Herr Professor Römer, ans Telefon bitte!»

«Ist Ihnen auch schon aufgefallen, wie viele ganz, ganz wichtige Leute es in Ihrer unmittelbaren Umgebung gibt? Doch, doch, das ist so. Jede Woche kann man diese meist selbsternannten VIPs (Very Important Persons, schampar wichtige Leute) beispielsweise in den Klatschspalten der einschlägigen Presse beobachten, wenn sie dem Fotografen – und natürlich Ihnen! – lächelnd ihr Partyglas entgegenstrecken oder der Nation stolz zeigen, wie es sich, meist samt hübscher Partnerin, im Bett herrlich schläft oder im Schaumbad wunderbar Schämpis trinken lässt. Zumindest diese Promis haben gecheckt, worauf es im Leben wirklich ankommt. Wie bitte? Sie beneiden diese Leute, weil sie vierfarbig aus der illustren Illustrierten lächeln dürfen? Sie möchten auch mal ran? Nichts leichter als das. Hier Lektion 1 auf Ihrem Weg zum VIP.»

Wichtige Leute erhalten sehr viel Post, das ist wichtig für die Wichtigkeit. Nun unterscheiden wir hier zwischen Privatpost und Geschäftskorrespondenz. Für den privaten Briefkasten folgender Tip: In einer Nacht vom Freitag auf den Samstag stopfen Sie das Ding platschvoll mit jenen Couverts, die Sie in den letzten fünf, sechs Wochen sorgfältig gesammelt, wieder zugeklebt und aufbewahrt haben. Am Samstag morgen dann gehen Sie – rein zufälligerweise, versteht sich – ausgerechnet dann zum Briefkasten, wenn jene(r), der/dem Sie unbedingt imponie-

ren wollen, ebenfalls zum Kasten spaziert. Pfeifen Sie ruhig eine fröhliche Melodie, wenn Sie den Schlüssel reinstecken, das gibt Ihnen den Anstrich einer gewissen Lässigkeit («Don't worry, be happy» eignet sich dafür bestens). Was glauben Sie, wird Ihr Nachbar denken, wenn er einzig und allein seine Tageszeitung aus dem Kasten nimmt, Sie hingegen den halben Boden mit Ihrer Samstagspost bedecken, obwohl an Samstagen nur A-Post vertragen wird. Ihr spontanes «Hört denn das nie auf, mit dieser Fan-Post?» soll Ihr Vis-à-vis, das Ihnen sicher beim Auflesen helfen wird, zusätzlich verwirren. Jede Wette: Sie/er wird Sie fragen, weshalb Sie soviel Post erhalten. Seien Sie also um eine gute Antwort nicht verlegen, zumal Sie sie vorher tagelang einstudieren können. Meine persönliche Meinung: Ein «Das ist eine lange Geschichte. Wollen wir nicht einmal vierzehn Tage lang tauschen?» wird Ihren Stern zusätzlich polieren.

Im Geschäft kommt es weniger auf die Quantität, denn auf die Qualität der Absender an. Viel Post erhalten viele, denken Sie nur an Ihren Werbechef. Um Ihren Aufwand jedoch im finanziellen Rahmen halten zu können – schliesslich können Sie sich ja kaum selber jeden Tag 50–60 Briefe zustellen –, empfiehlt es sich, mit ungewöhnlichen Couverts auf



sich aufmerksam zu machen. Ein «Vertraulich!» oder «Darf nur vom Empfänger persönlich geöffnet werden!» kann da nie schaden, auch wenn Sie das Ding am Vorabend selber mit verstellter Schrift angeschrieben und nachher express eingeworfen haben. Neugierig macht die Postfrau oder den Postmann (die dank der Postverteilung sehr vieles der Spur nach wissen und im allgemeinen extrem mitteilungsbedürftig sind) das Couvert eines ungewöhnlichen Absenders. Haben Sie schon mal Post vom Bundesgericht erhalten oder vom Vorsteher des Aussenministeriums, vom Präsidenten des Grasshoppers-Fussballclubs? Nein? Nichts leichter als das! Schreiben Sie «interessanter» Leuten oder Institutionen einen Brief. Inhalt egal, irgendeinen Quatsch halt. Und geben Sie als Absender Ihre Geschäftsadresse an. Wer Format hat – und diese Leute haben es! – der/die wird zurückschreiben. Mit offiziösem Briefumschlag. Alles klar?

Motivieren Sie Ihre Bürokolleginnen und -kollegen, Ihnen auf dem Weg zum wichtigen VIP zu helfen! Geht so: Wenn Sie mit einer oder einem zu imponierenden am Telefon sind, zücken Sie eine von ungefähr zwanzig vorbereiteten Karten und zeigen sie ihrem Vis-à-vis. Dieses Vis-à-vis hat nichts anderes zu tun, als laut den Text zu lesen – und zwar so laut, dass es Ihr Gesprächspartner natürlich klar und deutlich mitbekommt. «Herr Römer, Paris ist am Telefon!», kann das beispielsweise sein, oder «Herr Römer, Ueli Schmezer vom Kassensturz ist dran, rufen Sie zurück?». Oder «Herr Römer, Moritz Leuenberger fragt, ob Sie Zeit zum Mittagessen haben?» Ihrer Fantasie sind keine Grenzen gesetzt. Genial ist auch der versteckte Telefonknopf, wenn Sie mit einem Besucher an Ihrem Arbeitsplatz sprechen. Während Ihres Gespräches drücken Sie mit dem Fuss

unauffällig den besagten Knopf, damit Ihr Telefon läutet. Zuerst kommt ein höfliches «Entschuldigen Sie, bitte» an die Adresse Ihres Gesprächspartners, dann, nachdem Sie den Hörer abgenommen haben, das «Römer. Aha, Sie sind es, Herr Hayek. Nein, ich habe mich noch nicht entschieden. Können Sie in zehn Minuten nochmals anrufen, bitte?» Mit einer solchen Reaktion machen Sie nicht bloss sich selber, sondern automatisch auch Ihren Gesprächspartner zum VIP. Gutgemeinter Tip: Plöffen Sie in beiden Fällen nur mit noch lebenden Personen.

Sicher gehen Sie dann und wann auch auswärts essen. Eine Bitte: Lassen Sie Ihr Handy zu Hause, nur gescheiterte Mochtetern-Promis nehmen das ins Restaurant mit. Lassen Sie sich vielmehr von einem Kollegen während des Essens ausrufen: «Herr Professor Römer, ans Telefon bitte, Herr Professor Römer.» Damit allen klar ist, dass Sie Herr Kollega Römer sind (oder wie Sie auch immer heissen mögen), stehen Sie auf und tupfen im Stehen noch schnell Ihren Mund mit der Serviette ab, damit alle sehen, dass Sie unerwartet unterbrochen wurden. Auf dem Weg zum Telefon fragen Sie den erstbesten Kellner gut hörbar nach demselbigen.

Halten Sie mich bitte über Ihre VIP-Fortschritte auf dem laufenden, damit wir zu Lektion 2 schreiten können. So, das wäre es bereits für heute – ich mache Schluss, schliesslich habe ich Henry A. Kissinger versprochen, ihn heute noch husch anzurufen.

PS: Gewusst, dass es in Weinfelden ein Thomas-Bornhauser-Schulhaus an der gleichnamigen Strasse gibt ...? Mehr dazu in VIP-Lektion 8.

# Zahnsperren-Halt in 8½ Sekunden

“ Sie erinnern sich (vielleicht nicht): Kürzlich habe ich Ihnen, erstmals in dieser Serie von Realsatiren, die Kurzgeschichte eines Bekannten über seine erste Bob-Fahrt in St. Moritz nacherzählt. Die Reaktionen aus der Leserschaft haben mich ermutigt, solches in Zukunft vermehrt zu tun, nicht zuletzt natürlich deshalb, weil sich meine Erlebnisse im Laufe der Jahre zu wiederholen beginnen und ich Ihnen nicht alten Wein in neuen Schläuchen präsentieren will (bin ja schliesslich kein Politiker). Heute also lesen Sie eine Story unserer Nachbarn, der Familie Bieri, die einen Grossteil ihrer Ferien, wie Familie Bo, in Vercorin verbringt. ”

Bieris sind eine Vierercrew: Vater Beat, Lehrer, Mutter Renate, Lehrerin, Silvano (14), Schüler, und Marino (10), enfant terrible. Auch sie reisen albens via «Genfersee-Autobahn» ins Wallis, machen oberhalb von Montreux die grosse Kurve nach links. Meistens fahren sie die 183 Kilometer durch, ab und zu aber, wenn es überhaupt nicht pressiert und je nach Tageszeit, tafeln sie unterwegs. Wie auch in der heutigen Episode, lange nach der für uns normalen Mittagszeit. In Sion. Im Restaurant eines nicht genannt sein dürfenden Grossverteilers (Sie haben ja sicher Verständnis dafür, dass ich Ihnen, als Migros-Mann, nun wirklich nicht verratete, dass Bieris bei Coop einkommen und dadurch noch Werbung für unsere Marktpartnerin mache).

Bieris sind nicht zum ersten Mal in besagtem Restaurant. Von früheren Besuchen her wissen sie ganz genau, was schmeckt: Das grosse Salatbuffet. Renate fährt auf die Meeresfrüchte ab, Beat bleibt allgemein, die beiden Buben ebenfalls, wobei bei ihnen immer zusätzlich, Familientradition, eine Portion Pommes frites dazukommt, mit Ketchup. Nach dem Essen werden die letzten 30 Minuten unter die Räder genommen, die letzten zehn Kilometer, ab Kirche Chalais, bergauf. Vier Minuten vor Vercorin sind drei kurze Tunnel zu durchfahren. Marino konversiert mit seinem Bruder. Und zwar so deutlich, dass es seiner Mutter Spanisch vorkommt: «Marino, wieso hesh du d'Zahnsperre nid dinne?» – «Ouw, Sch....., ig ha se im Restaurant vergässe.» Es ist Samstag, 15:10 Uhr.

Die unmittelbare Reaktion von Mutter Bieri ist dem Schreibenden nicht näher bekannt. Sicher ist jedoch, dass das zweite Auto mit Berner Kennzeichen, welches jeweils in Vercorin parkiert zu sehen ist, schnurstracks zur nächsten Telefonkabine fährt. Vater Bieri stürzt sich aufs Telefonbuch 9. Anruf ins Restaurant. «J'ai un problème. Attendez vite. Renate! Was heisst Zahnsperre uf Französisch?! Ecoutez, notre fils a oublié ce machin pour les dents chez vous.» Wie auch immer: Irgendwie erweist sich der zweisprachige Dialog als kompatibel. Beat wird kundgetan, dass alle Plateaux – oder schreibt man neu Plato? – sofort abgeräumt und gereinigt werden. Will heissen: Marinos Zahnsperre dürfte sich nach menschlichem Ermessen in einem der grossen Kehrichtsäcke befinden.

«Nous venons tout de suite», verkündet Beat. Das ist auch nötig, denn in 45 Minuten ist Ladenschluss. Und Ghüderabfuhr. «Itz aber los!» Bieris Auto, bei dem noch alle vier Türen offenstehen, wird wie ein Viererbob beim Start besprungen. In Erich-Schärer-Manier pilotiert Beat seinen Schlitten zu Tal. Einzig mit dem Unterschied, dass Schärer selten bis nie Gegenverkehr hatte.

Nun gibt es zu besagtem Schlitten Wichtiges zu sagen, liebe Leserin, lieber Leser. Es handelt sich um einen schweren dunklen Mercedes, den Beat zu einem unglaublich günstigen Preis kaufen konnte, aber das sieht man dem Ding natürlich nicht an. Silvano kriegt unterwegs schier Vögel: «Mir git das fasch öppis! Itz fahre Bieris im Merz vor u gö go Ghüderseck dürrwühle. Ehrlech, ohni mi!» Ein derart geniales Statement eines Teenagers regt die Fantasie jedes Realsatirikers und Karikaturisten an. Stellen Sie sich vor: Wie bei einem Formel-1-Rennen stehen vor dem Coop-Restau-

rant Sion die Angestellten in feuerfester Montur mit schwarzen Säcken da und warten, bis der Fahrer mit quietschenden und rauchenden Reifen an die Boxe kommt. Wunderbar.

Fantasie bleibt Fantasie. Kaum fahren Bieris vor, werden sie auch schon von einer hilfreichen Seele begrüßt: «Wir haben Sie bereits erwartet und im Abfall gesucht. Die Zahnspange haben wir gefunden. La voilà.»

Übrigens: Zahnspange heisst en français «fissure» oder «appareil orthodontic» oder «appareil dentaire» oder «appareil pour régler les positions», je nachdem, welchen Zahnarzt Sie im zweisprachigen Biel gerade fragen. Weitere Varianten bleiben ausdrücklich vorbehalten.



# Harry und Hasler gemeinsam auf ... Ibiza\*

“ Ibiza hat sich, dem Massentourismus sei dank, einiges an Clichés bewahren können: Noch immer treffen sich hier, beispielsweise, die Spinner. Schon allein aus diesem Grund habe ich mich Ihnen gegenüber, liebe Leserinnen und Leser, verpflichtet gefühlt. Während unserer letzten Familienferien mit Bollas haben sich die beiden Familienoberhäupter vor zwei Wochen als «Harry und Hasler» einen Abend lang für Sie ins ausgeflippte Nachtleben gestürzt – und das mit ausdrücklicher und freundlicher Genehmigung beider Ehefrauen. ”

Unser ursprünglicher Plan, mit offenem Lamborghini beim Jetset vorzufahren, scheiterte am Veto der Herren Soll & Haben. Das war, wie sich zeigte, auch nicht weiter schlimm, weil unser Parkplatz ohnehin ausser Sichtweite der Schickeria war, so dass wir unseren Fiat Cinquecento (Kubik, nicht PS) ohne Aufsehen zu erregen in einem Seitengässchen abstellen konnten. Ansonsten aber sind Harry und Hasler perfekt für ihren grossen Auftritt geoutfitet: Eine der beiden Baseball-Mützen ist mit der Aufschrift «Planet Hollywood, Atlanta» aufgewertet, eine andere mit «CNN World Headquarters, Atlanta». Am Handgelenk protzen echte Rolex-Imitationen, 6-Karat-Goldkettelis schmücken den Hals, Lacoste-Gürtel werten den Bauch auf, die American-Express-Karte, geschätzt in allen zwielichtigen Etablissements dieser Erde, sitzt locker in der 501-Phüdlitasche. Nur das Handy fehlt zur totalen

Show. Bereits am Nachmittag haben Mario und ich kräftig jenen Spruch geübt, den wir zu später Stunde in den Bars zum besten geben wollen: «Girls! Champagne! Cigars!»

Nach einer Cerveza machen wir uns, vor Selbstbewusstsein nur so strotzend, auf den Weg zum Ort, wo sich die Schönen oder die Reichen treffen. Glücklicherweise, wer beides ist, so wie Harry und Hasler. Gleich eingangs des Vergnügungsviertels erhalten Harry und Hasler von zwei extrem Miniberockten (Typ «Ibiza-Spezial») zwei Karten für Gratintritte in eine Mega-Disco geschenkt. Ob soviel humanitärer Nächstenliebe, noch mehr aber von den wahnsinnig schönen und langen Beinen beeindruckt, übersehen unsere beiden Beaus beim Zurückschauen eine quer über die Strasse gespannte Kette – und schon liegen Dick & Doof flach auf dem Boden, spontan lachend zwar, aber mit schmerzenden Schienbeinen. Zum Ort des Geschehens: Kolumbus (jener mit dem Ei) mag seinerzeit vielleicht die Neue Welt entdeckt haben, San Antonio aber liegt heute fest im Griff der Nachkommen von Nelson und Guinness. Harry und Hasler glauben sich in Soho: Pubs noch und noch, Fish & Chips ebenfalls, gespoken wird hier ausschliesslich English, letzteres in der Version für jedermann.

Sie sind schon ein eigenes Inselvölkchen, diese Briten, vor allem dann, wenn sie im Rudel aufkreuzen. Einer, mit Nike-Schuhen an den Füßen, liegt regungslos quer über einem Tisch. Ihnen darf ich es ja verraten: Sein Zustand ist weder auf eine sportliche Höchstleistung noch auf

die falsche Schuhmarke zurückzuführen. Eine Landsfrau, vermutlich Your Drunkness, legt, kurz danach, beim Verlassen des Pubs, eine warme Pizza aufs Pflaster. In den gehobeneren Lokalen geht man schon eher zur Sache. Schön sitzt auf Reich, Reich schmust mit Schön, Schön zwinkert Schön zu, Reich Reich. Von einer Königin der Nacht, bei der selbst bei schumm-



rigem Licht ersichtlich ist, dass die leide Lady ihren Zenit seit Jahren schon hinter sich hat, meint Harry: «Die möchte ich mal ungeschminkt sehen, bei Tageslicht.» Kollega Hasler kontert sec: «Ich nicht.» Plötzlich schwankt einer daher, der Harry und Hasler in Personalunion auf sich vereinigen könnte, er reagiert allerdings weder auf unser lautstarkes «Harry!» noch auf «Hasler!». In einer In-In-Disco tanzen Dutzende von «Blümchen»-Ähnlichen (Sie sehen, ich bin durchaus aufdatiert) um die Wette. Zwanzig oder weniger müsste man nochmals sein; Rolex und Lacoste und CNN und 501 und Timberlands verpuffen bei den Girls wirkungslos. Teenies zu Teenies, Oldies zu Oldies, Grufties zu Grufties, Komposties zu Komposties. Harrys zu Haslers.

Zu fast jeder Schandtat wären Harry und Hasler bereit – ausser für eine Schlägerei (aus Angst, den kürzeren zu ziehen). Zu einer ebensolchen kommt es jedoch beinahe, als sich die beiden Helden kurze Zeit später abseits des «West End» in einer richtigen spanischen Bodega bei einem richtigen spanischen Glas, gefüllt

mit richtigem spanischen Rioja, bei einem richtigen spanischen Kellner, der in einer richtigen spanischen Sportzeitung blättert, nach der wenig spanisch anmutenden Schlussrangliste der Vuelta erkundigen. «Zulle, Rominger, Dufo», antwortet der Mann leicht gereizt. Harry und Hasler geben sich als stolze Suizas zu erkennen. «Und Indurain?» will Hasler übermütig wissen, wohlwissend, dass der fünffache Tour-Sieger seinen Balistorigel längst aufgeworfen hat. Der Kellner antwortet mutz etwas von «Abondar» und schwärmt umgehend von Olano: «E Italiano!» zündet Hasler. Die Situation spitzt sich dramatisch zu. Mit einem kollegialen «Chum itz, mir gö!», einem fluchtartigen «Adios!» und grosszügigem Trinkgeld gelingt es den beiden tapferen Eidgenossen, sich der spanischen Selbstjustiz zu entziehen. Olé!

\*Ibiza ist eine Insel im Mittelmeer, kein Frauenname.

# Kennen Sie Tania Technik?

“ Wäre der Begriff «Technik» eine natürliche Person, so hätten Tania Technik (Technik muss weiblich sein) und ich mit Sicherheit nicht das Bildchen des/der andern auf dem Nachttisch stehen. Wir mögen uns nämlich nicht. Das raffinierte Frauenzimmer – die Franzosen würden von der femme fatale sprechen – ist mir immer eine List voraus. Sogar das Wechseln einer ganz gewöhnlichen Glühbirne wird wegen Tania Technik plötzlich zum Problem. Bei mir stellt sich in dieser Situation jeweils die Frage, ob mein Netzen im ganzen Quartier die Stromversorgung ausfallen wird. Wer Tania Technik und mich kennt, kann für gar nichts garantieren. Ausser für Heiterkeitserfolge. ”

Man hat so seine Gewohnheiten: Wenn ich nach Zürich fahre, dann a) im Zug, b), meistens Bern ab 10:47 Uhr und, c), im hintersten Zweitklasswagen. Und weil jener normalerweise leer ist, kann ich mich jeweils in einem Viererabteil breit machen, die Füsse hochlagern, den Laptop auf die Oberschenkel stellen und unmittelbar danach mit den sechs Tippfingern loslegen. Kürzlich aber war alles anders. Ich musste nämlich eine Stunde früher zum Limmatplatz und «mein» Zweitklasswagen war bis auf einen Platz bereits

besetzt. Schliessen Sie jetzt mal die Augen und stellen Sie sich die Szene vor: Sekunden vor Abfahrt des Zuges springt noch husch ein «Fätze» in voluminöser Daunenjacke und mit Rucksack rein und quetscht sich, links und rechts freundlich grüssend, auf den letzten noch freien Platz. Haben Sie das alles vor dem geistigen Blick beisammen? Gut, dann können Sie die Augen wieder öffnen.

Auf der Höhe Reithalle stehe ich auf, hänge die blaue Jacke an einen Haken, setze mich wieder unter den Argusaugen aller Anwesenden (keine Ahnung, was daran so spannend sein soll) und ziehe dann meinen Laptop, so elegant wie sich das bei dieser Art von Charterbestuhlung machen lässt, aus dem Rucksack. «E schöne Plöffer», wird es dem einen oder der anderen in diesem



Moment durch den Kopf gehen, aber das ist mir, ehrlich gesagt, eigentlich wurst. Mit einer, zugegeben, wenig graziösen Bewegung der linken Hand über die rechte Schulter fische ich die Maus aus der linken Jackentasche, verkable sie mehr oder weniger fachmännisch mit dem Laptop, klappe diesen auf und starte mit einem Lächeln nach hüben und drüben die Power. Das Ding heult kurz auf und stürzt sogleich ab. Bei einem Flipperkasten würden jetzt vier Buchstaben aufleuchten: T, i, l, t. Zweiter Versuch – mit dem gleichen Resultat. Einer der Aufmerksamen aus dem Publikum macht seinen zeitungslisenden Nachbarn per Ellenbogen auf das bevorstehende Gratis-Cabaret aufmerksam.

Mit der mir angeborenen Lässigkeit (heute als Coolness bekannt) klappe ich den Laptop zu, drehe ihn um, nehme den Akku aus der Halterung und setze ihn sogleich wieder ein. Hat früher schon prima Resultate, sprich Erfolg, gebracht. Dem dritten Versuch folgt sogleich ein vierter. Game over. «Wozu hat man denn schreiben gelernt?» lächle ich souverän in die Meute, packe den Plunder zusammen und ziehe – Abrakadabra! – einen Notizblock aus dem Rucksack. Kurz vor Zürich bin ich mit der Arbeit fertig – und kann den geliehenen Kugelschreiber meinem Vis-à-vis zurückgeben.

Szenenwechsel: Zeitgenössische Eltern wissen, dass Beethoven kein Deutscher war, sondern ein Bernhardiner ist. Claudia und Patrick habe ich versprochen, Teil 2 – Familie Beethoven – auf Video aufzunehmen. Wissen Sie, das Aufnehmen ginge ja noch, weil die Maschine das automatisch macht, vorher aber kommt das Programmieren – und das mache ich, weniger automatisch. ORF 2 bringt den Film um 20:15 Uhr. Gegen 20:10 Uhr, als ich den Video aktivieren will, merke

ich, dass ORF 2 im Speicher fehlt. Panik. Wo, zum Teufel, ist die Betriebsanleitung? Schublade auf, Telefonbuch raus, Branchenverzeichnis auch, ebenso die Spielregeln für den CD-Player, den Tuner, das alte (seit 1991 nicht mehr vorhandene) Videogerät – und den Plattenspieler. Da! Zuunterst liegt das Uding. Erste Schweissperlen sind an den Schläfen auszumachen. Es ist 20:12 Uhr.

Der erste Versuch – aus dem Gedächtnis – endet damit, dass ich zuerst die Uhrzeit, dann Datum und Jahr verstelle. «Heilanddonner, wieso muess das immer mir passiere?» flucht es durch die gute Stube. «Chöi mer dr Beethoven itz nid ufnäh?» schallt es mit Kinderstimmen retour. «Mer» isch guet, dr Vater verseit doch wider emau. 20:14 Uhr. Ganz aufgeregt blättere ich in der Anleitung herum. 20:15 Uhr. Weil in einem Alter, in welchem man weder kurz- noch weitsichtig ist, sitze ich auf den Salontisch und versuche, aus zwei Metern Distanz, den Videokanal per Fernbedienung einzustellen. Ein hoffnungsloses Unterfangen. 20:16 Uhr. Plötzlich explodiert irgendöpis in der Wohnung – und entsprechend sieht es auch aus: Die Glasplatte des Tisches ist unter der Last meines Phudis zusammengebrochen, Borni sitzt mitten in den Scherben.

Übrigens: Beethoven und Familie, so bemerkt meine Frau wenige Minuten später, sind gleichzeitig auch auf RTL zu sehen. Und jener Kanal ist bestens vorprogrammiert.

# «Eine Fahrt ins Blaue nach Colmar. Für 22 Franken.»

“ Das war mir einen Ferientag wert, den Klassiker aller Klassiker der Sparte «Realsatiren» für Sie aus eigener Erfahrung erleben zu können: Eine Fahrt ins Blaue. Heute soll deshalb von meiner Reise nach Colmar die Rede sein. Colmar, allerdings, bekommt man erst nach einer, wie im Prospekt zu lesen steht, «kurzweiligen, informativen Produktepräsentation der Firma Hurra-Haushaltsgeräte\*» zu Gesicht. Inbegriffen im Fahrpreis von nur 22 Fränkli: Reise im bequemen Bus, ein schmackhaftes Mittagessen und ein praktischer Messerblock aus Holz. Andere Organisatoren bieten ihren Ausflugswilligen wahlweise «kostbare Taschenuhren», einen «Micro-Ofen 2000» oder eine «Mini-Stereoanlage» an, aber wir wollen nicht undankbar sein. Ein schöner Messerblock aus Holz (ohne Messer) ist doch auch etwas Kostbares. Speziell für Messerwerfer und solche, die es werden wollen. ”

Stimmt: Die Reise ins Elsass, wollte ich hinter mich bringen, um meine Vorurteile gegen diese «Heizdecken-Reisen» bestätigt zu sehen. Ein geheimnisvoller Mythos umgibt nämlich diese Art der Verkaufsförderung: Reisende sollen, so erzählen es Überlebende, regelrecht in Räume eingeschlossen werden, damit sie den «informativen Produktepräsentationen» nicht enttrinnen können; Journalisten mit Notizblöcken, Fotoapparaten und Kameras wird der Zutritt zu den

Referaten (und was danach im individuellen Verkaufsgespräch folgt) angeblich verwehrt – und überhaupt. Zum Glück kenne ich die Mnemo-Technik, die es mir erlauben wird, den ganzen Tagesablauf minutiös im Gedächtnis zu speichern, ohne jemals ein Wort aufschreiben zu müssen. Also habe ich mich zu besagter «phantastischer Ausflugsfahrt» angemeldet. Abfahrt in Schalunen. Vor dem Restaurant Eintracht. Morgens um 07:00 Uhr, wenn die Welt bekanntlich noch in Ordnung ist.

«Nur nicht auffallen» lautet die Devise – ein anspruchsvolles Vorhaben bei 110 Kilo Lebendgewicht, auf knapp 2 Meter Länge verteilt. Weil voraussehbar ist, dass ich mit meinen 47 Jahren den Altersdurchschnitt gewaltig nach unten drücken werde, ist wenigstens beim Outfit gutbürgerlicher Durchschnitt angesagt: Die Rolex-Imitation am Handgelenk weicht einer M-Watch, die Timberländers ihrerseits einem Paar Wanderschuhe, eine alte Windjacke wird aus dem Kleiderschrank hervorgeholt, und nach dem Duschen vertschuddle ich die Frisur auf «Sturm». Anstelle des Rucksacks, den ich auf dem Rölller albens auf den Rücken schnalle, kommt eine «Jute statt Plastik»-Tasche mit. Nur nicht auffallen.

Gopfridstutz! Auf dem Weg nach Schalunen kommt mir in den Sinn, dass ich nur eine Einhunderternote im Portemonnaie dabei habe. Und somit ist beim Bezahlen der Reise das Gschtürm beim Wechselgeld vorprogrammiert. Nur nicht auffallen? Beim Bahnhof Zollikofen wird deshalb ein unvorhergesehener



Zwischenhalt eingeschaltet. Am liebsten würde ich ja das CASH oder FACTS kaufen. Aber äbe ... GALA, das Klatsch- und WC-Heftli schlechthin, verschwindet in der Jutetasche. (Wie bitte? Sie haben die GALA noch nie gelesen, auch heimlich oder nur unter Vorwand nicht?) Weil viel zu früh unterwegs, lege ich beim Gedenkstein zwischen Fraubrunnen und Schalunen eine Schweigeminute ein – zum Andenken an jene, die 1798 aufs Dach bekommen haben. Punkt 06:45 Uhr fahre ich beim Restaurant Eintracht in Schalunen vor. Die Beiz ist noch geschlossen – und auch sonst ist noch niemand zu sehen, auch keine Colmar-Reisende.

Der Roller mit dem auffälligen Kleber «Workin' 4 M. And proud of it.» (Ich arbeite bei der Migros und bin stolz darauf) wird diskret parkiert. Eine Minute später stehe ich in Wanderschuhen, ver-schuddleter Frisur und Jutetasche in der Hand vor der Eintracht. Um 06:55 Uhr bin ich noch immer solo, zehn Minuten später ebenso. Panik! Habe ich Trottel den Prospekt falsch gelesen? Sorgfältig wird er aus der Jeanstasche hervorgekramt. «Freitag, 30. August. 07:00 Schalunen, Restaurant Eintracht.» Und in Messen und Limpach, weiteren möglichen Zusteigestationen, wollte ich, da bin ich mir ganz sicher, nicht einsteigen. 07:15 Uhr, 07:30 Uhr. Keine Menschenseele, die den Anschein macht, blau nach Colmar fahren zu wollen, kein Bus. Also ist, unerwarteterweise, ein gewöhnlicher

Bürotag angesagt. Direkt fahren kann ich in meinem Aufzug nicht. Zu Hause bekommt meine Frau schier einen Herzschlag, als sie einen Schlüssel im Schloss drehen hört ...

«Luschtig Reisen\*», tönt es am anderen Ende der Linie. «Guten Tag, hier ist Bornhauser aus Wohlen. Eigentlich wäre ich gerne mit Ihnen nach Colmar unterwegs.» – «Und wo sind Sie zugestiegen?» – «Zugestiegen? Eben gerade das bin ich nicht. Ich habe in Schalunen gewartet, wie auf der Anmeldekarte vermerkt.» – «In Schalunen war aber niemand vorgesehen.» – «Doch, ich.» Die Dame des Reisebüros behauptet, nur in Limpach und Messen hätten sich Leute angemeldet. Ich plöffe und behaupte etwas, das nicht stimmt: «Das kann nicht sein. Ich bin nämlich die Strecke Schalunen-Limpach-Messen zurückgefahren, weil es ja möglich gewesen wäre, dass der Bus eine Panne hatte. Da war aber kein Bus.» – «Stimmt, Herr Bornhauser, jetzt, wo Sie es sagen: Dieser Kurs wurde annulliert, weil sich niemand angemeldet hat, Sie hätten aber in Schönbühl oder Jegenstorf zusteigen können.» – «Was soll der Quatsch? Glauben Sie, ich würde nach Schalunen fahren, wenn ich in Schönbühl, wo ich arbeite, hätte zusteigen können? Auf Ihrem Prospekt, den ich vor mir habe, steht im übrigen kein Wort von Schönbühl oder Jegenstorf. Was soll das?» Frau Luschtig schleudert mit ihrem Bus von einer Kurve zur nächsten, widerspricht sich nonstop und meint zum Schluss, ich sei im Computer mit Zusteigeort Wohlen vermerkt. Merken Sie öppis? Ich auch.

\*Name der Handelsfirma und des Reisebüros geändert.

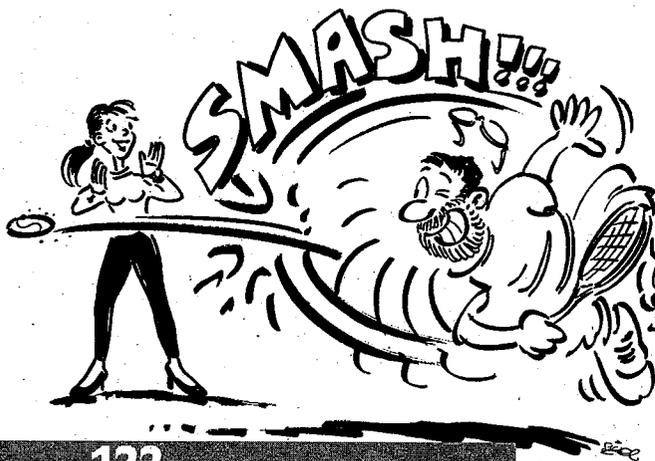
# Bum Bum oder wie man zum Volkshelden wird.

“ Mit Arbeit, so besagt ein Volkspruch, wird man nicht reich. Mit Tennis spielen schon eher. Da gewinnt beispielsweise eine 17jährige zum zweiten Mal einen sündhaft teuren Sportwagen der Marke P. (P wie Porsche), den sie aber, weil noch nicht 18, nicht mal selber fahren darf – und, abgesehen davon, auch nicht fahren dürfte, weil bei der Firma O. (O wie Opel) unter Vertrag, obwohl sie noch ein Jahr kein Produkt der Firma O. pilotieren darf. Sie sehen, das Leben einer Tennisspielerin ist ganz schön kompliziert. Weniger kompliziert – dafür auch mit weniger Gage – ging es vor ein paar Monaten bei Juwelier Kurz im Shopyland zu und her. Beim RADO-Tennisstand konnte jedermann seine Aufschlagsstärke messen lassen. Zur Einführung: Marc Rosset bringt es, als einer der Besten auf der Welt, auf 210 Stundenkilometer. ”

Das Shopyland ist auch das Nervenzentrum der Migros Aare: Hier, unmittelbar an das Einkaufszentrum angebaut, befinden sich Betriebszentrale und Administration meiner Arbeitgeberin. Dementsprechend viele Leute wirken hier, etwas über 1'000. Und von diesen vielen, vielen Kolleginnen und Kollegen spielen wiederum viele Tennis, wie auch ich. Kein Wunder also, wollten wir unsere Aufschlagspower offiziell von der Lichtschranke am RADO-Stand messen lassen. Beat Grütter, Chef-Liegenschaftler, schaffte gleich am ersten Tag 175 Stundenkilometer. Doch da hatte ich noch kein Racket geschwungen.

Sechzehn Buchstaben und drei Zahlen sollten am Tag darauf Einkaufszentrum, Betriebszentrale und Administration gleichermaßen schocken: **Thomas Bornhauser 201**. So stand es am nächsten Morgen zuoberst auf der Schlägerparade zu lesen, von der charmanten Nadja Duss (Juwelier Kurz) handgeschrieben. Borni hatte seinen Coup gelandet, der Fehdehandschuh war geworfen.

Es vergeht keine Stunde, da kommt die erste E-Mail zum Thema (weitere acht sollten an diesem Tag folgen). Es ist Thomas Duppenthaler vom Sicherheitsdienst. Er gratuliert zu den 201 und gibt gleichzeitig seiner Hoffnung Ausdruck, dass der Tennisschläger noch ganz ist. Kurz nach der Znünipause schaut Bernard Griffone vorbei: «201! Ich bin ja bloss



gespannt, wie der Grütter Beat diese Herausforderung wegstecken wird.» Hanspeter Kohli (Kolonial), der praktisch vis-à-vis von mir sitzt, macht vor Ehrfurcht schier den Hofknicks. Und als ich einmal durchs Grossraumbüro laufe, da scheint es mir, als wären alle Augen auf mich gerichtet. Borni, Bauch einziehen! Um 12:30 Uhr lasse ich mich am RADO-Stand bei Nadja Duss blicken. Einer, auch aus dem Aufschläger-Club, der allerdings nicht genannt sein will, (vor)lautstark zu seinem Kollegen: «Da! Dort steht er, der Bornhauser! Soll er uns allen doch mal vorführen, wie er die 201 geschlagen hat!» Die beiden lachen. «Pardon, haben Sie auch schon einmal ein Formel-1-Training verfolgt?» antworte ich. «Ja, sicher, und was ist damit?» – «Nun, dann werden Sie ja wohl wissen, dass Michael Schumacher in seinem Ferrari auch nicht draussen auf dem Kurs ist, wenn er Bestzeit hält. Ich schlage vor, Sie schlagen mit 202 auf, dann doppelte ich mit 203 nach. Ist das ein Angebot?» Der Mann, Vorstandsmitglied im Anti-Bo-Fanclub, verzieht sich. Scho wider öpper verrückt gmacht.

Gopf! Beat Grütter – Bestleistung, so ist der Infotafel zu entnehmen, inzwischen 182!! – muss es ob der Zahl 201 tatsächlich die Sprache verschlagen haben, jedenfalls meldet er sich nicht. Also giesse ich, Provo der ich nun mal bin, Öl nach, per E-Mail: «Ich habe Dich heute mittag aus dem Shopy laufen sehen, recht geknickt. Ich darf Dich trösten und aufmuntern: Die Versuche 2 und 3 bei mir waren deutlich schwächer. Nur 191 resp. 190. Kopf hoch!»

Als ich am späteren Nachmittag in der Shopy-Fleischhauerei Grillfleisch einkaufe, äussert sich der Metzger spontan: «Fleisch ist gut für die Oberarme.» Weiss der Kerl also auch schon Bescheid. Dasselbe Minuten später, im M-Electronic-

Studio. Zwei Mitarbeiter tuscheln so laut, dass man zwangsläufig Wortfetzen mitbekommen muss: «... gross ist er ja ... fast so schnell wie der Rosset ... unglaublich ... einer von uns!» Zurück im Büro eine weitere E-Mail, dieses Mal von Ausbildungschef Beat Zahnd, in der Sie-Form, obwohl wir uns seit Jahren duzen: «Ihre Beschleunigungskräfte am RADO-Stand haben meine Kinder in grösste Bewunderung gestürzt; sie möchten ein Autogramm, solange dieses überhaupt noch bezahlbar ist. Auch möchten sie sich auf die Warteliste für Bo-Shirts, Bo-Servietten, Bo-Bier- und -Kaffeerahmdeckeli oder Bo-Schweissbänder setzen.» Ich werde non-stop angehauen. Man gratuliert noch und nöcher, überall sind die 201 Tagesthema, sogar auf der Damentoilette des Shopy, wie mir Erika Jollat von Kurz erzählt. Eigentlich eine Schande, gibt es noch keine Pläne für ein Thomas-Bornhauser-Monument. Oder etwa doch?

Und was lernen wir daraus? In der Schweiz gilt einer, der einen Ball mit 201 Stundenkilometern Geschwindigkeit an eine Wand brätschen kann, weit mehr, als jemand, der während Jahren versucht, seine Arbeit richtig zu machen.

Moment mal, mir ist fast, als hätte ich vergessen, Ihnen etwas zu sagen. Aha ja, jetzt weiss ich es wieder: Die 201 waren reiner Bluff, eine Aktion, um zu einer neuen Kurzgeschichte zu kommen (dieser hier) und um die Kollegen zu ärgern. Zwar habe ich aufgeschlagen, aber bei weitem nicht die behaupteten 201. Zum Glück hat Nadja Duss von Juwelier Kurz so spontan mitgemacht (Merci, Nadja!). Und am nächsten Tag die 201 aus der Hitparade gestrichen. Womit für einige Leute die Welt wieder in Ordnung war.

# Wer hat Lust, D.J. BoBo zu interviewen?

“ Sie haben es inzwischen gemerkt: Ich habe einen Traumjob, der mir die verrücktesten Möglichkeiten bietet, interessante Menschen kennenzulernen. Das ergibt sich in den meisten Fällen «passiv», im normalen Büro-Alltag. Von Zeit zu Zeit gehe ich jedoch selber in die Offensive, wenn ich Lust verspüre, einen faszinierenden Zeitgenossen kennenlernen zu wollen. Logo; schüch darf man in solchen Fällen nie sein. Ist mann es dennoch, kann mann ja immer noch jemanden als Alibi vorschieben und sich ganz «per exgüsé» anhängen. In unserem Fall beispielsweise bei der dreizehnjährigen Carole Schürch, Schülerin aus Meikirch. ”

René Baumann alias D.J. BoBo mag ich nicht bloss, weil er meinen seinerzeitigen Übernamen im KV, «BoBo», samt korrekter Orthographie geklaut und zu seinem eigenen Markenzeichen gemacht hat; nein, ich mag den Typen, weil er es mit einem langweiligen Durchschnittsgesicht (wie ich) zu Weltruhm gebracht hat (nicht wie ich). Und weil er echt gute Musik macht, samt super Show. Aber eigentlich geht Sie das ja überhaupt nichts an.

Good News im Frühjahr 1997: D.J. BoBo kommt nach Bern! Nun, so ein BoBo-Konzert an sich ist bereits ein Erlebnis, aber wie schaffe ich es bloss, BoBo II mal selber kennenzulernen? Ich kann ihm ja schlecht einen Liebesbrief schreiben und um ein Rendez-vous bitten ... Was würden meine Freunde auch von mir denken? Und erst

meine Frau? Eureka! Ein D.J.-BoBo-Kinder-Wettbewerb im «Brückenbauer» muss her! Und weil, gar keine Frage, klar ist, dass so eine kleine Gewinnerin oder ein kleiner Gewinner hinter den Kulissen betreut werden muss, ist die Frage nach dem Betreuer beantwortet, noch bevor sie überhaupt jemand stellt. Cleveres Kerlchen, Bo, helles Köpfchen. Ganz nach Schillers Zitat aus Wilhelm Tell, «Der brave Mann denkt an sich – selbst zuletzt». Wieauchimmer: Am nächsten Tag telefoniere ich mit dem Management des Künstlers. Alles klar, kein Problem: Die Gewinnerin oder der Gewinner kann den Star nach dem Konzert Backstage treffen und für die Migros-Zeitung interviewen. Also schreibe ich die entsprechende Wettbewerbsseite im Brückenbauer zusammen. Titel: «Wer hat Lust, D.J. BoBo zu interviewen?»

Über 700 Kinder aus dem Kanton Bern machen beim Wettbewerb mit. Fortuna zieht aus dem kleinen Berg von Einsendungen die Karte der dreizehnjährigen Carole Schürch aus Meikirch. Die Kleine kreischt vor Freude, als ich sie anrufe und die News verkünde. Weil auch unsere zehnjährige Tochter, Claudia, D.J.-BoBo-Fan (und, Gottseidank, nicht mehr Patrick-Lindner-Anhängerin) ist, frage ich sie, ob sie Carole und mich zum Konzert begleiten will. Sie will. Ganz «Wie der Vater, so die Tochter». Nach schlaflosen Nächten hüben und drüben im Vorfeld des Ereignisses kommt er dann doch noch, der langersehnte Sonntagabend, 22. Juni. Wir haben um 17:30 Uhr abgemacht.

Carole ist eine ganz Feine, ihre beiden erwachsenen Begleiter, Rita und Markus,

ebenfalls. Wir alle sind ein bisschen zu früh bei jenem Treffpunkt, wo die Medienschaffenden später vom D.J.-BoBo-Manager abgeholt werden. Also diskutieren wir in der Zwischenzeit friedlich miteinander. Rita plötzlich, wie aus heiterem Himmel, zu Claudia: «Sag mal, habe ich dich nicht kürzlich am Fernsehen gesehen?» Das Strahlen in den Augen unserer Tochter verrät einiges über ihren Gemütszustand. «Ja, ich habe letzte Woche eine kleine Rolle bei der TeleBärn-Kurzserie "Primavera!" gespielt.» Sofort will Carole von Claudia mehr zur Arbeit beim TV wissen. Derweil dreht sich Rita zu mir um. «Also ehrlich, unter uns beiden nur: Ich finde diese "Primavera!"-Sendungen scheusslich, total ungeniessbar. Unter jedem Niveau.» Ich liebe Leute, die unverblümt das sagen, was sie denken: «Liebe Rita, auch nur unter uns beiden: Ich schreibe die "Primavera"-Drehbücher ...» Lovely Rita läuft nadisna hochrot an, bis hinter beide Ohren. Markus, der die Sache trotz Flüsterton mitbekommen hat, kriegt einen diskreten Lachanfall. Situationskomik nennt sich das dann wohl, Sitcom live.

Genau eine halbe Stunde vor Konzertbeginn werden wir vom Management abgeholt. Die Berner Presseleute, die ich von Berufes wegen her kenne, stauen/schmunzeln nicht schlecht, wie sie



Borni mit zwei jungen Damen erblicken. Vermutlich werden sie sich ihre Sache denken. Who cares? (I don't.) Während des Konzerts können die Fotografinnen und Fotografen unmittelbar in den Graben vor die Künstler. Carole und Claudia strahlen. Und knipsen drauflos. Papa auch. Michael Schneeberger vom «Bund» wundert sich. «Wissen Sie, es ist für eine Kinderreportage im "Brückenbauer". Ich mache bloss Sicherheitskopien. Eh ja, man weiss ja

nie.» Ich werde dem Mann eine Kopie dieses Geständnisses zustellen.

Zum eigentlichen Rendez-vous mit D.J. BoBo nach dem Konzert nur soviel (der Rest ist nämlich in Caroles Reportage vom 9. Juli 1997 im «Brückenbauer» nachzulesen): Ein hochsympathischer Mann, dieser René Baumann, wirklich! Bevor ich es vergesse: Die Fotos von Carole und Claudia sind perfekt rausgekommen. Nur die angeblichen Sicherheitskopien (...) habe ich verhaufen. Übrigens: Die ebenfalls unterbelichteten «Primaveras» gibt es nicht mehr. Rita wird es freuen.

# Warum der Pulsmesser Herzfrequenzmesser heisst.

“Geneigte und weniger geneigte Leserinnen und Leser dieser Realsatiren wissen es: Ich jogge. Seit zwei Jahren, seriös. Zum seriösen Rumrennen gehört eine ebensolche Vorbereitung. Und obwohl niemand den Bo jemals an einem auch nur halbwegs inoffiziösen Rennen sehen wird (ich schätze das Alleinsein bei den Streifzügen durch die Wälder, weil ich in solchen Momenten am kreativsten bin und immer die tollsten Ideen habe), sind meine Vorbereitungen zum Jogging echt Grand-Prix-würdig. Zum Glück weiss niemand von dieser Comédie, ich würde sonst zum Gespött mancher Stammtischrunde.“

Ich bin alles andere als ein Hochleistungssportler, auch wenn die nachfolgenden Erläuterungen auf die Aufzeichnungen eines verhinderten Olympiasiegers hindeuten.

Der eigentliche Countdown zum Joggen beginnt bereits 24 Stunden vorher. Kohlenhydratreiche Lebensmittel sind gefragt: Teigwaren, Brot, Bananen und Reis (Guetzi oder Salznüssli gibt es erst nach dem Training, zur Belohnung, vor dem TV). Ich gebe es zu: Nicht, dass ich glauben würde, dass das Zeug bei mir zur Leistungssteigerung beitragen würde, aber es ist doch einfach ein saugutes Gefühl, sich optimal vorzubereiten. Kein Wunder, bin ich mental so zwäg.

Kommen wir zur Sache: Als erstes reibe ich immer Achillessehnen und Waden

sorgfältig warm, mit «Alpina», einer echten Supersalbe für alle Bobos, auch vorbeugend, nach Geheimrezept von Guido Jeker, erhältlich ausschliesslich in der Schliern-Drogerie (Lilian Kneuss, danke für den Tip!). Es folgt, öpfe fünf Minuten später, das eigentliche Ankleideprozedere: Socken (Spezialausführung für Joggende), im Winter Thermo-Unterhose (mit Anti-Wolf-Gewebe), Kniestütze links (Folgen einer Pirouette auf Skis) sowie Jogging-Hose von Adidas mit fluoreszierenden drei Streifen, damit mich Autos und Hasen und Füchse rechtzeitig heranbrausen sehen. Ecco! Unterhalb der Gürtellinie macht das Ganze jetzt sogar eine Gattig.

Bleibt der noch nackte Oberkörper: Da ist nämlich seit neuestem die Sache mit dem Pulsmesser, der heute Herzfrequenzmesser heisst und dafür entsprechend mehr kostet. Gekauft habe ich das Ding vor fünf Wochen zwecks Errechnen und Überwachung des Fettverbrennungsbereichs, der bei mir, laut Gebrauchsanweisung, bei ungefähr 120 bis 130 Herzschlägen pro 60 Sekunden liegen soll, angeblich. Weil meine mich liebende Gattin das Gerät für ihre Aerobic-Sessions ebenfalls benutzt, muss ich jedes Mal die Länge des Brustbandes vorstellen, was, je nach Tagesform, zwei bis drei Minuten dauern kann, bis es meine (eingatmeten) 119 cm perfekt umschliesst. Meistens vergesse ich dabei, die inneren Kontaktflächen zu befeuchten, merke das aber albens erst, wenn T-Shirt und Pullover bereits montiert sind. Ich garantiere Ihnen: Ein Tenü-Fez à la RS ist gegen Bo's Vorab-Jogging-Show eine langweilige Sache.

Apropos Fettverbrennung: Keine Chance, in den Bereich der 120 bis 130 Umdrehungen pro Minute zu kommen, meine Tourenzahl liegt über längere Strecken bei regelmässigen 164 Schlägen, also rechts des roten Drehzahlbereichs. Mir ist wohl dabei.

Thema Schuhe. Ein leidvolles Unterfangen, ein bestimmtes Modell zu finden, wenn man USA-13 chaussiert, das kann ich Ihnen sagen. Bei meinen fast zwei Metern Körpergrösse und etwas mehr als 100 Kilogramm Schlachtgewicht ist für Gelenke und Bänder und Muskeln nur das Beste gut genug, der Nike Air Max nämlich. Kostenpunkt 249 Franken (aber eben, man gönnt sich ja sonst nichts). Keiner in und um Bern will mir das Ding jedoch verkaufen. Die sogenannten Fachhändler nicht, die Grossverteiler nicht. Letztere haben das Spitzenmodell von Nike überhaupt nicht im Sortiment, erstere machen sich, weil sie die Mini-boote nicht an Lager haben, nicht einmal die Mühe, beim Generalimporteur für eine Einzelbestellung nachzufragen. Was für ein Glück, konnte mir ein US-Reisender vor zwei Monaten gleich drei Paare in einem Nike-Factory-Outlet-Store für je 70 Dollar posten. Merken Sie öppis? Äbe. Zusammen mit der richtigen Wahl der Schuhe ist die richtige Wahl der Musik im Walkman (Panasonic, Spezialausführung für Jogger) Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Rennrunde. Lachen Sie jetzt nicht: Für jede Route habe ich eine individuell auf das Streckenprofil abgestimmte Musikkassette dabei. Es ist nämlich ein gewaltiger Unterschied, ob Sie bergauf «Rockin' All Over The World» von Status Quo in den Ohren haben oder Frank Sinatras «My Way» (perfekt bei ebener Strecke). Und damit der Kopfhörer nicht verrutscht, wird eine Baseball-Kappe montiert, von den, weil ich dort aufgewachsen bin, New York Yankees –

mit dem typischen NY-Zeichen der beiden ineinander verlaufenden Buchstaben. Hühnerhaut mit Nachbrenner gibt es bei Jogger Bo immer dann, wenn Mister Sinatra sein «New York, New York» zum besten gibt (optimal bei leicht ansteigendem Streckenprofil).

Besagter Walkman wird problemlos an jenem Gürtel angehängt, an dem die Halterung für den mitzuführenden 7-dl-Behälter für das mitjoggende Isostar (in lauwarmem Wasser aufgelöst) befestigt ist. Beim Bidon ist es ratsam, den Verschluss vor Ablauf genauestens zu checken, weil sonst das Kreuz auch ohne Schwitzen relativ schnell klebrignass wird (learning by doing). Ein letzter Blick in den Spiegel (sitzen die zusätzlichen Reflektoren am rechten Oberarm?), dann geht's los. Druck auf den Startknopf des Panasonic. Die United Dolls produzieren mit ihrem «Eine Insel mit zwei Bergen» die Ouvertüre: Die ersten 800 Meter geht es heute nämlich ... bergauf.



# Was einem die Spice Girls so alles einbrocken können ...

“ Man kann mit einem einzigen lustigen Erlebnis dann und wann genausowenig eine ganze Kurzgeschichte zusammenschreiben, wie eine einzige Schwalbe einen eigentlichen Frühling veranstaltet. Geht mir heute auch so, deshalb kriegen Sie ein dreiteiliges Patchwork vorgelegt. Und weil Brigitte Böhlen & Co. von der Aemme-Zytig und der Grauholz-Post eh ständig motzen, weil ich angeblich zu lange Einführungstexte schreibe, höre ich jetzt auch damit auf. ”

Neulich lag ein Zettel auf dem Esstisch. Um was es auf dem Blatt genau ging, liess sich nicht auf Anhieb feststellen, weil ein Mickey-Mouse-Heftli es fast vollständig verdeckte. Ehrlich gesagt, es interessierte mich auch nicht gross. Wozu auch? Es dauert allerdings nicht lange, da kommt unsere Claudia (11) angerauscht, mit der Bitte, den rechten unteren Rand mit meiner Unterschrift zu verzieren. «Weshalb soll ich den Zettel denn unterschreiben, worum geht es denn?» – «Das ist ein Geheimnis und eine Überraschung, fürs Dani! Du darfst nicht nachschauen!» – «Und weshalb darf ich nicht wissen, was ich für deine Freundin unterschreibe?» – «Weil es doch sonst keine Überraschung mehr wäre.» Kindliche Logik.

Dennoch – die Regieanweisungen des Produzenten an sein Töchterli sind klar: Vorher wird gelesen, was unterschrieben werden soll, basta (wo kämen wir sonst auch hin?). Und siehe da ... Nichts von

«Überraschung fürs Dani», Schabernack hat Claudia-Darling in der Schule veranstaltet, wieder einmal – und Papa darf jetzt seine Inkenntnissnahme mit seiner Signatur dokumentieren. «Weisch, Papa», heisst es sofort, «s Dani het o so ne Brief, dr Peter muess o unterschrybe!» Wer wird es mir verübeln, dass ich misstrauisch bin und deshalb Danis Vater anrufen will. Doch daraus wird nichts, vorerst, zuerst will Claudia mit Dani telefonieren: «He! Hesch es Dim Vater scho gseit? Mi Vater wott nämlech unbedingt mit dim Vater rede.» Aha, so ist das also. Bevor ich allerdings zum Hörer greifen und mit Peter reden kann, liegt er bereits wieder auf dem Telefon: «Muesch no schnäll warte, s Dani muess es no zersch schnäll säge.» Wie sich im Laufe der nächsten Stunden herausstellt, muss es sich bei besagtem Brief sozusagen um ein Rundschreiben handeln: Praktisch sämtliche jungen Frauenzimmer haben in der Schule offenbar einen Jüngling aus ihrer eigenen Klasse so ziemlich vernudelt, verbal.

Manchmal, da ist sie wirklich eine kleine Wundertüte, unsere Claudia. Einmal sitzen wir, weil Mama abwesend ist, nur zu dritt zu Tische: Patrick (8), Claudias Brüetsch, Claudia herself und ich: Papa hat Spinat aufgetischt, und Hörnli, die Kids mögen das. Plötzlich, aus heiterem Himmel, eine Art Quizfrage: «Papa, was isch das, Oralsex?» Pflatsch! Mein Löffel liegt, zumindest symbolisch, im Spinat. Ich schwöre Ihnen: Claudia interessiert sich noch nicht für den Auslandteil der Zeitungen, wo zu jener Zeit von einer gewissen Monica Lewinsky und dem Oral Office die Rede ist. Hingegen ist Töchterli

Spice-Girls-Fan und hat in einer Reportage über Mel C oder Mel B (oder war es Geri?) gelesen, dass sie Oralsex mag. Bingo.



Claudia zum dritten (mir fällt bei dieser Gelegenheit auf, Pädu muss der ruhigere von beiden sein, über den gibt es heute nämlich gar nichts zu erzählen): Meine Eltern haben ein wunderschönes Appartement im Wallis, das wir sehr oft übers Weekend benützen dürfen. Selbstverständlich geben wir uns Mühe (wir Eltern mehr, die Kids manchmal weniger), Sorge zur Wohnung zu tragen, schliesslich wollen wir kein Hausverbot riskieren, hoffentlich auch nicht nach der heutigen Story, die eine Art offene Beichte in Richtung Weinfelds ist, wo meine Eltern wohnen und zum ersten Mal vom Exploit ihrer Enkelin hören resp. lesen werden (Keine Angst Vati und Mueti, das Haus steht noch!). Zurück aber ins Wallis: Kürzlich, beim Znacht. Auch Golla, wie Claudia und Patrick ihren Grossvater mütterlicherseits nennen, ist mit von der Partie. Claudia spielt mit der Ketchup-Kunststoffflasche. Aus irgendeinem Grund packt sie das Ding am Flaschenhals

und haut mit ziemlicher Wucht auf den Tisch, als ob sie etwas abstempeln möchte. Es gibt einen Chlapf.

Als erstes realisieren wir, dass Golla plötzlich ganz rot im Gesicht ist. Wir lachen spontan. Das allerdings vergeht uns rassig, wie wir uns in der Wohnung umschaue: Wie wenn eine Handgranate in der Flasche explodiert wäre. Überall sind rote Flecken verstreut, als ob das Wohn-Esszimmer Masern hätte. Auf den Vorhängen, den Bildern, den Schränken, an der Decke – überall. Claudia marschiert daraufhin schnurstracks ins Bett, derweil die Eltern während ungefähr einer halben Stunde Spritzer für Spritzer entfernen. Mit Erfolg.

Und was lernen wir daraus? Wir werden der Migros einen Brief schreiben und einmal nachfragen, wie es sich in derartigen Situationen eigentlich mit der Produktheftpflicht verhält, steht doch auf der Packung nirgends, dass man die Flasche nicht als Hammer benützen darf.

(Moment, Moment, nur nicht so ungeduldig! Ich weiss, dass Sie wissen wollen, was ich Claudia in Sachen Mel C oder Mel B gesagt habe. Ganz einfach, die Wahrheit. Und zwar offenbar so langweilig, dass es keine Anschlussfragen gab. Auch von Pädu nicht.)

# «Pädi, stell endlich den Ton des Gameboys ab!»

“*Alarme haben die unangenehme Eigenschaft, dass sie niemand wirklich ernst nimmt, wenn sie mal losgehen, zumal sie sich praktisch ausnahmslos als Fehlschaltungen herausstellen, glücklicherweise. Und so wird man diesbezüglich leichtfertig, Familie Bornhauser macht da, samt Schwiegervater (Rufname «Golla» oder «Golli», ganz wie Sie wollen), keine Ausnahme. Wie neulich in den Ferien.*”

Den Nachmittag haben wir abwechselungsweise am/im Schwimmbad und am Strand (resp. im Meer, für alle, die es wieder einmal ganz genau wissen wollen) verbracht. So gegen 17:00 Uhr beschliessen wir, in die Zimmer zu gehen – und uns zum Znacht vorzubereiten. Sie wissen, so mit wäsche-lege-schnütze-chratze. Pädi sitzt, im Schneidersitz, auf seinem Bett, spielt mit dem Gameboy, Claudia nuuschet öppis in ihrem Gepäck («Gopf, Mama! Wo isch mi Sunnehuet!?»), Monika steht unter der Dusche, hört ihre Tochter nicht, Papa hockt auf dem Balkon (mit einem Bier in der Hand), seine Füsse hochgelagert, derweil dem Berichterstatter unbekannt ist, was Golli in seinem Zimmer genau treibt. Plötzlich geht ein schriller Ton los, die Quelle allerdings ist nicht genau zu orten. «Pädi, wie mängisch muess ig. dir no säge, du söllsch dr Ton vom Gameboy abstelle!?» übertönt eine Stimme aus der Dusche den Pfeifton bislang unbekanntem Ursprungs. Pädi kann glaubhaft versichern, dass er den besagten Ton nicht verursacht. Also setzt jede und jeder die

angefangene Tätigkeit fort, «tүүüt-tүүüt-tүүüt-tүүüt-tүүüt» hin oder her.

Nach zwei, drei Minuten bemühe ich mich in den Gang, wo der Ton herzukommen scheint. Ecco, und schon haben wir die Ursache: Der Feueralarm im Gang spielt verrückt, blinkt auf, non-stop. Wie zu Beginn im Thriller «Flammendes Inferno». Allerdings: Kein Mensch ist im Gang, kein verdächtiger Geruch zu riechen. Auch Golli, in solchen Sachen eher ein Übervorsichtiger, scheint die Sache nicht gross zu kümmern, auf jeden Fall ist auch er nicht zu sehen. «Entwarnung», gebe ich im Zimmer durch, «es ist nur der Feueralarm, kein Grund zur Beunruhigung.» Zwei, drei Minuten vergehen, der Feueralarm tut noch immer. «Weshalb stellt denn niemand diesen blöden Apparat ab?» will Monika wissen, als sie aus der Dusche kommt. Ich gebe es zu: Mit zunehmender Pfeifdauer wird der Ton doch langsam, aber sicher lästig. Ein nochmaliger Blick in den Korridor beweist, dass mit keinerlei Unannehmlichkeiten zu rechnen ist: Keine Seele weit und breit. Warum auch? Donnerwätter! Kann denn wirklich niemand diesen grässlichen Pfeifton abstellen?

Zwei Minuten später: An der Türe klopfte es. Ein Hotelangestellter. Noch bevor ich mich – im Namen der ganzen Sippschaft – über die Belästigung durch den Alarm so richtig beschweren kann, heisst es, das Hotel sei sicherheitshalber sofort zu räumen. Grund: Der Motor des Hauptlifts ist anscheinend überhitzt, gibt nur noch Rauchzeichen von sich, die Feuerwehr ist bereits unterwegs. Aha, soso. Wir



benachrichtigen Golla. Er glaubt an einen Scherz. In Eile nimmt jeder das mit, was er nicht entbehren kann, sollte das Haus bis auf die Grundmauern niederbrennen. Ich zum Beispiel den Laptop (auf dem ich täglich unser Ferientagebuch eintippe) und die Videokamera, damit ich allenfalls live mitfilmen kann, wie unser Hab und Gut sich ebenfalls in Rauch auflöst. Gerade, als ich aus dem Zimmer komme, sehe ich – Wahnsinn! – viele Leute in den Hauptlift einsteigen, Golla mit unseren Kids zuletzt. Richtig! Was steht in jedem Lift dieser Welt, was, lieber Golla?

Mit Notebook (für eine allfällige Katastrophen-Direktreportage) und Video in der Hand und Rucksack (samt Safeinhalt) an der vorgesehenen Stelle renne ich via Notfalltreppe die drei Stockwerke runter zur Lobby – im Parterre schnauze ich im Vorbeifliegen Gollis und die Kids an, die soeben den Lift verlassen. Isch doch wahr ... In der Hotelhalle herrscht das nackte Chaos, das totale Tohuwabohu. Mir gefällt sowas, echt, in solchen Situationen fühle ich mich sauwahl. Draussen stehen zwei wunderschöne Feuerwehrautos, die Brandbekämpfer montieren sich gerade ihre Atemschutzgeräte. In der Hotelhalle ist alles klar, niemand weiss Bescheid.

Auch Monika hat es hierher geschafft. Sie bekommt den Laptop in die Hand gedrückt, derweil Papa sich, mit eingeschaltetem Camcorder, im Sinne von Reality-TV, direkt unter die Feuerwehrleute mischt: «Was genau ist passiert, wie schätzen Sie die Lage ein, wie werden Sie und Ihre Männer jetzt genau vorgehen?» wird der Kommandant gefragt. Er gibt bereitwillig Auskunft – vermutlich, weil er glaubt, in eine Kamera einer nationalen Fernsehanstalt zu plaudern.

Die Feuerwehrleute, die in ihren Atemschutzgeräten wie antike Tiefseetaucher aussehen, bekommen vom Einsatzleiter letzte Informationen. Sekunden danach nehmen sie Kurs auf die Eingangshalle, Borni mit Video im Schlepptau. Dann trennen sich unsere Wege jedoch – ich muss, auf Geheiss der beiden, im Parterre bleiben, derweil die Profis sich hinauf zum vermuteten Brandherd vor-kämpfen. Sie verabschieden sich artig vom TV-Mann. Und steigen in den Lift.

# Eine etwas verspätete Weihnachtsgeschichte ...

“ Bei uns zu Hause ist Gewaltentrennung angesagt: Meine Frau brachte die Kinder zur Welt – ich kaufe jeweils den Tannenbaum zu Weihnachten. Funktioniert prächtig, auch in anderen Belangen des täglichen Lebens. Stellen Sie sich vor, wir wären anders organisiert – und ich hätte Claudia und Patrick geboren. Oder Monika würde sich um den Christbaum kümmern, wie sie das letzte Weihnachten ... tatsächlich getan hat. ”

«Thomas, du brauchst dieses Jahr nicht nach einem Tannenbaum zu suchen», heisst es, Irrtum vorbehalten, um den 15. Dezember herum, in der guten Stube, seitens meiner Angetrauten, «ich habe zufälligerweise heute einen schö-



nen gesehen und gekauft.» Wunderbar. Schon wieder etwas aus der Pendenzenliste erledigt.

Am Abend des 23. Dezember herrscht bei Bo's freudige Aufregung: Das Tannen- soll zum schmucken Christbäumli dekoriert werden. Ich gehe

hinaus auf die Terrasse, wo der Baum, noch im Filet verpackt, in einem Kübel Wasser steht. «Monika, dein Baum ist schätzungsweise 30 Zentimeter zu hoch.» – «Dann schneid' doch den Spitz einfach ab!» – «Und wenn dann die Äste darum herum höher als der Spitz sind?» – «Bevor du das behauptest, würde ich den Baum erst einmal aus dem Netz nehmen.» Ich tue wie befohlen. Was ungefähr eine Minute später unter dem Plastiknetz zum Vorschein kommt, das lässt sogar mich sprachlos werden (und das will öppis heissen, da können Sie sicher sein).

Das Ding hat gewiss ein gewisse Ähnlichkeit mit einer Tanne, aber zum Christbaum, so wie er jeweils Jahr für Jahr bei uns zu Gast ist und das ganze Wohnzimmer aufwertet, reicht es dieses Mal nicht. «Hel Chum emau cho luege, was isch das für nes Gschwür?» will ich von meiner mich (trotz allem noch immer) liebenden Gattin wissen. «Dä het aber viel schöner usgseh, won ig ne gkouft ha!» Wieauchimmer. Der Familienrat wird zu einer dringlichen, ausserordentlichen Sitzung einberufen. Meine Meinung steht gegen «Für die paar wenigen Tage, die er hier rumsteht, ist das doch nicht so schlimm» (Monika), «Mir hei doch nid dr Gäldschysser zum ene neue Boum go z'choufe» (Claudia) und «Mir isch glych» (Patrick). Schlussverdikt dann, einstimmig: «Henu-sode, de geisch halt eine ins Shoppy go poschte.»

Bleibt die Frage: Was passiert mit dem Geschwür? «Wir können ihn ja im Garten aufstellen», kommt meinerseits. «Geits no? Was werden die Nachbarn denken,

Bornhausers mit zwei Tannenbäumen? Du kannst ihn ja im Shoppo jemandem verschenken.» - «Und wie stellst du dir das vor? "Alles mal herhören, wer möchte ein Geschwür geschenkt?" Nein, nein, ich mache das à la Bo.» Minuten später sind Patrick und Papa samt Tannenbaum auf dem Weg ins Shoppo. Unterwegs, im Wald bei Uettligen, halte ich an, warte, bis nirgends mehr Scheinwerferlicht zu sehen ist, öffne die Heckklappe, ziehe das Geschwür hervor und stelle den Baum gut sichtbar neben einem Waldweg auf, damit Tannenbaum-Wilderer sich auf ihrem nächtlichen Streifzug nicht gross bemühen müssen.

Gegen 19:45 Uhr sind wir im Shoppo. Schnurstracks geht es ins Gartencenter der Migros («Nei Pädi, chum itz, es git nüt z'schlacke!»). Dort die GROSSE Enttäuschung: Gar nichts hat man uns übrig gelassen, eine Fehlanzeige par excellence. Was nun? Mir kommt in den Sinn, dass es just neben dem Einkaufszentrum einen freien Tannenbaumverkauf gibt – und während des Shoppo-Abendverkaufs wird der Verkäufer dort sicher das grosse Geld machen. Fehlanzeige Nummer 2, ein Abendverkauf findet nicht statt. Wir fahren nach Zollikofen, zum Ziegelei-Markt der Coop (eh jaaaa, als Migros-Bern-Mann frisst man in der Not ... Sie wissen ja). Fehlanzeige zum Dritten, eine Situation wie im Shoppo. In Ortschwaben machen wir dann Halt bei einem ehemaligen Turnerkameraden, der einen grossen Bauernhof bewirbt – und Tannenbäume verkauft. Aber eben – Nordmannstannen hat Hanspeter nicht. Jetzt wird die Situation langsam, aber sicher prekär. Man stelle sich das Unvorstellbare vor: Morgen ist Heilig Abend und Bo's haben keinen Christbaum in der Stube! Wie der Zufall es so will: Im Wald bei Uettligen steht an einem Wegrand, gut sichtbar, ein ausgesetzter Tannen-

baum, kein besonders schöner zwar, aber immerhin. Ich halte an, warte bis nirgends mehr Scheinwerferlicht zu sehen ist, öffne die Heckklappe, schnappe mir den Gratis-Tannenbaum, schiebe ihn in den Wagen – und weg sind wir wieder. He, Hallo! Was soll das Grinsen in Ihrem Gesicht? Hören Sie auf damit, das hier ist eine zu ernste Angelegenheit! Ich beschliesse, samt Pädi und Baum noch husch zum Heim & Hobby der Coop nach Bethlehem zu fahren. Und siehe da/dort: Tannenbäume soweit das Auge reicht, einer schöner als der andere. Wir nehmen uns eine wunderschöne Nordmannstanne, lassen sie «filetieren», liefern die dafür vorgesehenen 70 Franken ab, direkt in die Kasse unserer Marktpartnerin (schön gesagt, gell, Bruno Riedo von der Coop Bern-Biel?), marschieren zum Auto, nehmen das Geschwür aus dem Wagen, legen Baum 2 hinein und Baum 1 obendrauf. Dann fahren wir nach Hause.

Eine berechnete Frage! Was ist aus Baum 1 geworden? Die Auflösung des Rätsels überlasse ich, für einmal, Ihrer Phantasie. Immerhin, drei Möglichkeiten stehen Ihnen zur Auswahl:

- Er wurde einem Blindenheim verschickt.
- Er zierte für einige Stunden einen Waldrand, war tags darauf aber verschwunden.
- Bo's hatten einen Ersatzbaum – für alle Fälle – im Garten stehen.

# Vom Fast-Olympiasieger zum gebrochenen Mann ...

“*«When I get older, losing my hair, many years from now», beginnt einer der schönsten Beatles-Songs, «When I'm 64». Zwar habe ich noch einen längeren Weg bis dorthin (und Haare verliere ich auch noch keine), weil jedoch dann und wann sogar ein Vernünftiger, mache ich, als Demnächststeinmal-Fünfziger, meiner Frau den Gefallen eines Check-Ups beim Arzt, den ersten seit fünf Jahren. Und das, obwohl ich mich zur Zeit in der Form meines Lebens fühle und überhaupt keine masochistischen Züge in mir trage.*”

«Guten Tag, Herr Bornhauser! Aha, wie ich sehe, haben Sie seit Ihrem letzten Besuch vor fünf Jahren abgenommen, super.» – «Da wäre ich mir allerdings nicht so sicher, Herr Doktor.» Eine Vermutung, die die Waage umgehend bestätigt: 110 Kilogramm Lebendgewicht, fünf mehr als vor ebenso vielen Jahren. «Nun, das heisst, dass Sie pro Jahr ein Kilogramm zugelegt haben, Herr Bornhauser, wenn das so weitergeht, würden Sie in zwanzig Jahren 130 Kilogramm wiegen, das wäre ganz schlecht.» In Gedanken stelle ich mir vor, wie ich wohl, immer der Theorie des Medizinmannes folgend, mit 170 Jahren aussehen werde.

«Wie steht es mit dem Sport?» – «Grossartig-Herr Doktor, absolut grossartig. Ich jogge.» – «Wie bitte?» – «Wie ich schon sagte, Herr Doktor, ich jogge.» – «Regelmässig?» – «Zweimal die Woche, Herr Doktor.» – «Und wie lange, jeweils, Herr

Bornhauser?» – «Zweimal eineinhalb bis zwei Stunden.» Bingo! Der Mann in Weiss schaut mich eine Weile lang wortlos an. Klar, das hat er mir nun überhaupt nicht zugetraut. Mein Triumph ist perfekt. Geschieht ihm recht, weshalb plagt er mich mit meinem Übergewicht? Eigentlich schade, kann er solo keine Ola-Welle schlagen ... Die vier Worte, die danach über seine Lippen kommen, werde ich mein Leben lang nie vergessen: «Jogging? Bei Ihrem Körpergewicht?» Herr Doktor hat Schwein, sitzt ihm nicht Maxwell Silverhammer gegenüber. Anschliessend folgt ein kurzer Ausflug in die Niederungen der Arthrose, der malträtierten Knorpel, des Damoklesschwererts und der ausgeleierten Bänder. Frage an Sie, liebe Leserinnen und Leser: Kennen Sie zufälligerweise jemanden, der sich für ein Paar gebrauchte Adidas Lexicon in der Grösse 47 interessiert?

Ob man die Feststellung nun mag oder nicht, sie ist leider Tatsache. Mann ist nie so alt, wie man sich fühlt. Zu dieser Erkenntnis kommt man spätestens dann, wenn man – des fortgeschrittenen Alters wegen ... – zum ersten Mal



vom Arzt, wenn auch nur prophylaktisch, weil im medizinischen Checkbuch so vorgesehen, auf mögliche Beschwerden hin untersucht wird, die man bisher nur vom Witzeerzählen her kannte. Will heissen: Prostata (ja, ja, lachen Sie ruhig ...). Die darauffolgende Kontrolle des Blutdrucks ist geradezu Routine. Und bei mir zu hoch – Kunststück, wenn man auf dem Seziertisch liegt (der Herr Doktor meint zwar, ein zu hoher Blutdruck hänge in den meisten Fällen mit einem zu hohen Körpergewicht zusammen). Über weitere Checks und deren zweideutige Ergebnisse (Cholesterin und so) will ich Sie allerdings nicht langweilen, sondern zur eigentlichen Pièce de résistance kommen, dem Belastungs-EKG, welches allerdings nicht «vor Ort» in der Praxis, sondern im Spital gemacht werden muss.

Einige Tage später habe ich im Hospital anzutreten, das (pssssst!) vom Lärm her jedoch eher auf eine Grossbaustelle schliessen lassen würde. Weil exakt auf 08:10 Uhr bestellt, laufe ich zielstrebig an der «Patientenaufnahme» vorbei – in Richtung EKG-Raum. «Wohin wollen Sie?» fragt mich der Hausdrache. «Zum EKG, ich bin dort angemeldet.» – «Sie müssen sich zuerst registrieren lassen. Dort drüben, sobald der grüne Knopf leuchtet und Sie an der Reihe sind. Bitte!» Ich bin total verunsichert: «Auch wenn ich hochoffiziell angemeldet bin?» – «Alle.» Weil man der Regie nie widersprechen darf, tue ich wie befohlen. Beim Warten, es ist 08:08 Uhr, betrachte ich, der ich bei der Migros in Schönbühl für den Ankauf zeitgenössischer Kunst verantwortlich bin, ein Ölgemälde an der Gegenwart. Nun gut, über Kunst darf man sich bekanntlich (nicht) streiten, aber mir gefällt das Ding überhaupt nicht, diplomatisch ausgedrückt. Je länger ich das Bild betrachte, umso mehr Mühe habe ich damit. Wie kann man nur? Offenbar hat da jemand

von der Spitalverwaltung eher eine soziale, denn eine kulturelle Tat begangen, mit dem Kauf des Bildes, fürchterlich. Um 08:23 Uhr kommt eine Aufgeregte daher: «Ist hier ein Herr Bornhauser?» – «Ja.» – «Wir warten auf Sie, folgen Sie mir bitte.» Ich erkläre der Aufregung in Weiss die Situation. Wenn Blicke töten könnten, wären heute zwei Damen weniger unter uns. Aha, fast hätte ich es vergessen: Auf dem Weg zum EKG laufen wir am Ölbild vorbei. Unten ist eine kleine Plakette zu sehen: Geschenk der Genossenschaft Migros Bern.

Minuten später sind die prächtigen Brusthaare wegrasiert, die Elektroden montiert. Unter ärztlicher Aufsicht beginne ich mit dem Velofahren. Alle drei, vier Minuten wird der Widerstand der Pedale erhöht. Ich plaudere mit dem Arzt über das Krankenkassen-Desaster aus dem Hause Dreifuss und über Spitalfusionen. «140 auf 95», meldet die Schwester, dann «160 auf 95», einige Minuten später «175 auf 95», um dann auf «200 auf 95» zu steigern. Auch bei späteren Wortmeldungen bleibt der untere Wert immer bei 95. Nach einer Viertelstunde bricht der Arzt die Übung ab: «Das reicht vollkommen. Herr Bornhauser, ich gebe es zu, ich habe Sie total unterschätzt.» Na also, was wollen wir noch mehr? Freude herrscht! Vermutlich auch für das Spital: Nach dem Umbau wird es für Leute, die nach dem EKG pflotschnass sind, bestimmt auch einen Duschaum haben.

PS: Sie brauchen sich übrigens der Adidas Lexicon wegen nicht mehr zu bemühen, ich behalte sie – und kaufe mir aus lauter Freude noch ein Paar Nike Air Max.

# Wissen Sie denn, was ein(e) Alkoven ist?

“*Viele Leute beneiden unsere Familie für das, was wir alles erleben und in vielen Fällen – durch den Familienschreiberling – als Realsatire kurz zu Papier bringen. Nur: Ebenso viele Zeitgenossen erleben ebenso tolle Sachen, unterlassen es aber unverständlicherweise, die Menschheit an ihren Abenteuern teilhaben zu lassen. Besserung ist angesagt: In nächster Zeit werde ich Ihnen die eine oder andere Story weitererzählen, die Freunde von uns mitgemacht haben. Ecco, heute geht es um Bollas aus Seftigen, die letzten Sommer mit dem Camper unterwegs waren.*”

Es war wieder einmal eine dieser sogenannten einmaligen Gelegenheiten, die man sich im Leben unter keinen Umständen entgehen lassen durfte: Von einem Bekannten konnten Mario und Isabelle während einiger Tage einen Camper mieten, allergünstigst, einen Fiat. Nebst allem, was auf kleinster Fläche in einem Camper so dazu gehört – WC, Dusche, Lavabo, Külschrank, Küche, Tisch, Doppelbett, Einzelbett – gibt es auch eine(n) Alkoven. Laut Duden ist die/der/das Alkoven «eine Bettische». Bei den Campers wiederum ist es jenes Geschwür, das sich oberhalb der Fahrerkabine breitmacht und gewisse Aktivitäten relativ stark einschränkt.

Die erste Etappe führt Mario und Isabelle, die noch Manuel (12), Adrian (10) und Benjamin (5) aus Eigenproduktion mit-

führen, von ihrem Wohnort durch den Lötschberg schnurstracks Richtung Brig zum gleichnamigen Bad, wo, im späteren Nachmittag, nach einem ersten Standplatz für die Nacht gesucht wird. Fehlanzeige: Der Campingplatz (gebührenpflichtig) ist im Moment ausgebucht, so dass Bollas ihren Fiat im Warteraum (nicht gebührenpflichtig) abstellen und der Dinge harren, die da passieren sollen – und auch werden, wenn auch erst im Morgengrauen, in der Person des Campingplatz-Chefs, der Bollas mit dem Hinweis auf ihr vorschriftswidriges Parkieren polternd aus dem Schlaf weckt und auf eine ordnungsgemässe Anmeldung pocht. Eh ja, schlysslich schi mer zwar hie im Wallisch ir Neechi vom Rottu, aber no immer ir Schwyz – und da herrscht Ordnung.

Den Morgen verbringt Familie B. im Briger Bad, jedenfalls bis zu jenem Moment, da Adi die Rutschbahn anfänglich zwar in der dafür vorgesehenen Körperhaltung runterrutscht, in einer Kurve allerdings den Elch-Test nicht besteht, unvorhergesehenerweise auf den Bauch kippt, der Rutschbahn ebenso unvorhergesehenerweise eine ungefähr 20 cm lange Furche eingravierend, sein Tun jedoch – zack! – mit dem Verlust einer Schaufel Tribut zollt. Der Zahn bleibt anschliessend unauffindbar versunken. Immerhin: Bollas Adi kann zum Zahnarzt, sein Produzent hat cash zu bezahlen, weil das, so der Dentist, «am einfachsten für alle ist». Ob Mario eine Quittung erhalten hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Die Fahrt geht weiter in Richtung Süden, nach Mercozzo. Unterwegs macht sich ein ekliger Gestank breit. Da die Herren

Söhne nach einem kurzen Schnüffeltest ihrer Mutter als Ursache ausser Rang und Traktanden fallen, liegt die Vermutung nahe, dass mit dem Wagen selber etwas nicht stimmt. «Das kommt von draussen, kein Grund zur Beunruhigung», meint Mario. «Chasch danke, das isch im Outo inne», kontert Isabelle. Der pure Zufall gibt Mutter Bolla recht: Die Batterie des Fiats ist furztrocken. Zwei Liter destilliertes Wasser lösen aber auch dieses Problem.



Der stolze Camper-Inhaber hat unserem Mario einen geheimen Stauraum verraten, von wegen Zöllner und so. Und obwohl die Sache verlockend ist, kaufen Mario und Isabelle bei einem Ausflug nach Italien nichts Zollpflichtiges ein, bloss eine Flasche Nocino-Schnaps, für Mario quasi ein Heiligtum, weil in Schweizerlanden kaum erhältlich. Item: Trotz nun intakter Batterie riecht es sich im Camper wieder unangenehm, dieses Mal aus Richtung Getriebe. Auf dem Nufenen endlich wird Isabelle fündig. Eine in einem der diversen Stauräume vergessene gegangene und verfaulte Wassermelone stinkt vor sich hin, so dass sie in hohem Bogen entsorgt werden muss.

Apropos vergessen, wenig später rollt die Flasche Nocino einem völlig unvorbereiteten Mario entgegen, direkt vor die Füsse. Die intakte Etikette ist alles, was ihm von diesem Intermezzo als Erinnerung bleibt.

Auch genächtigt wird auf dem Nufenen – und für einmal schlafen die Buben, oben in der Alkoven, ausnahmsweise allesamt vor 01:00 Uhr ein, wäre da nicht plötzlich Adi, der sich mit

drei Worten in der Stille der Nacht meldet: «Mir isch schlächt!» Seine Eltern können die Tragweite des Satzes noch gar nicht erfassen, da kommt es bereits von oben herab. Plötzlich ist nachmittägliches Putzen und Waschen angesagt.

Natürlich ist der Wassertank leer und das Becken mit dem letzten vorhandenen Wasser wird im

Stress in hohem Bogen auf das endlich mal bequem hergerichtete Ehebett gekippt. Irgendwo im Stockfinstern rauscht und ruft draussen nicht der Berg, sondern ein Bach. Weil auch die Batterie der Taschenlampe leer ist, muss instinktiv, nach Gehör, nach Wasser gesucht werden.

Es gäbe noch vom einen oder anderen Malheur zu berichten, aber darauf legen die Bollas keinen grossen Wert. Eh ja, wen interessiert schon, unter welchen besonderen Umständen sie ihre Toilette entsorgt haben?

# Von wegen «April, April ...»

☹ Heimlichfeisse Realsatiriker (so wie ich) mit finsterer Gesinnung reiben sich zähnefletschend die Hände beim Betrachten des Kalenderblattes am ersten Apriltag, weil sie dann, hämisch lächelnd, ihre verborgene Lust ungesühnt ausleben und ahnungslose Zeitgenossen aufs Übelste aufs Eis resp. in den April schicken dürfen. Einfacher ausgedrückt: Schabernack erlaubt. Vielleicht erinnern Sie sich: Dieses Jahr wollte ich Ihnen – in Zusammenarbeit mit TeleBärn, Radio extraBERN und der Berner Zeitung BZ – weismachen, auf dem Gurten entstünde ein Golfplatz und sogar der weltbeste Golfspieler, Tiger Woods, sei zur Präsentation anwesend. So ein Gugus. 1. April hin oder her: Meine Kollegin Pascale Gerstmayer, Werbe-Frau bei der Migros, hat eine unglaubliche Story parat, die zwar am 1. April spielte, aber mit einem Scherzchen nichts zu tun hatte. Ganz im Gegenteil. ☹

Wer von Ihnen vornehmlich mit Büroarbeiten beschäftigt ist, weiss, dass es Sachen gibt, die man konzentriert und in Ruhe machen muss. Will heissen: Zu Hause, da man im Büro, unweigerlich, ständig gestört wird. Geht zuweilen auch Pascale Gerstmayer nicht anders. Weil sie das Kontieren einer ganzen Beige von Rechnungen «comme il faut» vornehmen will, nimmt sie das Zeug am Abend mit.

Nach einer ganzen Weile sind die Zahlungenvisen auf den vielen Rechnungen perfekt ausgefüllt, so dass der Feierabend mehr als verdient ist. Zusammen mit eini-

gen anderen Hausaufgaben kommen die besagten Rechnungen am nächsten Morgen zurück ins Büro. Dort angelangt, sucht Pascale sie dann allerdings vergeblich. Schtärmecheib, sie würde sie doch nicht etwa beim Zusammenräumen am Vorabend, von der Müdigkeit unkonzentriert geworden, irrtümlicherweise ... ins Altpapier gelegt haben?

Ein Anruf zu Hause – Gatte Manfred, Chef des Migros-Restaurants Ostermundigen, hat seinen Dienst noch nicht angetreten – lässt Schlimmes befürchten, da die Beige bei Gerstmayers «privat» nirgends mehr vorhanden, das Altpapier jedoch Minuten zuvor, genau nach Fahrplan, vom Lastwagen abgeholt worden ist. Panikartiger Anruf bei den Gemeindebetrieben. Dort ist die Auskunft unmissverständlich: «Keine Chance, gute Frau, die Papiere zu finden. Nach seiner Sammeltour fährt der Camion mit den 3,5 Tonnen Altpapier direkt nach Deisswil.»

Spätestens jetzt hätte wohl jede und jeder unter uns die Suche abgebrochen und wäre in Richtung Kirchenfeldbrücke losmarschiert. Nicht so Pascale Gerstmayer, obwohl sie in diesem Augenblick glaubt, Finanzchef Sydney Peter Allanson werde sie, sobald er von ihrem Missgeschick erfährt, «mindestens umbringen» (was er allerdings, so konnte er mir glaubhaft versichern, nicht getan hätte. Anmerkung des Schreibenden). Mit dem Mute der Verzweiflung und des Pflichtbewusstseins steigt Pascale, zusammen mit ihrer Kollegin aus der Dekorations-Abteilung, Sandra Bangerter, ins Auto und fährt schnurstracks zur Papierfabrik nach Deisswil, wo bereits Gatte Manfred wartet. Dort zeigt man dem Trio die Stelle, wo der Camion aus Ostermundi-

gen kurz zuvor seine Ladung abgeworfen hat, inmitten von riesigen Papierbergen.

Der Angestellte der Papierfabrik nimmt Pascale und Sandra den allerletzten Funken Hoffnung: «Meine Damen, das können Sie glatt vergessen. Kürzlich hat jemand vermutlich 40'000 Franken auf ähnliche Weise entsorgt und stundenlang gesucht. Erfolglos.» Dennoch versuchen es die beiden Frauen, mit tatkräftiger Unterstützung des Herrn Gerstmayer.

Während über zwei Stunden wühlen sie sich durch Ostermündiger Altpapier, und wühlen, und wühlen. Bis zum Moment, da ein Schrei quer durch Deisswil geht: «I g ha set!» Unglaublich, aber wahr: Mit dem Glück der Tüchtigen sind die drei zwar nicht auf Öl, aber auf ebenso Wert-

volles gestossen – auf die ganze Beige Rechnungen, die, Wunder Nummer 2, völlig unbeschädigt inmitten der gewaltigen Altpapierlandschaft liegt.

Man kann sich lebhaft vorstellen, wie die beiden sich in diesem Moment vorgekommen sind, frei nach Queen: «We are the champions!» Auch die Angestellten

der Papierfabrik trauen ihren Augen nicht, halten mit einer Polaroid-Kamera den

Augenblick fest. Ihr

Realsatiriker, sonst

einer, der eher mit

dem gleichnamigen

Finger auf andere Zeitgenossen

zu zeigen

pflegt, verneigt sich,

zum ersten Mal seit

Jahren, vor diesem Ein-

satz und, vor allem, vor

dieser Arbeitseinstellung

und diesem vorbildlichen

Pflichtbewusstsein.



# Und nächste Woche, da gehen wir alle barfuss zur Arbeit.

“ **Behauptung:** *Wir Schweizerinnen und Schweizer sind das pflegeleichteste Volk dieser Welt. Denn wir tun das, was man uns von oben verordnet, anstandslos. Wir nehmen gewisse Gegebenheiten als gegeben an, ohne zu maulen. So warten wir uns zumindest am Wochenende dumm und dämlich, bis eine Telefonistin beim 111 endlich den Hörer abnimmt (und bezahlen der Swisscom dann womöglich anstandslos eine falsche Auskunft). Wir lassen es zu, dass, eines neuen Gesetzes wegen, bei Fussgängerstreifen die Unfallhäufigkeit dramatisch ansteigt. Und neuerdings kleben wir sogar Zettelchen neben den Auto-Tacho.* ”

Glaubt man einem Schreiben der Polizei- und Militärdirektion des Kantons Bern, so gibt sich die Schweiz neuerdings EU-kompatibel: «Reifen müssen sich für die mögliche Höchstgeschwindigkeit des Fahrzeugs eignen. Wird diese Bedingung von Reifen mit der Zusatzbezeichnung M+S nicht erfüllt, so muss am oder unmittelbar beim Geschwindigkeitsmesser eine Aufschrift angebracht werden, die gut sichtbar auf die für die Reifen zugelassene Höchstgeschwindigkeit hinweist. Die Reifen müssen in diesem Fall bei Motorwagen für mindestens 160 km/h, bei Motorrädern, Klein- und dreirädrigen Motorfahrzeugen für mindestens 130 km/h geeignet sein. Somit dürfen neu Winterreifen im Sommer

ausgefahren werden, wenn die oben erwähnten Bedingungen erfüllt sind.»

Mit Verlaub: Was soll dieser amtliche Schwachsinn nun schon wieder? Und wenn Sie mein Verhalten als Anarchie und Aufruf zum Ungehorsam bezeichnen: Das Ding kommt bei uns nicht ins Auto. Aus Prinzip. Szenenwechsel: Ein Rückruf beim Strassenverkehrsamt zu Bern ergibt nach drei «Das-weiss-ich-auch-nicht,-das-müssen-Sie-jemand-anderen-fragen» beim vierten Gesprächspartner, dass dieses neue Gesetz «eine wunderbare Sache» ist. Meine Rückfrage nach dem angeblich Wunderbaren zeigt auf, dass die Winterpneus neu nun auch im Sommer gefahren werden dürfen. Frage: «War das denn bisher nicht gestattet?» – «Doch, im Prinzip schon.» – «Herr K., mal ehrlich: Fahren Sie Ihre Winterpneus im Sommer ab?» – «Nein, natürlich nicht.» Und wozu denn das Ganze? Laut unserem Beamten ist es «auch eine versicherungstechnische Frage», falls ein Reifen platzen sollte. Aha. «Und wer will mir beweisen, wie schnell ich effektiv gefahren bin, sollte es jemals einen Reifen verjagen? Wird als nächstes ein Fahrtenschreiber obligatorisch?» Der Mann vom Amt fühlt sich plötzlich bedrängt: «Was soll diese Fragerlei? Ich bin nicht für das Gesetz verantwortlich, ich kann schliesslich nichts dafür, wenn solche Sachen vorgeschrieben werden!» Soso, da haben wir es also. Herr K. tut nur seine Pflicht. Wie (zu) viele andere in diesem unserem Lande auch.



Der Freund und Helfer, so erfahre ich einige Minuten später am Telefon, ist «ausschliesslich für die Einhaltung der Gesetze zuständig», nicht für deren Aufstellung. Und mögen sie noch so unsinnig sein. Also schon wieder Leute, die nur ihre Pflicht tun – und jene büssen werden, die keinen Phöchlüber neben dem Tacho haben. Immerhin kann mir die Polizei glaubhaft versichern, dass Tempo 160 auf unseren Autobahnen trotz des Klebers nicht gestattet sein wird. Andernfalls wird der Ausweis (nicht der Kleber) eingezogen. Wozu also der Kleber? «Das ist ein politischer Entscheid», heisst es. Jessesgott, als ob Politik automatisch mit Vernunft gleichzusetzen wäre. Aber lassen wir das.

Derartige Ver(un)ordnungen regen die Fantasie eines jeden Realsatirikers an. Was nun, wenn uns der Gesamtbunderrat demnächst befiehlt, nächste Woche, aus Solidarität den haitianischen Voodoo-Tänzern gegenüber, nur noch barfuss zur Arbeit zu erscheinen? Was dann? Selbstverständlich werden wir Schweizer unseren Sieben Weisen gehorchen – und sofort, im Sinne einer Prophylaxe, in der Drogerie ein Pack Neo-

citram posten, oder ein Röhrchen Alcacyl. Und barfuss zur Arbeit erscheinen. Jede Wette.

Denkbar wäre nun auch, dass der Kanton Bern bahnbrechend Wasser sparen möchte. Um dieses Ziel zu erreichen, wird zwingend vorgeschrieben, dass das Badewasser von Privathaushalten nur noch ab einem gewissen, vom Buwal vorgeschriebenen Verschmutzungsgrad «s Loch ab» gelassen werden darf. Der dazu geeignete und geeichte Schmutzmesser – von Simonetta Sommaruga, vom Kasensturz, der Empfa und dem Frauenverein für zerstreut wohnende Protestanten empfohlen – muss bis Ende 1999 unmittelbar neben dem Wasserzähler montiert werden. Was machen wir Schweizer, was? Exakt: Der BLICK widmet dem Gugus drei Titelseiten (Motto «Geit's no?»), wir unsererseits schreiben ein paar geharnischte Leserbriefe, geben unserer Entrüstung Ausdruck – und montieren den besagten Schmutzmesser. Schön artig. Allerspätstens bis Ende November 1999. Jede Wette.

# Wenn der eigene Alptraum Wirklichkeit wird ...

“Gute Frage, die Sie sich da stellen: Schreibt sich ein unschöner Traum wirklich so wie in der Überschrift dieser Kurzgeschichte? Heisst es nicht, korrekterweise, *Alptraum*? *Alptraum gar*? Laut NZZ ist die erste Version richtig, mit *b* – viele andere Medien schreiben das Ding, wie es sich für unser Alpenland eigentlich gehören würde, mit *p*. Ich habe mich für den guthelvetischen Kompromiss entschieden, so wie er von vielen Politikerinnen und Politikern hochgehalten wird. Sie sehen selber, wie tauglich das ist.“

Was Handfertigkeit anbelangt, so bin ich eine offiziell anerkannte Nullnummer, für gar nichts zu gebrauchen. Weil man bekanntlich aber selbst im hohen Alter immer noch dazulernen kann und soll, versuche ich es immer wieder – mit allerdings mässigem Erfolg. Immerhin: Meine Bekanntinnen und Bekannten loben meinen ungebrochenen Willen zur Selbstüberwindung (obwohl sie sich vermutlich in erster Linie über meine Handunfertigkeit bestens amüsieren).

Kürzlich haben wir – intelligenterweise während unserer Ferien – die Innenwände unserer Behausung neu streichen lassen (durch einen Fachmann). Dieser Umstand tönt nach gar nichts, ist es jedoch überhaupt nicht. Alle Zimmer mussten nämlich vorübergehend geräumt und sämtliche Bilder entfernt werden. Malermeister Rettenmund aus Bern hat ganze Arbeit geleistet. blieb uns nach der Rückkehr aus Italien nur noch,

die Möbel wieder aufzustellen sowie die Bilder und die Garderobe aufzuhängen. Peanuts. Ein Kinderspiel.

Ein schlimmer Traum hatte mich in der Nacht zuvor schweissgebadet aufwachen lassen: Ich sah mich selber (was für ein Erlebnis!) beim Zusammensetzen des Bauernschaftes. Alles ging erstaunlicherweise wie vorgesehen über die Bühne, bis ich im letzten Moment – beim Schliessen der beiden Türen – feststellen musste, dass ich vergessen hatte, die vordere Mittelstütze einzusetzen, so dass zwischen den beiden Schranktüren eine senkrechte Öffnung von zwölf Zentimetern Breite die Blicke über die gesamte Höhe ins Innere offenliess. Am Morgen erzählte ich der Familie davon. Allgemeines Gelächter, gespickt von der Schlussbemerkung meiner Frau, dass sie sich «ja über gar nichts wundern» würde. Liebe Leserin, lieber Leser: Nur einmal dürfen Sie raten, was mir zwei Stunden später passiert ist. Exakt.

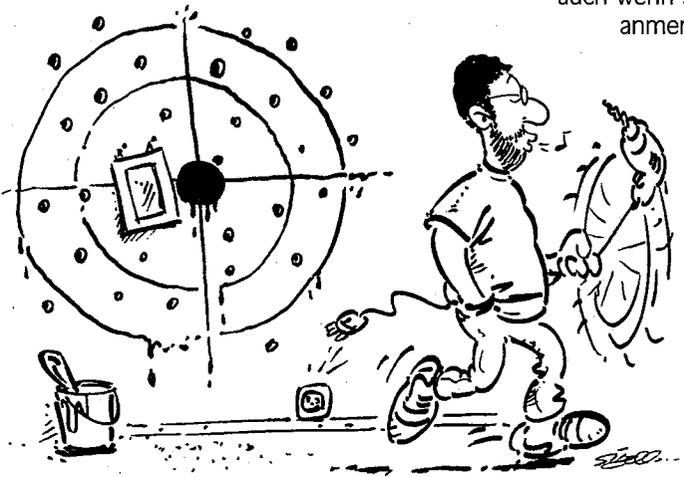
Das grösste Bild bei Bornhausers misst 163 Zentimeter in der Höhe und deren 119 in der Breite. Ist doch klar: Jeder auch nur einigermaßen gebackene Zeitgenosse würde, bevor er mit dem Bohren der Löcher beginnt, mehrmals überprüfen, ob die Distanz zwischen den beiden Bohrmarkierungen an der frischgestrichenen Wand mit jener der beiden Haken an der Rückwand des Rahmens übereinstimmt. Ich hingegen mache das anders, my way, frei nach Frank Sinatra (wie, das wird nicht verraten). Mit dem Ergebnis, dass die beiden Haken waagrecht perfekt auf den beiden Schrauben aufliegen würden, liesse sich der

Rahmen überhaupt hängen. Wie sich beim Nachmessen herausstellt, fehlen zur Durchführbarkeit ganze drei Zentimeter. Meine Frau schüttelt verständnislos den Kopf, ich selber bin durchgeschwitzt, fluche wie ein Rohrspatz über mich selber und könnte heulen. Einzig Dominique, die junge Frau auf dem Bild, lächelt geheimnisvoll weiter.

Gegen Abend bringt Monika eine neue Garderobe nach Hause. Lausige acht Löcher gilt es in den Stein zu bohren. «Wäre es nicht gescheiter, René Mayer oder Gilbert Doyon zu rufen?» will sie besorgt wissen. Ich verneine, brauche keine Hilfe unserer Nachbarn, auch wenn sie Profi-Handwerker sind, denn schliesslich habe ich aus dem Abenteuer mit Dominique gelernt. Das Bohren erweist sich als schwieriger als angenommen, trotz der Tatsache, dass ich meine über 100 Kilogramm als Druckmittel einsetze. «Geits?» erkundigt sich René, der zufälligerweise vorbeischaute. «Ja, schon, aber der Bohrer kommt kaum vorwärts.» – «Wäre ich du, ich würde auf Schlagboh-

ren umstellen.» – «Wie kann man das?» René, souverän geng wie geng, zeigt auf einen Hebel, von dem ich mich schon seit zehn Jahren frage, wozu der gut sein soll. «Merci, René! Es geht schon viel besser!» übertöne ich den Lärm des Schlagbohrers. «Es würde noch viel besser gehen», so stellt er schmunzelnd fest, «würde der Bohrer nicht in der verkehrten Richtung drehen ...» Aha. Und siehe da – die acht Löcher sind im Handumdrehen gebohrt. Scho wyder öppis glehrt.

Auch einen neuen Teppich wollen wir. Die Masse sind klar: Höchstens 255 cm in der Länge und 210 in der Breite. Können Sie mir vielleicht sagen, weshalb ich von Möbel Pfister im Shoppyland zwei Teppiche in den Grössen 227x283 und 237x268 zur Auswahl mit nach Hause schleppe und dafür eine weitere Runde Kopfschütteln aus der Familie ernte? Es ist zu vermuten, dass sich auch Möbel-Pfister-Chef Fredy Gyger und Teppich-Boss Paul Uebersax insgeheim so ihre privatpersönlichen Gedanken über ihren wenig begnadeten Kunden machen, auch wenn sie sich überhaupt nichts anmerken lassen. Sygseso.



# Liebes Atelier 5: Bitte hilf uns zügeln!

“ Über die Art und Weise, wie das Berner Architekturbüro Atelier 5 seine Projekte realisiert, da kann man ruhig geteilter Meinung sein. Zumindest eines darf man den Leuten attestieren: Sie ziehen ihre Linie konsequent durch – schon allein diese Tatsache hebt sie wohlthuend von vielen anderen Architekten und Bauherren ab, die sich um architektonische Kompromisse verdient machen. Eines ist aber ebenso sicher: Eine «Züglete» aus einer Atelier-5-Wohnung, mit ihrem ebenso eigenwilligen Innenleben, grenzt an Masochismus. ”

Tatort Flamatt: Judith, meine Schwägerin, zieht mit André in ein neues Haus. Mit anderen Worten: Es darf gezügelt werden. An einem Samstagmorgen. Mit von der Partie: Regisseur André, Pia, Röfe, Corinne, Marcel, Fredy, Nader, Pesche und ich. An Judith selber ist der Kelch haarscharf vorbeigeflogen: Schwein gehabt, sie arbeitet heute nämlich (wobei ich es für ein böses Gerücht halte, dass sie sich selber den Einsatzplan geschrieben haben soll). André hat, comme il faut, einen Kleintransporter organisiert, mit Hebebühne und so. Angeschrieben mit «www.sonnenhof.ch». Eh ja, man weiss ja nie.

«Beton isch gmüetlech» widerspiegelt sich, grau in grau, in den Wohnüberbauungen des Atelier 5. Ob ihre

Erbauer auch darin hausen? Wahrscheinlich schon, aber mit Sicherheit legen sie bei einer «Züglete» nicht selber Hand an. Sie werden schon wissen, weshalb. Anyway. André gibt gleich zu Beginn unserer Darbietung Details: «Am schwierigsten wird es mit dem Lättlirost des Doppelbetts.» Im Gegensatz zu normalen Bananenschachteln, die immerhin noch ganz knapp ohne Verrenkungen mit bleibenden Körperschäden die Wendeltreppe hinuntergetragen werden können, muss das Gestell durch das Schlafzimmerfenster, welches sich aber nicht vollständig öffnen lässt, gestossen, gehievt und gehoben werden. Doch davon später.

Beim spontanen Fluchen auf der Wendeltreppe, auf welcher zwei Leute nicht aneinander vorbeikommen, kommt mir inter-



essanterweise das berühmte Haus von Architekt Frank Lloyd Wright in den Sinn, in welchem, Irrtum vorbehalten, «North by Northwest», einer der berühmtesten Alfred-Hitchcock-Filme spielt (in jenem, wo zum Schluss die Gangster dem US-Präsidenten den Buckel runterrutschen, am Mount Rushmore, Sie wissen schon, mit Cary Grant). Dieses geniale Haus, «Fallingwater», ist zwar auch eine einzige Steinkonstruktion, aber die breiten Treppen im Inneren verstossen in keinsten Art und Weise gegen die Menschenrechte – ganz im Gegensatz zu diesem Ding hier. Wele [REDACTED] het die Schträge hie konstruiert? Dä söu emau cho häufe zügle!» schreie ich mir, das I-FEEL-GOOD-T-Shirt total durchgeschwitzt, bei einem waghalsigen Balanceakt mit einem kleinen Möbeln in den Armen, zur Seele hinaus. Isch doch wahr ... Apropös Architektur: Corinne, dies nur nebenbei, beginnt demnächst mit ihrem Architekturstudium. Ich schätze, sie hat etliches an Anschauungsunterricht mitbekommen, durchaus nicht bloss Schlechtes.

Alles wird zur Wohnung hinausgetragen; alles, jede Untertasse, jede Blumenvase, alle Weinflaschen, auch der verstaubte Algerier, bis es zum Schluss in der leeren Wohnung wirklich kein Entrinnen mehr gibt: Der Lättlirost des Doppelbetts im Schlafzimmer muss raus. Wir Mannen einiger uns darauf, dass die Ladies ein Time-Out nehmen können.

Der geneigte Leser wird sich leicht ausrechnen können, dass jemand, der sötige Wendeltreppen plant und einbaut, auch nicht willens ist, normalformatige Fenster in die Wand zu betonieren. Unsere Herausforderung (will heissen: das Fenster) ist ungefähr 30 cm breit und 220 cm hoch. Dummerweise lässt sich das Scharnier nur bedingt öffnen, so dass an ein ordentliches «Durchzugs-

manöver» nicht zu denken ist. Wunderbar. Wäre jetzt ein A5-Mann hier, ich würde ... Aber lassen wir das.

André, Röfe, Marcel, Nader und Pesche beginnen damit, den Lättlirost durch das Fenster zu stossen. Gleichzeitig müssen sie ihn paradoxerweise zurückhalten, damit das Unding nicht nach einem freien Fall auf der Terrasse zerschellt. Fredy und ich warten eine Etage tiefer auf unseren Einsatz. Fredy stellt sich auf einen wackeligen Stuhl, damit er so schnell als möglich zupacken kann. Vor meinem geistigen Auge sehe ich schon die zutreffende Passage des Versicherungsformulars: «Beschreiben Sie den Hergang des Unfalls.» Zentimeter für Zentimeter neigt sich das Gestell zu Fredy und mir runter, ähnlich der Titanic, kurz bevor Leonardo zu Fischfutter mutierte. Ganz süüüferli nehmen wir das Ding in Empfang. Derweil speeden Marcel und Röfe, die oben inzwischen losgelassen haben, zu uns runter, um uns, im wahrsten Sinne des Wortes, zu unterstützen. Nach einigen Minuten haben wir es geschafft. What a feeling!

Ich bin mir ziemlich sicher, dass Aude und Iwan, zwei gute Bekannte aus dem Appenzöllischen, diese Zeilen hier nicht lesen werden. Zum Glück nicht lesen werden, weil sie sonst womöglich noch auf den dummen Gedanken kommen könnten, mich als Zügelmann zu engagieren. Aude und Iwan lassen sich nämlich demnächst in Bremgarten nieder. In einer Überbauung des ... Atelier 5.



# Von einer Traumhochzeit im Shoppyländ

“ Ich bin ein Mann mit Grundsätzen, aus Prinzip. Wenn ich mir einmal eine Meinung zu Öppisem gemacht habe, dann bleibt es dabei, basta. Der Prinzipien wegen. Und so. Und überhaupt. Dazu gehört zum Beispiel, dass ich mir selber den Eid abgenommen habe, nie über die sogenannte Traumhochzeit, wie sie im Mai 1998 im Shoppyländ stattgefunden hat, zu schreiben. Szenenwechsel: Die Herausgeber der «Shoppyländ-Zeitung» haben mich schlicht genötigt, als ehrenamtlicher Kolumnist zu wirken. «Wir wollen aber nichts Aufgewärmtes von dir, hörst du, nichts, was schon einmal in ähnlicher Form in einer Zeitung zu lesen gewesen wäre. Hast du das kapiert?» heisst es unmissverständlich, ganz nach dem Motto: «Wer schon nichts bezahlt, darf wenigstens Forderungen stellen.» Henusode, hier also noch nie Gelesenes: Einige Episödden rund um die Traumhochzeit von Sylvia und Thomas. Nur damit keiner daherkommt und behauptet, ich sei ein sturer Bock. ●●

Sollte ein Gschtudierter einmal eine Dissertation mit Newswert schreiben und seinen Doktor machen wollen, dann müsste er sich mit der Rolle der Medien im Fall der Traumhochzeit befassen. Während Wochen ist die Story nämlich überhaupt keine Story – aktiv angegangene Journalisten winken schnöde ab: «So ein Kommerz-Quatsch, das interessiert doch keine seriöse Zeitung.» Sygseso, diese Meinung ist zu akzeptieren. Wie sich dann die Konsumenten-Sendung «Espresso» auf DRS 1 mehrmals der Sache annimmt und sogar einen Pfarrer präsentieren kann, der öffentlich gegen die Trauung im Konsumtempel donnert, da ist es um die Medien plötzlich geschehen. Während Wochen ist die Traumhochzeit das Thema. SAT1 ruft an, RTL erkundigt sich, die Macher von Röbi Kollers «Quer» wollen einen exklusiven Eigenbericht, die Tagesschau von SF1 auch, également les chers amis de la presse romande, dito «10 vor 10», die Berner Zeitung erkundigt sich mehrmals im Detail zu Händen der geneigten Leserschaft, ebenso der Bund, der Tages-Anzeiger, der Blick, die Aemme-Zytig und die Grauholz-Post, die Schweizerische Depeschentagatur sda, Facts undsoweiterundsofort. Selbstverständlich berichten die Medien im Vorfeld der Hochzeit, comme il faut bei einem derartigen (Zitat) «Quatsch», grösstenteils abschätzig-kritisch über die Sache.

Hochzeitstag. Auch den obersten aller Migros-Bosse, Jules Kyburz, interessiert die Traumhochzeit im Shoppyländ. Frühmorgens schreitet er durch jenes Einkaufszentrum, das er seinerzeit selber geplant und 1975 eröffnet hat. Der präsidiale Besuch lässt die beiden Hochzeitsmacher, Peter Surbeck (von der sda conse-

quent als Viktor benannt) und Alfred-Louis Roth, leer schlucken. Vermutlich vor lauter Ehrfurcht verabschiedet Alfred-Louis seinen höchsten Chef mit «Adieu, Herr Surbeck».

Auch TeleBärn berichtet in den Wochen vor der Feier mehrmals vom Glück der Sylvia und des Thomas. Zum Anlass selber kommt Redaktor Roger Baur eine Spur zu freizeitleich gekleidet. Panik. «So, im Polohemd, kann ich unmöglich ein Interview mit der Braut machen. Was würden unsere Zuschauer denken?» schätzt der TV-Mann die Situation ein. Manfred Schneider, Leiter des MM im Shoppy, kann aus der Patsche helfen – mit einem M-Veston, so dass Roger B., als rasender Reporter vor der Kamera, durchaus eine gute Falle macht.

Kein neues Modell aus der Steiff-Plüsch-tierkollektion ist Reto Sopranetti, trotz Qualitätsknopf im Ohr: Weil im Vorfeld der Shopping-Hochzeit einige, wie sie selber am Telefon sagen oder auf Karten schreiben, «bekenkende Christen» unverhohlen mit Störaktionen drohen, ist auch der Sicherheitschef der Migros Aare an diesem Samstag auf Achse, mit Minik(n)opfhörer im Ohr; glücklicherweise, ohne jemals eingreifen zu müssen.

Das heisst ... Eingreifen muss er, genau genommen, eben doch, der Kollega Sopranetti. Nach der Trauungszeremonie bei Möbel Pfister fährt die gesamte Gesellschaft nach Schloss Hünigen, allerdings ohne das Brautpaar, das längere Zeit wie bestellt und nicht abgeholt vor dem Shoppy steht und auf den luxuriösen Bentley wartet, der sie zum wartenden Helikopter fahren soll. Aber nichts passiert, bis besagter Security-Boss herausfindet, dass Bentley-Chauffeur und Heli-Pilot hinter dem Einkaufszentrum

einträchtig miteinander parlieren und den Zeitplan ihrer Gäste total vergessen.

Apropos Vergessen: Der ganze Anlass wurde bekanntlich von A bis Z durch die 65 Geschäfte im Shoppy organisiert und bezahlt, die Hochzeitsgesellschaft musste kein einziges Mal ein Portemonnaie zücken. Das führte dann, im Verlauf des späteren Abends, zu einer Art Situationskomödie, als bei einem Spiel mit den «Flüg Züg»-Jongleuren, jemand eine 10-Franken-Note hätte deponieren sollen – niemand aber eine söttige bei sich hatte.

Mit den Medien haben wir diesen Kurzbericht begonnen, mit zwei heiteren Intermezzi aus der weiten Welt der News-Macher wollen wir ihn beschliessen. Fast alle Journalistinnen und Journalisten, die den Anlass vorher kritisch hinterfragt haben, wollen zur Trauung mit dabei sein, umsverworgen, selbstverständlich in der ersten Reihe. «Würden Sie sich bitte in ein Einkaufswägel setzen, damit Ihr Mann Sie im Shoppyland rumstossen kann?» ist sogar an die Adresse der Braut zu hören. Dieser Wunsch bleibt unerfüllt. Und: Der «Berner Bär», der zusammen mit dem Shoppy das Patronat über die Trau-hochzeit hat(te), berichtet, Tage später, in seiner Reportage darüber, wie Sylvia und Thomas die Hochzeitsnacht in einer stilvollen Suite des Bellevue-Palace verbracht haben. Der Bericht muss jedoch Tage zuvor geschrieben worden sein, denn die besagte Suite wurde vom Nobelhotel ungeschickterweise anderweitig vergeben, wie man um 02:00 Uhr an der Réception leicht verdattert feststellen musste ...

# «Bo, wollen Sie uns hochnehmen?»

“Hier möchte ich Sie nicht mit einer einzigen Geschichte, sondern mit vier verschiedenen Episödden erfreuen, von denen jedes natürlich auch eine Story für sich ist ...”

Anlässlich der letzten HalbpPreis-Aktion im Sommer 98 habe ich mir den Luxus teurer Rennskis geleistet. Mitte Dezember nun wurden die Bretter eingeweiht. Zuerst noch zaghaft auf den gelb-schwarzen Rossignols hin- und herrutschend, werde ich im Verlaufe der ersten Abfahrt immer sicherer. Nach zehn Minuten hätten mich selbst drei Kamelbuckel nicht mehr verchlüpfen können. Zum Schluss der allerersten Abfahrt mit den nigelnagelneuen Skis setze ich bei der Talstation in Vercorin zum Abschwingen an. Plötzlich taucht – aus dem Nichts – ein schätzungsweise Fünfjähriger in der Gegenrichtung auf, volles Rohr, unfähig zu bremsen, wie von Geisterhand gelenkt, einer Cruise Missile ähnlich. Vater Bornhauser hat er genau im Fadenkreuz. Jessesgott, was nun? Den Kleinen zu Kleinholz fahren? Pfu. Also breche ich den Schwung ab und weiche in extremis aus, direkt auf die (unbeschnittene) Strasse. Quizfrage: Wissen Sie, wie ein mittlerer Landschaften aussieht? Prima. In etwa so präsentieren sich die Kanten und der Belag.

Daniel aus Äbike ist fünf Jahre alt. Vor allem aber ist Daniel mein Göttibueb. Wie es sich für einen rechten Götti gehört, rufe ich Dani vor Weihnachten an. Er nimmt gleich selber den Hörer ab. «Dani, was möchtest du zu Weihnachten von

mir?» – «Einen Nintendo 64!» kommt umgehend retour. Zwar habe ich keine Ahnung, was das genau sein soll, ein Nintendo 64, aber instinktiv stelle ich mir darunter ein Spiel für den Gameboy vor, vermutlich etwas mit Schachfiguren. Oder so. «Wenn Dani einen Nintendo 64 vom Götti will, dann bekommt Dani auch einen Nintendo 64 vom Götti.» Mein Göttibueb ist entzückt. Ohne nach seinen Eltern zu fragen, hänge ich wieder auf. Schliesslich ist der Mann selbst, sagt uns ein Sprichwort. Am nächsten Nachmittage tauche ich im M-electronic-Studio Shoppyland auf: «Kann mir jemand sagen, was ein Nintendo 64 ist?» bekommt die Runde gefragt. Einige staunen, einzelne schmunzeln, Margrit Joss schüttelt ungläubig den Kopf. Nur Antwort kommt keine, vermutlich weil die Frage unklar gestellt wurde. Deshalb gibt es ein da capo. «Bo, wollen Sie uns hochnehmen? Jedermann weiss doch, was ein Nintendo 64 ist!» Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel. «Könnte mir jemand freundlicherweise einen Nintendo 64 holen und gleich in Geschenckpackung einwickeln?» Margrit Joss verschwindet und kommt mit einer verhältnismässig grossen Schachtel zurück: «Macht 198 Franken.» Klein-Dani hat Gross-Götti, wie einen Fussballgoalie, voll auf dem falschen Fuss erwischt. Ich werde wohl Gotte Barbara um eine Kostengutsprache angehen müssen.

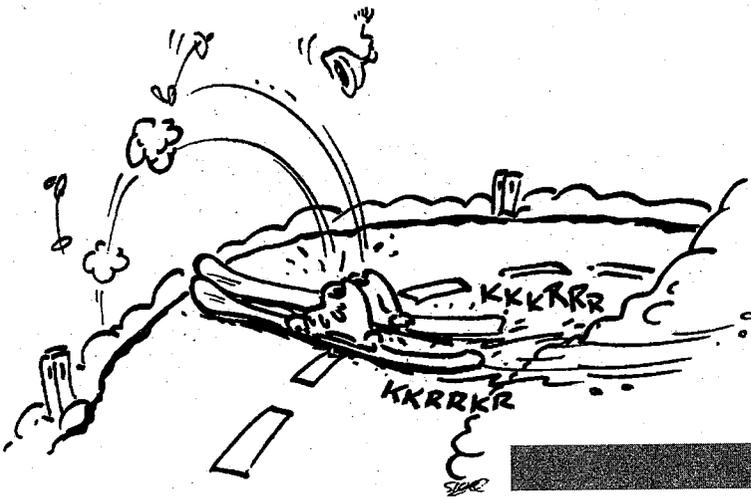
Apropos Fussball. Da war doch letztes Jahr diese Weltmeisterschaft in Frankreich. Während dieser Zeit waren die Buben aus Claudias Klasse nur noch an den Kickern interessiert, und sonst an gar nichts mehr. Dieses Interesse manife-

stierte sich dadurch, dass während der Pausen Bilder der Stars aus Kaugummipackungen die Runde machten. Ein regelrechter Tauschhandel entstand. Den nichtbeachteten Mädchen blieb gar nichts anderes übrig, als sich mit guten Fussballer-Bildli bei den Jungherren in Erinnerung zu rufen. Auch Claudia wollte da nicht zurückstehen und tauchte in einer Tauschrunde mit einem veritabeln «Trumpf Buur» auf. Mit dem Foto von Laurent Dufaux.

Meine Frau hat eine jüngere Schwester; Judith, ihrerseits seit über einem Jahr mit André verbandelt (siehe auch Seiten 144/145). Und so kam es halt, dass André und mein Schwiegervater, der ja unter Umständen auch einmal Andrés Schwiegervater werden könnte (Sie können noch folgen?), sich eines Tages kennengelernt haben. Dieser für die Familiengeschichtsschreibung historische Moment fand bei André zu Hause statt. Auch Monika und ich waren eingeladen, sozusagen als Ablenkungsmanöver. Oder Conférenciers, isch ja o wurscht. Schwiegervater, auf sein gutes Image bedacht,

bringt André als Präsent eine schön verpackte Schachtel mit, von der sich erahnen lässt, dass sich darin eher eine Flasche, denn ein Autoreifen verbirgt. Sorgfältig, wie es sich gehört, packt André das Mitgebrachte aus, eine kunstvoll bedruckte Schachtel, die eine feine Flasche Armagnac schützt. Würdevoll wird die Flasche herausgezogen. Schade bloss, ist sie ... halbleer. Peinliches, betretenes Schweigen allenthalben. Wie sich dann anschliessend in einer Runde der Selbstfindung herausstellt, hat Schwiegervater die Flasche vor schätzungsweise zwanzig Jahren selber einmal als Geschenk erhalten, den Inhalt wahrscheinlich mit Kollegen probiert und die Flasche dann, samt Schachtel, fein säuberlich in den Weinkeller gelegt. Und was lernen wir daraus? Es gibt sinnvollere Geschenke als alkoholische Getränke.

(Für die Nichtsportler unter Ihnen: Laurent Dufaux ist Velorennfahrer.)



# «Ich, zur Migros? Dass ich nicht lache ... Nie!»

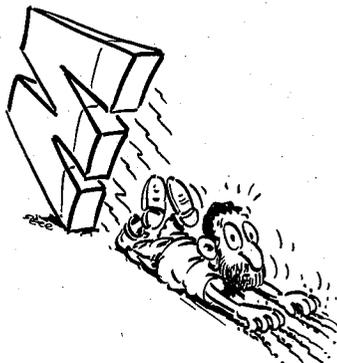
“ Sie wissen es: Ich habe das unverschämte Glück, bei der Migros Aare in Schönbühl einen absoluten Traumjob ausüben zu dürfen. Viele Leute beneiden mich – zu Recht – darum. Und viele haben (sich) schon gefragt, wie ich es denn seinerzeit geschafft hätte, mir ausgerechnet diesen begehrten Stuhl unters Phudi zu reissen? Nun, das ist eine Story für sich. Ich flüstere Ihnen was: Eigentlich bin ich ja der total falsche Stelleninhaber. Denn: Weder war ich gefragt, noch wollte ich überhaupt. Und so ergab es sich halt. ”

Wir schreiben den Sommer 1985. Zusammen mit Generalsekretär Hans Schneider, Barbara Siegenthaler und Lilian Schlatter arbeite ich in der PR-Abteilung der Suchard-Tobler. Mit stinkt es zu dieser Zeit fürchterlich, aber das hat gar nichts mit dem Duft der Schoggi zu tun, die allgegenwärtig um uns herum ist, sondern viel eher mit den neuen Hausherrn rund um Kaffeebaron Klaus Jacobs (das ist der mit der «Krönung», der Jahre später die ganze Firma samt Toblerone freundlicherweise den Amerikanern von Philip Morris verschütten wird), die sich alles andere als freundlich benehmen. Aber lassen wir das. Temps passés.

«Schau mal, was ich erhalten habe», kommt Hans Schneider eines Tages daher. In der Hand hält er den Brief einer Zürcher Agentur, die, «im Auftrag eines bedeutenden Unternehmens im Bereich Lebensmittel im Grossraum Bern», einen

PR-Leiter sucht. Très intéressant. Ich will nicht, dass Hans merkt, dass mich die Sache interessiert, also behalte ich nur husch den Absender im Kopf. «Wer das wohl sein mag?» fragt er mich. «Keine Ahnung, wird schon nichts Weltbewegendes sein», bekommt er zur Antwort. Die Agentur hat es sich im Übrigen bei ihrer Kopfgängerei relativ bequem gemacht und einfach aus dem Berufsregister alle diplomierten PR-Leiter des Kantons angeschrieben. Bo gehört nicht zu dieser erlauchten Gilde.

Keine zwei Minuten später sitze ich in meinem riesigen Büro mit Blick über den Neuenburgersee und schreibe der Zürcher Agentur einen Zweizeiler, ohne, dass ich weitere Unterlagen beilegen würde: «Wie ich höre, suchen Sie im Grossraum Bern für einen Kunden im Bereich Lebensmittel einen PR-Leiter. Ich meine, es wäre ein Fehler, nicht mit mir zu sprechen.» Sicher, Sie haben durchaus recht: Mangelndes Selbstvertrauen kann man mir nun weiss Gott nicht vorwerfen. Drei Tage später kommt ein Anruf aus Bern-Ost: «Herr Bornhauser, wir haben von Ihnen einen doch eher ungewöhnlichen Bewerbungsbrief erhalten. Können wir uns einmal sehen?» – «Sicher können wir das. Wer ist denn Ihr Auftraggeber?» – «Herr Bornhauser, bitte haben Sie dafür



Verständnis, dass ich Ihnen das erst persönlich in Zürich sagen möchte, das ist am Telefon nicht Usus.» – «Herr Marxer, Sie glauben doch nicht wirklich, dass ich nach Zürich reisen werde, ohne zu wissen, wofür ...» Herr Marxer versteht das, wie er sagt, «sehr gut», will mir seinen Kunden aber trotzdem nicht nennen. Konsequenz, wie ich nun mal sein kann, reise ich einige Tage später im Unwissen nach Zürich. Vorher bekommt Herr Marxer noch meinen Lebenslauf zugestellt.

Herr Marxers Büro ähnelt einem tropischen Garten – entsprechend schwül ist es. «Nun, Herr Bornhauser, wie ich Ihren Unterlagen entnehme, haben Sie keine Ausbildung als PR-Assistent oder gar als PR-Leiter absolviert. Weshalb halten Sie sich dennoch für befähigt, die Stelle anzutreten?» – «Ach, wissen Sie, Herr Marxer, PR kann man nur zu 49% erlernen.» – «Aha, und Sie glauben, dass Sie mit 51% Know-how ein guter PR-Mann sind?» Paff, da Spruch sitzt, 1:0 für e Marxer. Themenwechsel. «Sagen Sie, wer ist überhaupt dieses Unternehmen im Grossraum Bern?» – «Es ist die Migros.» – «Ha! Dass ich nicht lache ... Die Migros! Hiermit können wir unser Gespräch gleich abrechnen. Gehen wir doch ein Bier trinken, Herr Marxer, ich werde nie und nimmer zur Migros gehen. Forget it. Nie.» (Dazu müssen Sie, liebe Leserin, lieber Leser, natürlich folgendes wissen: Für einen Markenartikler, einen Suchard-Tobler-Mann Ausgabe 1985, ist die Migros des Teufels, wenn nicht noch schlimmer. Die Migros gar als Arbeitgeberin? Undenkbar. Geits no? Der Anti-M-Reflex führt in jener Zeit sogar dazu, dass ich meine damalige Freundin und heutige Ehefrau solo einkaufen lasse, weil sie selber offenbar keinen M-Schaden hat. «Chasch elei dört ine, ig warte dusse.»)

Zurück aber zu Marxers. Irgendwie überredet mich der Mann doch dazu, zumindest ein Gespräch mit Peter Everts, dem damaligen Chef der Migros Bern, zu führen. Und so verirre ich mich im Spätsommer 1985 nach Schönbühl, schön artig, mit Krawatte und Anzug und so, obwohl das überhaupt nicht zu mir passt, aber schliesslich will man ja nicht den Eindruck eines Schlufis provozieren. Doch, doch, scheint ein ganz vernünftiger Zeitgenosse zu sein, dieser Peter Everts. Wie sich herausstellt, interessieren sich andere wirklich für den Job, so dass «man» noch mit anderen Kandidaten sprechen will. Vier Wochen später muss ich nochmals im Shoppy antreten, dieses Mal allerdings ohne Veston und Krawatte, schliesslich würde ich später (...) eh so und nicht anders daherkommen. Aber eben; die Migros kommt für mich als Arbeitgeberin ja überhaupt nicht in Frage.

Den Rest der Geschichte können Sie sich ja selber ausmalen. Jedenfalls habe ich am 1. Februar 1986 mit der Arbeit in Schönbühl begonnen. Wie bitte? Ihnen kommen auch die Namen von Barbara Siegenthaler und Lilian Schlatter bekannt vor, die zu Beginn genannt wurden? Gopf, hätte ich ja beinahe vergessen: Im Laufe der letzten zehn Jahre haben auch sie die Seiten gewechselt und sind bei mir in der Abteilung gelandet. Und so hocken wir heute alle zusammen im Grossraumbüro inmitten vieler anderer; in dieser Abteilung, die sich abgekürzt K+K nennt, aber nichts mit «kaiserlichköniglich» zu tun hat, sondern vielmehr mit Kommunikation+Kulturelles. Weshalb die beiden Kolleginnen auch nach Schönbühl gewechselt haben? Nun, an mir kann es kaum liegen. Muss mit dem Mythos «M» zu tun haben.

# Die Abenteuer von Götti Godi ...

«Regelmässige Leserinnen und Leser meiner Kolumnen wissen, dass Bo's mit Bo's (Bollas aus Seftigen) befreundet sind. Diese Vorbermerkung nur, damit Sie die Kurve zu Godi kriegen. Der Reihe nach: Monika – meine mich liebende Gattin – ist die Gotte von Manuel, und der wiederum ist der älteste Bolla-Bueb. Manuel hat auch einen Götti: Godi. Und um Götti Godi, der im Telefonbuch als Gottfried Winzenried aufgeführt ist, geht es heute. Wichtig zu wissen ist, dass Godi Malermeister ist. Und ab dem nächsten Satz erzählt er Ihnen ein kleines Intermezzo – ich selber bin bloss Protokollführer. Viel Vergnügen!»

«Thomas Bornhauser hat mich «überschnurret», Ihnen eine Geschichte aus meinem Leben, wie sie sich kürzlich zugetragen hat, zu erzählen. Er findet sie lustig. Ich nicht, überhaupt nicht. Es geht im Grunde genommen um meinen Bruder Ueli, der in Thun wohnt. Ich weiss nicht

mehr was genau, aber irgendetwas, so erzählte er mir bei seinem letzten Besuch, führe dazu, dass in seiner Dusche die Wände zu «grauen» anfangen. Nach exakter Schilderung der Sachlage habe ich Ueli ein Fungizid mit auf den Weg gegeben – und weisse Dispersionsfarbe. So weit, so gut.

Einige Tage später ruft Ueli an – mit einer Erfolgsmeldung: «Godi, das scheint wun-



derbar zu klappen», frohlockte er am Telefon, «Priska (das ist seine Frau. Anmerkung von Götti Godi) meint, ich solle jetzt auch noch die Küche streichen.» Weil ein Verständnisvoller, will ich meiner Schwägerin gar nicht widersprechen, also sage ich Ueli, dass auch ich das eine gute Idee fände. Zu dumm, hat Ueli aber nicht genug Dispersion übrig. Und zu dumm für ihn, habe ich heute nachmittag etwas anderes los. «Godi, bitte, sei so lieb, bring mir noch etwas Dispersion vorbei, ich möchte heute fertigstreichen – und nur du weisst ja den genauen Farbton, bitte ...» Nun gut, wenn ich pressiere – und weil ich wirklich noch einen halbvollen 25-Kilogramm-Kessel mit exakt diesem Farbton rumstehen habe –, dann reicht es vorher schon noch für ein Thun-retour. Also bekommt Ueli mitgeteilt, dass sein Farblieferant sich sofort auf den Weg macht.

Ich fahre den Ford Sierra vor die Türe, hole die Dispersion, öffne die Ladeklappe und stelle den Kessel, in dem sich schätzungsweise 15 Liter Farbe befinden, sorgfältig in die Mitte der Ladefläche. Los geht's, in Richtung Thun. Kurz nach der Wegfahrt kommt ein Kreisel, kein Auto (auch kein Velofahrer ...) ist zu sehen, also geht's flott um die Kurve. Zu flott für den Kessel. Elchtest nicht bestanden. Het das itz müesse sy?!? Ich halte – erst nach Verlassen des Kreisels, versteht sich – rechts ran und schaue mir den GAU eines jeden Malers an: Der Fond des Autos ist weiss, durch und durch, perfekt verteilt – ein Malermeister könnte es nicht besser machen. In dieser Situation gibt es nur noch eines: Sofort zurück in die Werkstatt, um zu retten, was noch überhaupt zu retten ist. Als ob das Wissen um den Zwischenfall nicht schon schlimm genug wäre, nein, der Vorfall ist auch unüberriechbar ...

Liebe Leserin, lieber Leser, es ist wirklich kein schöner Anblick, den ich nach Öffnen der Hecktüre vor mir habe. Im Gegenteil, es ist deprimierend. Mit Pinsel und Spachtel kratze ich vom Teppich und den Seitenwänden und Rückseiten der Sitze zusammen, was sich zusammenkratzen lässt, sozusagen Gramm für Gramm. Von weitem höre ich das Telefon, aber dazu habe ich jetzt weder Zeit, noch Lust. Phase 2 meiner Trauerarbeit besteht darin, den Teppich rauszunehmen. Neue Überraschung: Auch unter dem Teppich hat sich die Dispersion einen Weg gebahnt – das Reserverad ist ebenfalls weiss. Mal ganz ehrlich: Haben Sie mich nicht fluchen gehört, sogar bei Ihnen zu Hause, an jenem frühen Samstag nachmittag?

Wie die Putzarbeit erledigt ist, geht es darum, den Dreck in der Dispersion rauszusieben, schliesslich wartet Ueli auf mich. Und was versprochen ist, ist versprochen. Stellen Sie sich vor, man könnte nicht mal seinem eigenen Bruder mehr vertrauen! Nach ungefähr zwei Stunden mache ich mich wieder auf den Weg – dieses Mal allerdings steht der Kessel in der Vertiefung des Reserverades. Durch Schaden wird man bekanntlich klug.

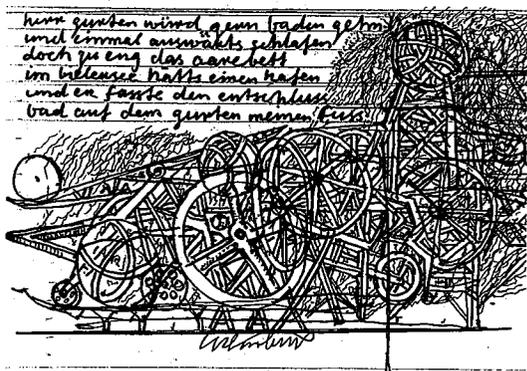
Ueli kommt mir entgegen, als ich vor dem Haus halte. «Tschou Godi, muesch nid ablade, d'Dispersion het tout juste glängt. Ig ha wölle aalüte, aber niemert het 's Telefon abgnol!» ☠☠☠☠☠. Weshalb kommt mir in dieser Sekunde ausgerechnet die Geschichte von Kain und Abel in den Sinn?>>

# Kandersteg-Goppenstein- Kandersteg-Goppenstein

“Kürzlich habe ich mir zur Abwechslung fast die Fingernägel abgebissen, weil ich keine Story mehr für Sie auf Lager hatte. Was nun? Stand das Ende der Bo-Kurzgeschichten unmittelbar bevor, schneller als vom Autor erwartet? Just als ich den berühmten Löffel endgültig aufwerfen wollte, da klingelte bei uns in Vercorin das Ferntelefon. Am anderen Ende: Mario Bolla. Aber das konnte ich zu jenem Zeitpunkt nicht ahnen.”

brennt eine seiner monumentalen Holzkonstruktionen, derweil Polo Hofer und die SchmetterBand die Musik dazu spielen werden. Auch die Cellar Rats, Sina sowie die «FlügZüg» werden anwesend sein. Hoppla, jetzt sind wir aber vom eigentlichen Thema abgewichen. Zurück also in die gute Stube nach Vercorin, drei Tage vor Silvester 1998. Es ist ziemlich genau 19:00 Uhr; wir warten auf die Ankunft der Bollas, die Neujahr 1999 mit uns feiern werden.

Geng wie geng, wenn das Telefon läutet, stürzen sich Claudia und Patrick gemeinsam auf das Ding. Ein «Nei! Ig wott!» folgt Sekundenbruchteile nach einem «Ig wott!» Mein Bass, vor allem, wenn drohend ausgesprochen, verhilft mir in der Familie sogar dann und wann zu Erfolgserlebnissen: «Fertig! Gäbet dä Hörer häre!» Am anderen Ende ist Mario Bolla, der, samt Familie – Isabelle, Manuel (13), Adrian (11) und, wie es der Name sagt, Benjamin (6) – auf dem Weg zu uns ist. «Bo 2» hat soeben den Lötschberg durchlöchert und ruft via Natel ins Val d'Anniviers an: «Wir kommen etwas später.» Eine Superstory hat er parat, deren Ablauf ich Ihnen jetzt chronologisch schildern werde. Das Ganze ist auch eine Art Hommage an die Koffer und Reisetaschen packenden Hausfrauen, ohne die mit Sicherheit keine Ferienreise jemals zustande kommen würde.



Ende dieses Jahres wird bei Bo's Ungeheuerliches geschehen: Zum ersten Mal seit über einem Jahrzehnt werden wir Silvester nicht im Wallis verbringen. Wie Sie vielleicht (nicht) wissen, eröffnet meine Arbeitgeberin auf dem Berner Gurten am Freitag, 19. November 1999, den vierten «Park im Grünen» der Schweiz. An Silvester gibt es dann eine Mega-Party, von der Bernerinnen und Berner hoffentlich noch lange schwärmen werden: Bernhard Luginbühl ver-

Isabelle, Marios bessere Hälfte, hat vieles bereits Tage zum voraus gepackt. Und dabei die grösste Tasche, gelbrot, im zweiten Stock des Hauses stehenlassen, damit nicht alle ständig darüber stolpern. Im Laufe des Nachmittages des 28.

Dezember ist in Seftigen das grosse Verladen angesagt. Mario, das Generalstabsmässige gewohnt, glaubt alles eingepackt zu haben, als von den Kindern noch dieses und jenes herangeschleppt wird. Nonstop Hecktüre auf, Hecktüre zu, Seitentüre auf, Seitentüre zu. Immerhin: Gegen 18:00 Uhr fährt der Familientransporter fast pünktlich ab. Minuten später erkundigt sich Mario bei Manuel, was das eigentlich für eine originell verpackte Schachtel gewesen sei, die im Gang herumgelegen ist. «Das isch ds Gschänkli fürs Gotti, hesch es nid mitgno?» – «Wieso ig? Du bisch doch alt gnue, zum Sälberdänke!» Eine 180-Grad-Kurve beendet das Gespräch. Wieder zu Hause angelangt, springt Manuel raus, Mario richtet die Front des Wagens wieder Richtung Oberland und Sekunden später erfolgt der zweite Start. Die Mehrkilometer wirken sich allerdings negativ auf den Fahrplan aus. Bollas können in Kandersteg noch gerade beobachten, wie die Schlusslichter des Autozuges verschwinden.

Niemand wagt eine dumme Bemerkung, obwohl sich die Freude beim Anblick des abfahrenden Zuges in doch relativ engen Grenzen hält. Ein Ticket für die nächste Ladung wird gelöst. Macht 25 Franken. Dank der Verspätung fahren Bollas als erste auf den Verlander. Genau nach einer halben Stunde durchqueren auch sie den Lötschberg. Die beiden Jüngsten spielen im Dunkeln mit dem Gameboy, Manuel schaut zum Fenster hinaus. «Hesch dra dänkt, my zwöit Pullover mitznäh?» will Mario von seiner Gattin wissen. «Klar dänk!», kommt es leicht triumphierend zurück, «beidi sy i dr gälbrote Täsche.» – «I welere gälbrote Täsche?» Wie die anschliessende Diskussion nun im Detail verläuft, das können Ihnen nur die Bollas erzählen. Glaubt man Isabelle, so stand vor allem Manuel kurz vor dem Vatermord. Item. «Was chöi mer mache?» will

Mario in Goppenstein von einem BLS-Mitarbeitenden wissen, nachdem er seine missliche Situation erklärt hat. «Dir chöööt sofort wider uf e Zug, Richtung Kandersteg», verkündet der Mann. Mario checkt den versteckten Wink nicht. Zwar fährt er auf den Zug, steigt dann aber aus, um – artig, wie wir Schweizer nun mal sind – weitere 25 Franken in die Kasse der BLS zu zahlen.

Im Auto zurück, telefoniert er mal husch (Sie wissen ja, wohin). Glaubt man Isabelle, so war die Luft im Fiat selten stickiger als in den nächsten 45 Minuten – und das wiederum lag nicht am Tunnel. Bollas also wieder in Seftigen, Formel-1-mässiger Kofferstop, danach zackig retour nach Kandersteg. Isabelle erklärt der Dame am Schalter das Malheur, zeigt ihr die beiden anderen Tickets. «Wann haben Sie bemerkt, dass Sie die Tasche vergessen haben, vor oder nach der Abfahrt in Kandersteg?» – «Als wir im Tunnel waren.» – «Nun, in diesem Fall müssen Sie nochmals 25 Franken bezahlen. Hätten Sie es vorher bemerkt, dann würde ich Ihnen nichts verrechnen.» Verbleibt demzufolge noch die Schlussfrage: Nach welcher Logik funktioniert der Kundendienst der BLS eigentlich?

PS 1: Zwei Tage später, neun Leute auf der Crêt-du-Midi, auf 2332 Metern, Ausgangspunkt für die Skiabfahrten. Isabelle wirft eine Frage in die Runde: «Wär het em Benjamin siner Schi?» Mario hat. Allerdings erst nachdem er mit der Gondel wieder zur Talstation gefahren ist.

PS 2: Die BLS hat nach Veröffentlichung dieser Realsatire prompt reagiert und Bollas eine Gratisfahrt spendiert.

# Die Berner Justiz als eine Art Spielcasino ...

“ Diese Kurzgeschichte ist ein Paradebeispiel dafür, wie ein kleiner Zwischenfall – an sich kaum der Rede wert – zur deftigen Realsatire ausarten kann. Alles, was es dazu braucht, ist die gütige Mithilfe amtlicher Stellen. ”

Damit wir uns gleich richtig verstehen: Ja, ich habe meinen Wagen falsch parkiert. Ja, ich habe zu Recht eine Busse erhalten. Ja, ich akzeptiere sie auch. Tatort: Stadion Neufeld in Bern. Weil sämtliche Parkplätze entlang der Bremgartenstrasse besetzt sind, stelle ich meinen Wagen – wie andere auch – auf einen Rasenstreifen vor einer Betonwand unmittelbar neben dem Stadioneingang. Sauber und glatt sind alle unsere Autos nach Ende des Juniorenspiels mit kleinen Zetteln bestückt, ausgestellt von einem Beamten des lokalen Polizeipostens, Letzterer im von argen Finanzproblemen gebeutelten Parkhaus Neufeld untergebracht (aber das ist eine andere Story ...). Nun denn. Auf dem Zettel steht, dass sich der Strafanzeige – das wäre dann ich – «innert 24 Stunden» auf dem Posten melden soll. Persönlich oder telefonisch. Ich ziehe Variante 2 vor.

Weil Sonntag, werden die Anrufe umgeleitet, in die Zentrale der Stapo Bern. Dort nimmt der diensttuende Beamte ab, Herr Rufener. Ich erzähle ihm den Grund des Anrufes. «Wer hat den Zettel unterschrieben?», will er wissen. Schon komme ich ins Rotieren: «Ich kann die Unterschrift nicht lesen. Die zweite

Hälfte heisst '...mann', aber die ersten paar Buchstaben sind nicht entzifferbar.» Herr Rufener – ein wirklich Feiner, ein echter Freund und Helfer, und das ist nicht ironisch gemeint! – versucht mir zu helfen: «Vor dem Namen stehen vier Zahlen. Können Sie mir diese sagen?» Nein, kann ich leider auch nicht, auch diese sind kaum lesbar. Herr Rufener schlägt deshalb vor, dass ich am Montag nochmals anrufe. Mache ich doch glatt.

Am Montag dann die gleiche Übung nochmals – mit einem anderen (aber ebenfalls sehr freundlichen) Polizisten, dessen Name mir zwischenzeitlich entfallen ist. «Wer hat unterschrieben?» – «Sorry, ich habe gestern bereits Herrn Rufener gesagt, dass ich es nicht lesen kann. Öppis mit '...mann' am Schluss. Aeschlimann? Grubenmann? Bodenmann? Ich weiss es wirklich nicht. Und die vier Zahlen kann ich auch nicht entziffern.» Auch dieser Polizist gibt sich Mühe, die Hieroglyphen per Fernbehandlung zu entziffern. Nach ungefähr drei, vier Minuten haben wir den Kollegen auf sicher: Zimmermann! (Familienname vom Autor abgeändert.) Weil Zimmermann jedoch nicht erreichbar ist, erklärt mir mein Telefonpartner direkt, worum's hier geht: Keine normale Busse im ordentlichen Bussenverfahren, sondern Strafanzeige, Richter, Busse, Strafregister undsoweiterundsofort. Ich erhalte automatisch Bescheid, vom Untersuchungsrichter.

Eine Woche später (!) ruft Zimmermann an. «Sie wollten mich sprechen?» – «Ja, sicher, aber das war vor einer Woche.» – «Ich habe noch anderes zu tun!» (Schau,



schau, wer hätte das gedacht?) «Herr Zimmermann, ich weiss Bescheid, wegen der Busse, das hat sich erledigt. Aber wenn ich Sie schon am Telefon habe: Unterschreiben Sie doch bitte das nächste Mal leserlich, wenn Sie Bussenzettel austellen.» – «Weshalb denn das?» – «Weil ich Ihre Unterschrift nicht lesen konnte.» – «Eine Unterschrift ist nicht dazu da, dass man sie lesen kann!» (sic!) – «Herr Zimmermann, da sind Ihre Kollegen aber anderer Ansicht. Das Erste, das ich beide

Male gefragt wurde, war, wer denn unterschrieben hätte?» Zimmermann sagt mir deutsch und deutlich, dass er sich mit mir nicht weiter unterhalten mag («ich habe das nicht nötig»), und beendet das Gespräch. Geits no? Doch nicht so.

Als ehemaliger Pressesprecher kennt man zufälligerweise seinesgleichen – also

rufe ich Beat Gross bei der Stapo an. Er bekommt meine Zimmermann-Story beschrieben: «Weisst du, Beat, mir geht es überhaupt nicht um die Busse, die habe ich zu Recht eingefangen, die Art und Weise von Zimmermann jedoch, mit der habe ich meine liebe Mühe. Aber nach diesem Gespräch mit dir ist der Fall für mich erledigt.» Für Beat Gross offenbar nicht. Bereits am nächsten Morgen erhalte ich einen Anruf. Am anderen Ende ein Hochanständiger: «Hier ist Zimmermann. Ist es möglich, dass wir beide gestern miteinander gesprochen haben?» Es ist. Zum Schluss ist die grosse Versöhnung angesagt.

Knapp vier Wochen später kommt der eingeschriebene Bescheid des Richteramts 2 Bern-Mittelland. Darin steht, dass ich (Sie erinnern sich, nicht wahr? Es geht «lediglich» um ein falsch parkiertes Auto) gemäss Art. 87, 262 ff und 385 f StrV, Art. 48,49 und 63 StGB sowie Art. 43/2, 90/1, 105/1, 106/2/3, 13 Kant. G über Strassenverkehr; 3, 8V über Verwendung von Motorfahrzeugen vom Angezeigten zum Verurteilten mutiere, allerdings «ohne Eintrag ins Strafregister». Schwein gehabt. Die 100 Franken Busse und 60 Stutz Gebühr kann ich allerdings noch immer nicht bezahlen, ich muss «warten, bis die Rechnung zugestellt wird». Dafür erhalte ich bereits Hinweise über spätere Zahlungsmodalitäten wie Ratenzahlungen. Merke: Weshalb einfach, zeit- und geldsparend, wenn es durchaus auch kompliziert geht, offenbar im Sinne der Arbeitsbeschaffung?

Die vorläufige Schwanzfeder der Story: Reto, der neben mir 1:1 falsch parkiert hat, kriegt für das gleiche Vergehen zwei Wochen später (!) eine Busse über 60

Franken, mit 40 Franken Schreibgebühr. Und Liselotte, des gleichen Vergehens schuldig, kassiert 140 Franken Busse und 70 Franken Schreibgebühren. Heute so, morgen so. Je nach Tagesform des Richters. Zustände wie beim Glücksspiel. Um es einmal anständig zu sagen.

Glauben Sie es oder auch nicht: Vor wenigen Tagen habe ich irrtümlicherweise ein zweites Strafmandat (jedoch noch immer keinen Einzahlungsschein) erhalten, exakt wegen des gleichen Tatbestandes, dieses Mal allerdings vom Richteramt 5. Jetzt kostet die Busse bloss noch 80 Franken, die Schreibgebühren 50 Franken.

Süsch no Frage?

# «Herr Andres, die Küche lässt fragen, ob Sie nicht ...»

“Fragen Sie mich bitte nicht, wie ich zu diesem Job gekommen bin – ich weiss es wirklich nicht mehr. Sicher ist einzig, dass ich Arthur Andres, dem Lehrer unserer Tochter Claudia (13), im Verlauf des vergangenen Jahres einmal fahrlässigerweise versprochen habe, als Begleiter ins Skilager seiner Sechstklässler nach Rosswald zu kommen. Als Ski-lehrer, Hilfskoch und Entertainer in Personalunion. Samt Massenlager und Armee-Schlafsack. Ende Januar 2000 war es soweit. Es gab kein Ent-rinnen mehr.”

Bereits die Vorbereitungen für das Lager sind ein einziges Spiessrutenlaufen. Claudia sagt mir deutsch und deutlich, was sie von ihrem Produzenten während der gemeinsamen Wallis-Woche erwartet – vor allem aber, was sicher nicht. Meine GT-Pirellis passen ihr nicht («Du könntest ruhig abnehmen, schliesslich will ich mich vor meinen Freundinnen nicht blamieren...»), worauf ich mich zwei Wochen lang – durchaus erfolgreich – durch den Diätplan des Max-Planck-Instituts für Ernährung quäle. «Und mehr als zwei Flaschen Wein darfst du auch nicht mitnehmen, schliesslich gibt es zum Nacht Tee.» Und am Daumen soll ich nicht «chnüble», mir dafür ein anständiges Pyjama kaufen. Süsch no grad öppis?

Weil Mama Tage zuvor am Miniskus operiert wurde und noch nicht gut auf den Beinen ist, besorgt Claudia am Montag das Zmorge: «Ich habe dir einen Sofortkaffee gemacht, damit wir Mama durch den Lärm der Kaffeemaschine nicht wecken.» Wie rücksichtsvoll. Nuf: Wir

haben doch, Irrtum vorbehalten, überhaupt kein Instantpulver im Haus. «Und womit hast du den Kaffee gemacht?» – «Mit Kaffeepulver und mit heissem Wasser, dank.» Was damit gemeint ist, merke ich beim ersten Schluck: Claudia-Darling hat einen Löffel gemahlene Kaffeebohnen mit lauwarmem Wasser angereichert. Igitt.

Um 07:15 Uhr versammeln wir uns im Dunkeln hinter der Gemeindeverwaltung. 15 Boarder und nur gerade vier Skifahrer. Martin Hauert, ein weiterer Begleiter, fährt mit dem Toyota-Transporter samt Boards, Skis, Taschen, Food, Ruck- und Schlafsäcken voraus. Das heisst ... er fährt zwar vor uns ab, kehrt aber nach einigen Minuten retour, weil er



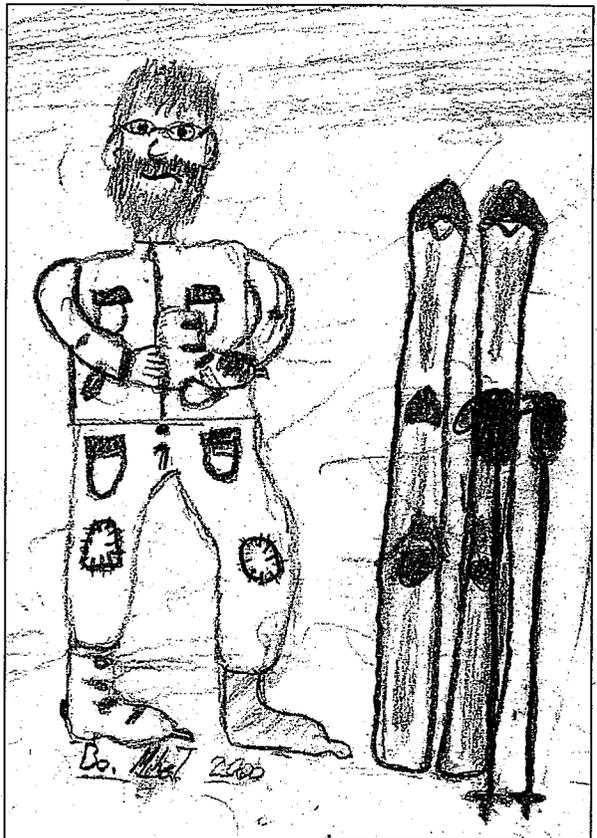
sich nicht sicher ist, ob er seine Skischuhe auch wirklich eingepackt hat. Im HB Bern stösst Sonja Kleinlogel zu uns, ebenfalls eine Begleiterin und, wie Martin Hauert, eine reine Sportskanone (die demnächst für einen gewissen Bögner aus München in einem Actionstreifen namens «Magic Mountain» in Aspen mitmachen wird). Je länger ich über meine sportliche Situation nachdenke, desto klarer wird mir, dass ich wohl Arthur Andres in der Küche assistieren werde.

Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil vor zwei Wochen meine mittlerweile 26-jährigen Skistöcke endgültig ihren Geist aufgegeben haben und ich keinen Blassen habe, ob und wie ich mit den neueren Stecken überhaupt zurechtkommen werde.

Bei unserem fahrplanmässigen Halt in Thun klopft plötzlich öpbert an die Scheibe. Es ist Nationalrat Paul Günter, Mitglied der Verwaltung meiner Arbeitgeberin, der auf einen Zug Richtung federales Palais wartet. Er wundert sich sehr, dass Bo locker im Zug und nicht konzentriert im Büro hockt. Immerhin sind wir uns rasch einig, dass die Migros diesen Ausfall verkraften wird.

Ehrlich gesagt, die Kinder, pardon, die Jugendlichen, sind eine feine Klasse, wenn auch teilweise in der Art einer widerspenstigen Zähmung. Dementsprechend kommen dann und wann

glatte Sprüche daher, so zum Beispiel, als wir Leiter – inzwischen zu fünft, da auch Boarder Rémy zu uns gestossen ist (mit dem Hause Martin VSOP leider weder verwandt noch verschwägert) – nach dem Zmittag noch beim Kaffee zusammensitzen und plötzlich Jonathan seinen Kopf hinter der Türe hervorstreckt: «Herr Andres, die Küche lässt fragen, ob Sie keine Lust haben, beim Abwasch zu helfen ...?» Apropos Zusammensitzen: Das tun wir auch spätabends husch im



Restaurant Klennhorn. Auf den 100 Metern in die Beiz lässt sich übrigens ausgezeichnete Sternkunde veranstalten: Grosser Wagen, Orion, Andromeda-Nebel, Milchstrasse, Lea undsoweiter- undsofort. Tinu Hauert und ich holen der

Kollegin und den Kollegen derweil den Kleinen Cardinal vom Himmel. Und als wir gegen Mitternacht ins Lager zurückkehren (wo die lieben Kleinen erstaunlicherweise allesamt bereits schlafen), da stürzen wir uns in die Küche zu einem «Midnight Special» hinter Käse und Brot und Wurst und Schoggi und Pudding, als hätten wir seit den frühen Morgenstunden nichts mehr gegessen ...

Stichwort Kulinarisches: Chef Andres verwöhnt seine vier Co-Leiter beim letzten gemeinsamen Mittagessen mit Steaks an einer fantastischen Morchelsauce, Reis, Salat und Dessert – samt einer feinen Flasche aus Salgesch. Das, liebe Lehrerinnen und Lehrer, müsste eigentlich die Messlatte für alle Schülerlager sein.

Stimmt. Was wäre eine Bo-Kurzgeschichte ohne Berichterstattung über ein Missgeschick des AuTors? Keine Angst – die Lachnummer folgt umgehend. Geht so: Schon beim Anziehen merke ich einmal, dass mich im rechten Skischuh ein Rumpf in der Einlegesohle stört. Aus Zeitgründen beschlesse ich, die Sache direkt auf der Piste in Ordnung zu bringen. Nach schätzungsweise einer halben Stunde gibt sich Gelegenheit dazu; auf einer Neuschneepiste. Ich ziehe den Schuh aus, stehe derweil – genial ausbalanciert – auf dem linken Ski, glätte die Einlegesohle comme il faut und komme nicht mehr in den verd... Schuh. E schöne Seich. Und just in diesem Moment brausen Laurent, Roberto, Stefan H. Jonathan und Daniel heran und bremsen (absichtlich!) vor mir ab. Schnee hier, Schnee da, Schnee überall. Gopf! Mit einem leichten Lächeln auf den Lippen lassen sie den Hilfloren zurück. Rasselbande! Nach wie vor schaffe ich es nicht, in den Schuh zu steigen, also ziehe ich den Socken aus, verliere das Gleichgewicht und liege wie ein

Walross barfuss im Neuschnee. Ich könnte heulen. Einzige Möglichkeit: Im Stil eines Telermark-Fahrers (mit dem blutten Fuss den rechten Ski samt Schuh nachziehend ...) überquere ich die Piste, sehr zur Gaudi des zahlreichen Publikums ...

Summa summarum: Es war eine tolle, eine für mich einmalige und unvergessliche Woche, bei traumhaft schönem Wetter und ebensolchen Schneesverhältnissen. Das Einzige, was ich zu Hause vergessen habe, so stellt sich im Verlauf der Woche heraus, das sind meine Ohrenpropfen. Wenn Sie diese Feststellung nicht nachvollziehen können, dann empfehle ich Ihnen wahlweise ein Zmorge, ein Zmittag oder ein Znacht inmitten von 18 Zwölfjährigen. Wohl bekomm's.

Und: Für einmal stammt die Karikatur nicht von Beat Sigel, sondern aus dem Filzstift von Daniel Neeser und dem Blofi von Michi Tschopp. Gute Beobachter, finden Sie nicht auch?

# Sie brauchen nicht zufälligerweise 10'000 Einräppler?

“ Möglicherweise wissen Sie es (noch nicht): Die Schweizer Silvesterfeier des Jahres 1999 findet übernächsten Freitag im «Park im Grünen» auf dem Berner Gurten statt, in Form eines echten Openairs. Warm anziehen! Mit von der Partie: Sina, FlügZüg, Polo Hofer und die SchmetterBand, die Cellar Rats. Und einige Ditscheis. Der absolute Höhepunkt dieser Party – für die Bevölkerung, wenn zu Fuss auf den Gurten unterwegs, gratis! – bildet um 22:30 Uhr die Verbrennung der gigantischen Holzplastik «Silvester» durch Bernhard Luginbühl. Dieses Happening wird sogar weltweit (!) am TV übertragen. Ich habe das unverschämte Glück, seit über einem Jahr bei der Organisation des Anlasses mithelfen zu dürfen. Und da erlebt man so das eine oder andere an Überraschungen, in Sachen Sächeli. Made in Switzerland. ”

Blitzidee am Rande des winterlichen Openairs: Wir könnten doch von Bernhard Luginbühl «Silvester»-Pins kreieren lassen und diese verkaufen. Gesagt, getan. Für Fr. 9.99 ebenfalls inklusive: Die Retourfahrt mit der nigelnagelneuen Gurtenbahn und ein Silvestertrunk auf dem Berner Traumberg. Und als Retourgeld erhalten die Leute für ihre Zehnernote einen Einräppler, den sie gleich als Glücksbringer für 2000 behalten können. Nur: Woher 10'000 Einräppler nehmen (so viele Leute erwarten wir auf dem «Güsche»), wenn keine Bank überfallen?

Rosemarie Schneider von unserer Hauptkasse bei der Migros in Schönbühl kann nicht weiterhelfen, schickt mich zur Migrosbank im Shoppyland. Dort lässt Joseph Arnet via Hauptsitz checken, wie das am einfachsten geht. Und das geht anscheinend am einfachsten direkt via Nationalbank. Wow! Die Nationalbank ist für mich noch die allerallerletzte Bastion helvetischer Heiligtümer (sieht man von der OLMA ab), die alle Stürme der Zeit mehr oder weniger unbeschadet überstanden hat. Mein Zeigefinger zittert deshalb ganz leicht, wie er zum Drücken der Telefontasten abbefohlen wird: 3,1,2,0,2,1,1. «Nationalbank. Guete Tag!», heisst es ennet der Linie. Ich ersticke schier in Ehrfurcht. «Bo, Bo, Bo...rnhauser, von der Migros in Schönbühl. Ich benötige 10'000 ähhh, 10'000 Einräppler, besser gesagt, jemand, der sie mir besorgen kann. Können Sie mir das besorgen?» – «Moment, ich verbinde.»

Wie sich herausstellt, können Bürgerinnen und Bürger dieses Landes den Einräppler zu verschiedenen Preisen erstehen. Wird er als Zahlungsmittel benutzt, dann kostet er einen Rappen. Wird die Münze jedoch zum Gag umfunktioniert, dann blecht man über vier Rappen für die Kupferscheibe. Unsere Aktion ein Gag? Chasch danke! Herr Nationalbank, der mir preislich auf die Sprünge hilft, ist nicht «mit der Herstellung oder Verteilung der Ware beschäftigt» (frei nach Guido «der Fuchs» Baumann). Er verbindet deshalb. Vermutlich mit der Spedition.

Zur Erinnerung: Wir sind mit der Schweizerischen Nationalbank verbunden, nicht mit dem Kiosk an der Wynigenstrasse in

Burgdorf. Nach einigen Sekunden des Wartens meldet sich ein Angestellter des nationalen Geldinstituts. «Jääää... Zehntausend, sagen Sie? Das wären ja Einrappler im Gegenwert von einhundert Franken.» – «Exakt.» – «Jääää, das wären zwei Kartons. Sie sprechen doch von zwei Kartons, nicht wahr?» Weil mir nicht bekannt ist, in welcher Verpackung die Nationalbank unsere Einrappler verpackt, bestätige ich lediglich die Stückzahl der Münzen.

«Jääää, ich weiss halt auch nicht, ob wir das griffbereit haben ...» Immerhin zeigt der Mann seinen guten Willen, diesen Umstand abzuklären, und bittet um einige Augenblicke Geduld.



Glücklicherweise (für einen Realsatiriker) wird der Unterbreckungsknopf nicht gedrückt, sodass folgender Dialog in original schriftdeutscher Sprache mitzuhören ist: «Du, Giovanni\*, du nachschauen gehen, ob noch haben zwei Kartons Einrappenstücke. Du verstehen? Zwei Kartons Einrappen.» Giovanni erweist sich als Fündiger, sodass wir uns auf die Geldübergabe am nächsten Tag einigen. Um 15:30 Uhr. Bei der Nationalbank.

Um 15:20 Uhr stehe ich – Roller-Fahrer, der ich das ganze Jahr über bin – vor dem Eingang zur ehrwürdigen Nationalbank. Der Knopf für Bankräuber wird gedrückt. «Bornhauser von der Migros Aare. Ich sollte zw...» – «Ziehen Sie bitte den Helm aus.» Ich tue wie befohlen und winke in die Kamera. «Juhuuu, dr Borni isch da! Es isch nid dr Bellaaaasi ...» – «Wir öffnen jetzt die Türe. Fahren Sie hinein und warten Sie im Hof, bis Ihnen ein Tor geöffnet wird.» Aha, eine Art Drive-

In also, wie bei McDonald's. Weil ein Folgsamer, tue ich wie befohlen. Im Hof warte ich 13 Minuten. Dann öffnet sich die rechte Türe. Genau um 15:33 stehe ich vor der Geldausgabe.

«Sie haben Glück. Normalerweise schliesen wir nämlich um 15:30 Uhr.»

In diesem Geist und Unsinn wünsche ich Ihnen frohe Festtage und ein glückliches 2000! Wäre schön, Sie an Silvester auf

dem Gurten zu sehen! Sie wissen ja, weshalb.

\*Name vom Autor geändert.

# «Dä gseht us wie de Thomas, won är no jünger gsi isch ...»

«Männer um die 50 neigen dazu, ihren Körper kennen zu lernen», wie neulich in einer Zeitung zu lesen stand (Irrtum vorbehalten, ging es dabei um Ausdauersportarten). Ich finde diese Formulierung ausgesprochen vornehm, man(n) kann es nämlich durchaus volkstümlicher sagen: Männer um die 50 neigen dazu, sich und der Welt plötzlich etwas beweisen zu müssen. Wie sonst wäre ich auf die Idee gekommen, in nur zwei Tagen das Boarden erlernen zu wollen, obwohl mir diese Sportart nichts bis gar nichts sagt? Eben. ☹☹

Claudia traut ihren Ohren nicht: «Ich gebe mir während der Sportwoche zwei Tage Zeit, um das Boarden zu erlernen, dann sause ich dir um die Ohren.» Unsere 13-jährige Tochter, eine begnadete Boarderin, sagt es deutsch und deutlich: «Spinnst? Erschtens bisch du vil z'alt fürs Boarde – und zwötens cha mer das gar nid i zwei Tage lerne. Geits no?» So kann man sich irren, liebe Claudia: Wenn Papa sich erst einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, dann ist er nicht mehr davon abzubringen. Meine vier Kolleginnen in der Migros Schönbühl können ein Liedchen davon singen ...

«Goofy ou normal?», will der Spezialist im Sportgeschäft «Virage» wissen. Was soll denn das schon wieder? «C'est quoi, ça?» Glaubst man dem Profi, so hat das was mit dem rechten resp. mit dem linken Fuss zu tun. Henusode. Wie auch immer: Nach einer Viertelstunde sind die Bin-

dungen auf meine Bedürfnisse angepasst. «Wie lange möchten Sie Board und Schuhe mieten?» – «Bis morgen Abend, dann habe ich die Sache im Griff und kann mich ab übermorgen hinter die Snowblades machen. Und die letzten zwei Tage verbringe ich dann auf Big-foots.» Monsieur schmunzelt: «Ich möchte Sie nicht demoralisieren, aber drei Tage müssen Sie schon rechnen, bis Sie einigermaßen auf dem Brett stehen und in beide Richtungen drehen können.» Hat der Mann eine Ahnung.

Patrick (10), ein kleiner Skirennfahrer, der, wie ich, noch nie auf einem Board gestanden ist, solidarisiert sich mit seinem Produzenten und nimmt das alte Board seiner Schwester aus dem Keller und unter den Arm: «Ig wotts o probiere!» Eine halbe Stunde später sitzen drei Mitglieder der Familie Bo auf 2'332 m ü.M. im Schnee, bei schönstem Sonnenschein. Mama steht daneben auf ihren Skis: «Ich fahre schon mal ein bisschen mit Claudia. Wir sehen euch bestimmt», meint sie augenzwinkernd zu Pädu und mir. Luschtig. Just als die beiden Damen abfahren wollen, der erste Notfall: «Claudia!!! Chum mer cho zeige, wien ig die blöde Bindige cha zuetue!» Nachdem auch das erledigt ist, geht es zur Sache. Ich stehe auf, belaste vermutlich die falsche Kante und falle der Länge nach auf die Nase. «Papa, was machsch?», will Pädu wissen. Als ob ich das wüsste.

Zweiter Versuch. Dieses Mal kommt das Gerät samt Piloten in Fahrt – dummerweise steht ein Hüttli im Weg. Bevor es zum Totalschaden kommt, lasse ich mich



fallen. Ganz klar: So geht das nicht weiter. Wie ein grosser Frosch gumpete ich deshalb eine kleine Steigung hinauf, um dann das Board in hindernisfreie Zonen manövrieren zu können. Minuten später die (harmlose) Kollision mit einer schätzungsweise Dreijährigen, wobei bis jetzt noch nicht feststeht, wer mit wem angebändelt hat. Ahhh, ces jeunes filles ...

Meine erste 30-Meter-nonstop-Hangfahrt schliesse ich mit einer klassischen Badewanne der Güteklasse AAA ab, ungefähr drei Meter vor einem Ski fahrenden Paar. Ich kann die beiden nicht erkennen, weil mich die Sonne – trotz Sonnenbrille – blendet. Plötzlich höre ich, noch immer am Boden liegend und

mit mir selber beschäftigt, die Frau zu ihrem Partner sagen: «Dä gseht us wie de Thomas, won är no jünger gsi isch ...» Merci beaucoup. Erst jetzt erkenne ich Iris und Peter, die dann und wann auf den Skipisten von Vercorin Ferien machen. Und weil Iris «Gotti» zu meiner Mutter sagt, werden Sie sich leicht vorstellen können, dass meine Eltern vermutlich demnächst den Kopf über ihren Ältesten schütteln werden. Doch der Schmach noch lange nicht genug: Peter war nämlich seinerzeit ein Schulfreund und Studienkollege von Peter Everts, dem heutigen Migros-Konzernchef – und Letzterer wiederum während zehn Jahren mein Boss bei der ehemaligen Migros Bern. Ich sehe seine E-Mail schon vor meinem geistigen Auge: «Wie ich höre, hat man sich also beim Boarden versucht ...»

Zum Glück gibt es im Skigebiet auch einen so genannten «Idioten-Skilift», für Anfänger und solche, die es noch werden wollen. Zwanzig Minuten später treffe ich dort ein, nachdem die ganze Piste «rückwärts» mit simplem Abrutschen gemästert worden ist (für Statistiker: Pädu, ein echtes Talent, hat inzwischen bereits dreimal den Tellerli-Skilift benutzt, erfolgreich). Ich schnappe mir eine Stange und klemme sie zwischen die Beine. Los gehts! Das blöde Board driftet nach links ab, mein rechtes Bein nach rechts. Nach fünf Metern endet der erste Versuch kläglich. Beim zweiten Mal schaffe ich locker sieben Meter, beim dritten – Monika, Claudia und Patrick mit ermunternden Zurufen am Pistenrand – deren 25; aber schliesslich ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, nicht wahr?

Kurz danach habe ich zwar nicht den Mount Everest, wohl aber den schier

unüberwindbaren Idioten-Skilift bezwungen. Glauben Sie aber, dass ich es schaffe, aufzustehen und gerade auf dem Board zu stehen? Keine Chance, eher lässt sich ein Kartoffelsack gerade stellen. Auf der folgenden Rutschpartie rückwärts versuche ich eine Kurve zu fahren, verkante aber im ersten Anlauf und falle mit dem ganzen Gewicht aufs Steissbein. Sonnenbrille und NY-Baseball-Cap liegen acht, neun Meter weiter unten. Der Schmerz ist fürchterlich, bis in die beiden Schultern hinauf. Richtig, liebe Leserinnen, liebe Leser: Das wars. Aus, Amen. Und am Nachmittag, wieder auf den Skis und im Neuschnee fahrend, da frage ich mich, welchen Schaden manche Männer um die 50 wohl haben ...

Der Fachmann im «Virage» wundert sich nicht besonders, als ich am späten Nachmittag das Board zurückgebe, frühzeitig – im Gegenteil, fast scheint es, dass er ein bisschen schmunzelt. Seine Schlussfeststellung ist ein einziger Aufsteller: «Die Prellungen werden Sie erst morgen so richtig spüren ...»

# «Ich habe genau das, wonach Sie suchen ...»

« Sie wissen es längst (weshalb wiederhole ich mich also?): Ich habe einen der mit Sicherheit interessantesten Jobs in der Schweiz. Überspitzt gesagt: Währenddem meine Kolleginnen und Kollegen in der Migros fast ausnahmslos damit beschäftigt sind, ihre budgetierten Umsatzzahlen zu erreichen und die Unkosten im Griff zu behalten, geben wir in der Abteilung Kommunikation + Kulturelles ausschliesslich Geld aus. Für soziale und kulturelle Zwecke in den Kantonen Aargau, Solothurn und Bern. Millionenbeträge. Wie bitte? Sie meinen, das töne toll? Ich verrate Ihnen was: Ist es auch. »

Und wenn ich noch ein wirklich nicht ernst gemeintes Bonmöt draufsetzen darf: Je weniger wir bei K+K's arbeiten, desto weniger Geld geben wir aus. Und weil wir dann so Ende Jahr unsere Ausgabenbudgets deutlich unterschritten haben, werden wir über den Klee gelobt ... Und nun, liebe Kulturschaffende, keine Panik, bitte: Andrea, Lilian, Jacqueline, Barbara und ich schauen schon dazu, dass wir Sie, natürlich aus unserer Warte subobjektiv gesehen, im Rahmen unserer Möglichkeiten, optimal unterstützen können. Unterstützung bedeutet in unserer Terminologie aber nicht bloss



Bares, sondern auch, dass Know-how zur Verfügung gestellt wird, wenn es den Gesuchstellern nützt. Und wenn wir auch nicht alle ungefähr 10'000 Gesuche, die jedes Jahr bei uns eintreffen, im Sinne ihrer Absenderinnen und Absender beantworten können, so glaube ich doch sagen zu dürfen, dass die Kulturlandschaft Schweiz ohne Migros ziemlich öder aussehen würde. Aber genug jetzt des eigenen Schulterklopfens. Heute geht es nämlich um etwas ganz anderes. Na ja, fast ...

Zu 99% kommen die Gesuche sehr anständig geschrieben daher. Und zwar so, dass wir wirklich das Gefühl haben, dass unsere Unterstützung geschätzt würde (und wird, wenn wir eine Zusage machen können). Aber wie so oft im Leben, wird auch hier nicht von diesen höflichen 99% die Schreibe sein, sondern von den übrigen ungefähr 100, die jedes Jahr bei uns eintreffen, schriftlich oder mündlich. In denen tönt es nämlich jeweils weniger nach Gesuch, denn viel mehr nach Forderung, wenn nicht sogar nach Erpressung (jenes aus Gstaad, auf Seite 180 dieses Büchchli, ist so eines davon). Und immer dann, wenn so ein Erpressungsschreiben auf unseren Pulten landet oder nach einem mündlichen Nötigungsversuch, da machen wir uns eine Gaudi daraus, die Sache einander zu erzählen, so im Stile von: «Koleginnen, alles mal herhören ...».

Von Zeit zu Zeit kommen Absender sogar persönlich vorbei. Geht so: Die Telefonistin ruft an und sagt, ein Herr Sowieso wolle mich persönlich und unbedingt und sofort sprechen, unangemeldet. Beispiel Carlos Münsterli\*. Da wartet also ein schätzungsweise 20-Jähriger, piekfein angezogen, gertenschlank, die

Haare mit Gelatine gebändigt, den Aktenkoffer in der Hand. «Bornhauser, Sie wollen mich sprechen?» Münsterli verchlüpft merklich, wie er mich Landei sieht. «Aha ja, Münsterli. Carlos Münsterli.» Wie sich herausstellt, hat Münsterli etwas ganz Exklusives zu bieten. Was, das will er mir nur unter vier Augen in einem Sitzungszimmer verraten, unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Also gehen wir in ein söttiges Zimmer. Münsterli nimmt Platz, schlägt die Beine übereinander und zündet sich eine Sèche an. Er zieht an der Zigarette und spricht während des Inhalierens, Zeigefinger gegen mich gerichtet: «Ich habe genau das, wonach Sie suchen ...» – «Wunderbar. Und was genau suche ich denn?» Münsterli bläst mir den Rauch direkt ins Gesicht. «Eine Band, die weltweit Erfolg haben wird.» – «Soso», antworte ich beim Husten, «und wie heisst denn diese hoffnungsvolle Band?» Münsterli inhaliert wieder, ich gehe mit dem Stuhl prophylaktisch einen halben Meter retour. «Das kann ich Ihnen jetzt nicht sagen.» Und schon kommt die nächste Rauchschwade daher. «Nun ja, das verstehe ich. Grosses Geheimnis, nicht wahr? Haben Sie wenigstens ein Demotape dabei?» – «Diese Band ist so gut, die braucht kein Demo.» Wie sich herausstellt, möchte Münsterli Kohlen für Studioaufnahmen in Los Angeles, am liebsten sofort. Nun, wir haben uns daraufhin relativ rassig voneinander verabschiedet. Und in den (internationalen) Hitparaden, da habe ich die «Musterli Singers» seither auch noch nirgends entdeckt.

Ein anderes Mal, da kommt die Einladung zu einer «Informationsveranstaltung für Kultur-Sponsoring» aufs Pult geflattert. Offenbar etwas Grosses, etwas Einmaliges, etwas ganz Exklusives ist da am Entstehen. Wie ich darauf komme? Nun, glatte neun Personen setzen im Begleit-

brief zur Unterschrift an. Wow! Und «in der Beilage» wird die Gästeliste zur besagten Informationsveranstaltung präsentiert: Schier alles, was zu Bern Rang und Namen hat. Professoren wie Sand am Meer, ebenso «Dr.» und Direktoren, Topshots aus Politik und Wirtschaft. Und dann noch Landei Bo.

Weil ich eine wunderbare Realsatire (für Sie) vermute, melde ich mich an. Dummerweise verlege ich Puffbrueder die exquisiten Unterlagen und finde am Tag der Veranstaltung in meiner Agenda bloss noch das fotokopierte Anmeldeformular. Nur steht da nicht drauf, wann und wo die Sache über die Bühne geht. Immerhin: Eine Telefonnummer deutet an, wer Auskunft geben kann. Ich rufe gegen 10:30 Uhr an.

Auf der Gegenseite läutet es. Und läutet. Und läutet. Ich zweifle an meinem telefonischen Wählvermögen. Sekundenbruchteile, bevor ich auflegen will, nimmt jemand ab: «Haaaalooo...» Ich glaube mich mit einem einschlägigen Salon verbunden. «Bornhauser, von der Migros in Schönbühl. Kann ich mit Frau Dubois\* sprechen?» – «He? Frau wie?» – «Mit Frau Dubois. Ich bin doch mit der Nummer 322 09 07\* verbunden, nicht wahr?» Wie sich herausstellt, bin ich – richtigerweise! – in einer WC gelandet, aus der Frau Dubois aber kürzlich ausgezogen ist. Der junge Mann, noch immer leicht verschlafen, gibt mir die neuen Koordinaten von Frau Dubois.

Zweiter Versuch. 330 00 35\*. Zwar ist Frau Dubois auch unter dieser Nummer nicht erreichbar, wohl aber einer der neun Unterzeichner der Einladung, Herr Schneider\*. Mit ein paar entschuldigenden Worten frage ich Schneider nach Ort und Zeit der Veranstaltung. «Ehhhh, warten Sie mal, wir haben das gestern

kurzfristig geändert ...» Ich staune: «Mit anderen Worten, Herr Schneider, hätte ich nicht angerufen, weil ich meine Unterlagen verlegt habe, ich wäre sauber und glatt heute Abend zur falschen Adresse gefahren? Wollen Sie mir das sagen?» Schneider bestätigt meine Vermutung. Aber nicht nur das. Wie sich herausstellt, bin ich der Einzige (!) der wenigen Angemeldeten, der sich zwischenzeitlich nicht wieder abgemeldet hat ...

Seien Sie mir nicht böse, liebe Leserinnen und Leser, wenn ich plötzlich auch kein Bedürfnis mehr hatte, den Abend solo mit dieser Art von PromoToren zu verbringen ...

\*Namen und Nummern geändert.

# Weshalb ich Hans-Peter zu Tode schlagen musste ...

“ *Hauptdarsteller der heutigen Story ist unser Junior, Patrick. Pädi geht inzwischen nämlich nirgends mehr hin ohne seine Fischerrute, die er von seinem Götti Beat letzten Sommer zum Geburi geschenkt erhalten hat (Beat seinerseits ist jener Cartoonist, der die Karikaturen zu meinen Realsatiren zeichnet, so auch heute). Immerhin: Vater und Sohn Bornhauser haben sich dahingehend geeinigt, dass die Rute nicht mitkommt, wenn unsere Familie Bekannte besuchen geht, selbst wenn sich in einem Kilometer Umkreis ein Feuerwehrweier befinden sollte ...* ”

Die Begeisterung im Kanton Bern für die zweitlangweiligste Sportart ist das eine, das Fischerei-Gesetz das andere. Diesbezüglich ist alles genauestens geregelt, wie in der Schweiz halt so üblich. Unter zehn Altersjahren kann man kein Patent erwerben – und ab 10 dann darf man bis zum zurückgelegten 16. Altersjahr nur mit jemandem Erwachsenen fischen gehen, der selber einen entsprechenden Fähigkeitsausweis besitzt. Als Ausnahme gilt für Zehnjährige ohne Begleitung das Fischen vom Ufer aus im Bieler-, Thuner- und Brienzsee. Allerdings nicht mit Doppelhaken. Und Anfüttern ist ohnehin verboten. Ich hoffe doch sehr, Sie können noch folgen ...

Eigentlich ist Adrian Bolla daran schuld, dass sich bei Bo's seit etwas über einem Jahr (fast) alles nur noch ums Fischen dreht: Während gemeinsamer Ferien am

Meer verabschiedeten sich die Buben letztes Jahr jeweils samt Adis Rute zum Strand – wodurch die Väter ihre Füsse vor dem Bungalow ruhigen Gewissens hochlagern konnten. Salute Mario! Wer hätte ahnen können, dass Neptun sich so an mir rächt? Denn: Kaum hat Pädi Beats Rute geschenkt erhalten, geht es darum, Köder und Spezialhaken zu posten. Das kann man in Bern nur noch bei Herrn Eberhard. Als ich in den Laden an der Monbijoustrasse eintreten will, da hängt ein Schildchen an der Türe: «Bin in zwei Minuten wieder da.» Ich warte draussen, schön artig, wie es sich gehört. Erst nach fünf Minuten, als ein Kunde das Geschäft verlässt, da merke ich, dass Herr Eberhard längst wieder da ist und bloss vergessen hat, das Schildchen wegzunehmen ...

«Womit kann ich Ihnen helfen?», will Herr Eberhard wissen. «Ich weiss es selber nicht ganz genau. Wissen Sie, unser Sohn hat eine Rute geschenkt erhalten und möchte jetzt einmal ...» – «... Maden müssen Sie in diesem Falle haben ...», unterbricht der Fachmann. Die niedlichen Tierchen sind im Kühlschrank aufzubewahren. Da wird sich Mama bestimmt freuen. Machen wir es kurz: In den nächsten Wochen gehen die Maden richtiggehend auf Tauchstation. Einmal zieht Pädi bei Sugiez ein Egli heraus, das sich allerdings als zu kurz erweist (auch das ist genau reglementiert, ein In-die-Länge-Ziehen gilt nicht).

Ein ander Mal, während eines Ausfluges mit Lüthis nach Crans (Pädu, geng wie geng, voll aufmunitioniert), da gehen wir schnurstracks ins Verkehrsbüro, zwecks

käuflichen Erwerbs eines Tagespatents. Macht 20 Stutz. Und zwei Franken zusätzlich für die Fischereitaxe. Währenddem die beiden Ehefrauen anschliessend auf Shoppingtour gehen, setzen sich die vier Kinder – Claudia, Sabrina, Leandro und Patrick – an den Seerand, derweil Christian und ich, alte Strategen, die wir sind, uns auf einen kleinen Feldherrenhügel begeben, das für solche Anlässe obligate Sixpack zur Hand.

Nach ungefähr einer halben Stunde beobachten wir einen älteren Herren, der sich mit den Kindern unterhält, besser gesagt, Pädi die Fischerrute weg-

nehmen will. Geits no? Ganz sein Vater setzt Pädi sich durch und jagt den Feind davon, schickt ihn zur nächsthöheren Instanz. «Ist das Ihr Sohn?», will ein sichtbar Aufgebracht er français wissen. «Und wenn, où est le problème?» – «Er darf hier nicht fischen, er hat kein Patent!» – «Und wenn, was geht Sie das denn an?» Ich lege mein Bud zur Seite und stehe auf. Der selbst ernannte Hüter des Fischerei-Gesetzes erzählt Christian und mir, dass er von der Gemeinde aus berechtigt sei, Kontrollen durchzuführen. «Zeigen Sie mir bitte Ihren Ausweis, votre légitimation, s'il vous plaît.» Mit einem hochroten Kopf eilt der Mann zu seinem Wagen, kommt kurze Zeit später zurück und zeigt uns sein Fischereipatent 1999. «Et alors? Ich will Ihre Legitimation sehen, weder Ihren Fischereiausweis noch die Cumulus-Karte.» Plötzlich erbarmt sich ein anderer Herr der sich zuspitzenden Situation: «Entschuldigen Sie bitte, aber hier in Crans ist es so, dass jeder Inhaber eines Jahrespatents Kontrollen durchführen

kann.» Clever, clever: Die totale Überwachung ohne Kosten für die Behörden. Ich zeige den Herren Pädis Tagespatent. «Und weshalb hat mir der Kleine gesagt, er habe kein Patent?» – «Hören Sie, Monsieur, die Kinder verstehen kein Französisch. Vermutlich haben sie gemeint, Sie würden sie fragen, ob sie Franz sprechen. Und deshalb hat Ihnen Junior mit 'Non' geantwortet. Und nun lassen Sie uns bitte in Ruhe!»



Zwei Stunden später – unter den Augen unseres Kontroll-Fischers, der noch nichts gefangen hat – der GAU: Pädi zieht plötzlich eine riesige Forelle aus dem See, die erste in seinem Leben.

«Papa! Papa! Chumm dä Fisch cho z'totschla!» Christian und ich eilen hinab. Die vier Kinder hüpfen im Kreis um den Fisch herum, währenddem dieser auf dem Rasen rumzappelt. Sabrina hat eine Blitzidee: «Wir nennen den Fisch Hans-Peter!» Und so ergab es sich halt, dass ich Hampi zu Tode schlagen musste. Und Hans-Peter ausnehmen musste, im wahrsten Sinne des Wortes. Und zu Hause haben wir Hans-Peter dann auch noch in die Pfanne gehauen.

Hoppla, beinahe hätte ich es vergessen: Sie möchten natürlich wissen, welches denn die langweiligste Sportart der Welt ist. Zuschauen, beim Fischen. Apropos: Während unserer Ferien am Meer habe ich mir auch eine Angel gekauft. Pädi und ich haben mehr als 100 grosse Fische rausgezogen (und den meisten wieder ihre Freiheit geschenkt).

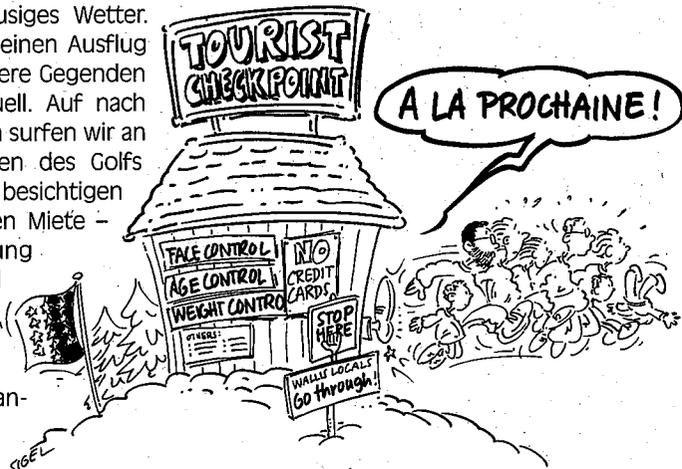
# Wie man mit grossem Erfolg aktiv Umsatz verhindert ...

“ Der Schweizer Tourismus durchlebt gegenwärtig eine Zeit, die nicht unbedingt als Blütephase in die Geschichte des helvetischen Fremdenverkehrs eingehen wird. Das ist weiter auch nicht erstaunlich, wenn man miterleben muss, mit welcher Selbstverständlichkeit umsatzwillige Zeitgenossen vor den Kopf gestossen werden. Wie letzten Winter in Adelboden, als selbst langjährige Gäste höflich gebeten wurden, am Wochenende der Weltcup-Rennen von Freitag bis Montag doch lieber zu Hause zu bleiben, weil den Tourismus-Verantwortlichen Maier & Co. wichtiger waren. Sygseso, deren ihr Bier. Heute möchte ich Ihnen eine sehr spezielle Art der Verkaufsförderung aus dem Wallis aufzeigen – zuerst aber machen wir husch einen Ausflug in die USA. ”

Sonntagnachmittag, lausiges Wetter. Familie Bo beschliesst, einen Ausflug in sonnigere und wärmere Gegenden zu unternehmen. Virtuell. Auf nach Florida! Minuten danach surfen wir an den schönsten Stränden des Golfs von Mexiko rum und besichtigen die tollsten Villen, deren Miete – bei einer Direktbuchung via Internet – zum Teil weit weniger als die Hälfte dessen kostet, als wenn man sie hier durch einen Reiseveranstalter bucht.

An sieben verschiedene Villen-Vermittler stellen wir konkrete Fragen, aus purem Gwunder, ohne bestimmte Absicht. Unglaublich, aber wahr: 24 Stunden später haben sie allesamt geantwortet! Und nicht bloss das: Die meisten korrespondieren in einem Ton, als wenn man sich bereits jahrelang kennen würde. «Dear Tom! Great to hear from Switzerland ...»

Damit wir uns richtig verstehen: Mir geht es jetzt nicht darum, den Schweizer Tourismus als solches in Grund und Boden zu hauen (das hätten viele Leute, die sich Mühe geben, ihre Arbeit richtig zu machen, auch nicht verdient), wohl aber hier und heute ausdrücklich die Verantwortlichen der Seilbahnen Emosson (VS), die, sollten sie immer so wie in unserem Fall reagieren, eine Zumutung für die Förderung des Fremdenverkehrs in diesem Land sind. Stimmt, ich bin – auch heute noch,



ein Jahr nach dem Vorfall – «scheit'hässig». Sie werden schon noch lesen, weshalb.

Entgegen den sonnigen Prognosen ist der Himmel frühmorgens an einem Mittwoch bewölkt. Erste Regentropfen deuten an, dass meteorologisch kein Wundertag zu erwarten ist. Und in der Tat: Als Lüthis und Bornhäusers an die Talstation zur Bergbahn Emosson kommen, da sind wir gegen 10:30 Uhr die einzigen Gäste. Eine Hin- und Retourfahrt für Erwachsene kostet 38 Franken. Nota bene: Das ist mehr als eine Tageskarte im Europapark Rust! Kinder ab fünf Jahren und Hunde bezahlen 19 Franken, Kinder ab 12 Jahren haben 28 Franken zu entrichten. Wir rechnen den Totalbetrag pro Familie aus. Macht 114 Franken. Happig.

Wir erkundigen uns deshalb nach Vergünstigungen für Familien. Negativ. Rabatte für Inhaber von Halbtax-Abos? Fehlanzeige. Bezahlen mit Reka-Checks? Nicht möglich. Incroyable: Jede Art von «Plastikgeld» wird abgelehnt – und das, obwohl man beinahe in jedem Lädeli um die Ecke bargeldlos bezahlen kann. C'est à prendre ou à laisser – take it or leave it, wie es Neudeutsch heute heisst. Darauf nicht vorbereitet, zählen wir unser Bares zusammen. Lü's und Bo's bringen gemeinsam knapp 250 Franken zusammen. «Wollen wir unter diesen Umständen überhaupt?», fragt eine der beiden Mütter, «das ist doch wahnsinnig viel Geld.» Trotzdem – und wenn wir schon mal hier sind ... Ich bezahle die 114 Franken, bekomme dafür vier Tickets. Auch Christian macht sich daran, die Billette zu kaufen.

Plötzlich verlangt die Dame am Schalter nach einem Ausweis für seine Tochter. Grund: Die Angestellte schätzt Sabrina älter als zwölf Jahre ein. Dummerweise

haben Sabrinas Eltern weder Geburts- noch Taufschein ihrer Tochter dabei. Ich eile zu Hilfe, bestätige, dass die Kleine (überhaupt noch nicht «frühreif») noch nicht zwölf Jahre alt ist, sondern sechs Monate davon entfernt. Die Dame beharrt auf ihrem eigenen Urteilsvermögen und verweigert Sabrina ein Kinder-ticket. Alles Argumentieren nützt nichts. Somit beschliessen wir, die Bahn sausen zu lassen. Man stelle sich das vor: An einem trüben Mittwoch ohne Gäste-Ansturm verzichtet die Emosson-Bahn locker auf 228 Franken Umsatz – mir nichts, dir nichts. Jede Wette: In Österreich wäre man in einer solchen Situation wirklich der sprichwörtliche König.

Der Ehrlichkeit halber sei hier auch gesagt, dass wir uns von Madame nicht gerade mit einem leisen «Une bonne journée!» verabschiedet haben. Das ganz dicke Ende kommt aber noch: Diesen Vorfall habe ich als Leserbrief in der lokalen Zeitung veröffentlicht. Keine Reaktion. Also wurde der Leserbrief samt Kommentar dem Verwaltungsrat der Emosson-Bahn zugestellt. Keine Antwort. Ils s'en foutent pas mal. Eigentlich kein Wunder, verliert das Reiseland Schweiz immer mehr an Kredit, solange derartige «Dienstleistungsanbieter» ungestraft den Ruf unseres Touristenlandes ruinieren dürfen. Übrigens: Den Staudamm Emosson haben wir eine halbe Stunde nach diesem Intermezzo an der Talstation dennoch locker erreicht. Im Auto. Und: Unseren Unmut haben wir auch Valais Tourisme durchgegeben. Von diesem Verband kam prompt ein Bedauern – mit Kopie nach Emosson. «Die» haben Wochen später bloss mit einem an Peinlichkeiten nicht zu überbietenden Brief reagiert. Sygseso.

# «Schuss! Schuss! Schuss! Schuss! Schuss! Schuss!»

« Jene unter Ihnen, die meine Realsatiren regelmässig lesen, erinnern sich vielleicht: Vor nicht allzu langer Zeit hat mir ein Grossvater erzählt, wie er seinen Enkel einmal auf dem Fussballplatz erlebt hat. Der mittlerweile 82-jährige Ernst Frei aus Bern, Zuschauer bei einem Juniorenspiel zwischen Schönbühl und Ostermundigen, beschreibt darin – unter dem Titel «So päääg wenigstens, denn erchlüpft är!» – vor allem die wenig schmeichelhaften Anwendungen eines ständig schreienden SCO-Trainers. Nun, das kann kein Zufall gewesen sein, das mit dem hyperventilierenden Ostermundiger; das scheint dort zum Standardrepertoire zu gehören, wie Sie spätestens in drei Minuten selber merken werden. »

Unser Patrick spielt Fussball bei den Junioren des SC Wohlensee, unter der Ägide von Claude Dasen (der, dies nur nebenbei, einen fantastischen Job mit den Kleinen macht). Für Samstag ist wieder einmal ein Spielnachmittag angesagt, in Flamatt dieses Mal, mit Teams aus Flamatt (logischerweise), aus Münchenbuchsee, aus Ostermundigen und aus, pardon, vom Wohlensee. In der Nacht zuvor regnet es in Strömen. Und regnet. Und regnet. Und regnet. Über Telefonnummer 1600 ist während des Vormittags zu hören, dass praktisch alle Rasensportveranstaltungen in der Region abgesagt worden sind, sogar die Durchführung der Fussballspiele der

NLA steht zur Diskussion; nur in Flamatt scheint der Spielnachmittag gesichert (ob «die» wohl auf imprägniertem Rasen spielen?). Claude Dasen meldet sich kurz vor unserer Abfahrt zum Treffpunkt telefonisch: «Thomas, alles klar. Das Turnier findet statt. In Flamatt scheint die Sonne, sagt man mir.» Soso.

Bei der Kappelenbrücke treffen sich Trainer, Aktive (das wären dann die Kids), Betreuer, Eltern und Geschwister zum allgemeinen Carpooling. Ich fahre dieses Mal bei Theres mit, einer, wie sich beim Gespräch nach Flamatt herausstellt, Bäuerin aus Säriswil. Wir reden über die Agrarreform 2002, über den Milchpreis von 77 Rappen pro Liter, den kaum ein Landwirt erhält, über den Direktverkauf ab Hof – bis Theres mich, Sekunden nach der Ankunft in Flamatt, nach meinem Beruf fragt. Und nach meiner Arbeitgeberin. «Wie, du arbeitest bei der Migros?», verchlüpft sie.



Theres macht ab ihrer Abneigung gegenüber dem Grossverteiler keinen Hehl (ein Glück, hat sie das erst nach unserer Ankunft erfahren, sonst hätte sie auf der Autobahn womöglich noch angehalten und mich auf dem Pannestreifen stehen lassen). Auch wenn Theres und ich «Migros-mässig» das Heu nicht auf der gleichen Bühne haben (vermutlich nicht einmal im gleichen Tenn), so ist es dennoch ein sehr gutes Gespräch, das sich anschliessend entwickelt. Meint übrigens auch Theres.

Zurück aber zum Fussball, deshalb sind wir ja hier. Das erste Spiel bestreiten Patrick, Thomas, Patrick, Laura (doch, doch, Sie haben richtig gelesen!), Abilasha, Francesco, Christoph, Kevin, Marc, Nino und Sebastian – ihre Tricots mit Huwyler Treuhand angeschrieben – gegen die gleichaltrigen Tschütteler des FC Ostermundigen, offensichtlich von der Scheidegger Irgendöppis AG unterstützt. Das Spiel hat noch nicht einmal angefangen, da weiss ich bereits, wo ein Realsatiriker seinen Platz suchen muss: Man braucht bloss neben den Trainer der Ostermundiger zu stehen, da ist Unterhaltung garantiert. Der Mann schreit in einem fort, schon Sekunden vor dem Anpfiff. Zeitweise kann ich seinen verbalen Schachzügen kaum folgen, derart schnell ändert er, für ganz Flamatt gut hörbar, seine Meinung: Ein «Mach!» folgt Sekundenbruchteile nach dem «Hesch Zyt!», ein «Wyt spile!» unmittelbar nach dem «Churz!» Ganz ehrlich: Mich würde der Gute hoffnungslos überfordern.

Relativ rasch führen die Scheideggers gegen die Huwylers im strömenden Regen (...) mit 2:0. Armer Claude, vielleicht müsstest du es halt auch einmal mit Nötigung versuchen wie der Kollege aus Ostermundigen. Stehst da, schaust ruhig zu und ermunterst dein Team,

nach den beiden Gegentreffern ruhig weiterzuspielen. Man hört dich bloss, wenn du auswechseln lässt: «Nino, chum use; Laura, gang deck dr Sibner!» Claude, das kann ja nicht gut gehen.

Derweil steigert sich der Ostermundiger zum Orkan: «Eine!», «Linie lang!», «Luege!», «Was isch daaaaaaas?», «Wägg!», «Ufboue!», «Decke!», «Suber!», «Dr Vierer!», «Hesch ne!», «Gang!», «Defensiv!», «Beeeeeewege!», «Ruhig!», «Wyt!», «Hinge!», «Tackle!» (nicht unbedingt die feine Art), «Füre!», «Louf! Louf!» Undsoweiterundsofort. Auch ein Vater lässt sich anstecken: «Elleboge use!» Kein Wunder, rennen sich die kleinen Mundiger ihre Seelen aus dem Leib – und spielen entsprechend drückend überlegen. Aber ganz ehrlich gesagt, mir ist es noch immer lieber, unsere Kinder verlieren einen Match oder ein Turnier, dafür funktioniert das Soziale im Team und in seinem Umfeld. Wie bei Claude.

Unglaublich, aber wahr: Es gibt doch noch eine Art Gerechtigkeit auf dieser Welt. Ostermundigen hat nämlich zum Schluss mit 2:3 verloren, weil «unsere» einzigen drei Schüsse aufs Tor echte Volltreffer waren. Da nützten in den letzten Spielminuten selbst die auf ein einziges Wort reduzierten Befehle aus Ostermundigen («Schuss!», «Schuss!», «Schuss!») nichts mehr.

Für die Statistiker: Das Team von Claude Dasen hat zum Schluss sogar noch das Turnier gewonnen.

# «Thomas, mann könnte das auch einfacher machen ...»

“*Dann und wann habe ich das Gefühl, nicht bloss im falschen Film, sondern im falschen Kino zu sitzen. Ich nehme an, Ihnen gehe das von Zeit zu Zeit ebenso. Na ja, Sie wissen bestimmt, was ich damit meine ... Ich darf Sie trösten: Nicht nur uns passiert das: Auch andere Zeitgenossen haben da so ihre Mühe. Mehr dazu zum Schluss dieser Story. Zuerst wollen wir uns nämlich über den dummen Thomas amüsieren ...*”

Es ist Tradition, dass wir bei der Migros Aare aussergewöhnliche Geschäftsberichte realisieren. Das wird dieses Jahr nicht anders sein: Mitte Mai erscheint unser Rechenschaftsbericht, zusammen mit einer grossen Fotostory, in der die Geschichte von Lehrlingen erzählt wird, die ihre Ausbildung bei uns absolvieren. Die Geschichte beginnt während der BAM, an der sich Schülerinnen und Schüler über die Möglichkeiten der Berufsbildung erkundigen können, und endet mit der Lehrabschlussfeier. Klar, dass es dabei nicht bloss um den Geschäftsalltag gehen wird, auch private Episödden gehören dazu. In einer dieser Seitengeschichten geht es um Fränzi und Alex, die sich plötzlich einbilden, sie würden derart gut aussehen, dass sie bestimmt als Models arbeiten können. Also fahren sie zusammen nach Milano.

Über das, was in Mailand genau passieren wird, sei hier und heute noch nichts verraten (immerhin darf ich Ihnen flüstern,

dass wir auch bei der inzwischen berühmterbüchtigten Agentur ELITE waren). Innerhalb des Milano-Abstechers geht es darum, dass Fränzi und Alex zu McDonald's gehen. Und um diese Szene geht es im nachfolgenden Abschnitt.

Fränzi und Alex sitzen am Tisch – die bekannten McDonald's-Köstlichkeiten vor sich aufgetürmt. Fränzi hat ihr Handy auf dem Tablett. «Fränzi, nimm dein Handy weg», meint Fotograf Christoph Hoigné zur 18-Jährigen. Fränzi tut wie befohlen und steckt das Ding in die linke Tasche ihrer Jacke, die hinter ihr über die Stuhllehne gehängt ist. Ungefähr fünf Minuten später haben wir die Szene im Kasten. Ich – als Mädchen für alles dabei – räume den Tisch ab, schmeisse den Abfall in die dafür vorgesehenen Abfallsäcke. Plötzlich: Panik bei Fränzi! «Hilfe! Man hat mir mein Handy gestohlen!» – «Das ist doch nicht möglich, da war niemand hier, der das hätte stehlen können», beruhigt Christoph. Und dennoch: Das Telefon bleibt verschwunden. «Hört mal», mische ich mich ein, «ich habe ja jede Menge Abfall weggeschmissen. Ob das Handy wohl auf einem der Tablette war und ich es achtlos entsorgt habe?» Ich will ganz sicher sein, also öffne ich den Behälter, wo der Abfallsack versteckt ist, kreppe die Ärmel hoch und wühle mich durch den Abfall, die Arme bis zu den Achselhöhlen im Ketchup und den kalten Frites. Auf einmal steht die charmante Fränzi neben mir, mustert mich gönnerhaft (dabei suche ich ja ihr blödes Handy!!) und meint dann sec: «Thomas, mann könnte das auch einfacher machen. Nimm doch das Handy von Christoph, wähle meine

Nummer – und wenn es im Sack piepst, dann ist das Handy drin.» Ob Sie es glauben oder nicht: Auf einer der geschossenen Fotos ist der Dieb bei seiner Tat zu sehen ...

Sie glauben sicher, dass man mich so schnell nicht übers Ohr hauen kann, nicht wahr? Dachte ich auch – bis ich selber den Gegenbeweis angetreten habe. Letzte Woche passiert: Weil die 1-Stunden-Fotoentwicklungsanlage im Shoppyland in Revision ist, ich aber einen Film dringend entwickeln lassen muss, mache ich auf dem Heimweg einen Umweg über den Hauptbahnhof Bern, wo es auch so einen Schnellschussladen gibt («Minit 1 Foto» heisst das Labor). Ein schätzungsweise 30-jähriger Mitarbeiter – eine Art Züridütsch sprechend – nimmt sich meiner an. «Ich möchte diesen Film entwickeln lassen, umgehend.» – «Sicher, das ist kein Problem, in 45 Minuten können Sie ihn abholen. Sagen Sie, sind Sie bereits Mitglied bei uns?» – «Nein, das bin ich nicht, ich will ja auch bloss den Film da ...» Dann geht es los, und zwar in einem Tempo, bei dem Bärndütsch ausgeschlossen ist. Mir wird erklärt, dass ich als Mitglied Filme, Filmtaschen, Posters, Puzzles, T-Shirts, Clubkarte und wasweissichnichtnochalles halb gratis erhalten würde. Wie auch immer: Nach knappen drei Minuten hat der Minit-Club ein Mitglied mehr (durch Unterschrift des Neuen beglaubigt!) und 37 Franken in der Kasse. Ich hingegen stehe mit einem sturmen Kopf und zwei APS-Filmen da, die ich eigentlich gar nicht kaufen wollte ...



Psssssssst, wenn Sie versprechen, «es» nicht weiterzuerzählen, dann flüstere ich Ihnen was. Auch andere haben so ihre Schwierigkeiten. TeleBärn, zum Beispiel. Kürzlich war Altstapi Max Conrad aus Burgdorf bei Matthias Mast im «Talk». Was nun fast niemand weiss: Max Conrad musste zweimal zum Interview antreten, weil die Helden in der Technik bei der ersten Aufnahme schlicht und ergriffend vergessen hatten, den Ton mitlaufen zu lassen (das wurde erst Tage später, kurz vor der Ausstrahlung bemerkt).

TeleBärn zum Zweiten: Letzten Donnerstag hatte ich einen Termin zu einem Interview. Ort: Bern-Brünnen (unmittelbar neben der Schoggi-fabrik Philip-Morris-Kraft-Jacobs-Suchard-Tobler). Um 12:30 Uhr. Ich bin zehn Minuten zu früh dort, stehe wie eine Vogelscheuche auf einem unbebauten Terrain. Eine eiskalte Bise ist angesagt. 12:30, 12:40, 12:50 Uhr – weit und breit kein TV-Macher. Ich zweifle ernsthaft an mir selber. Habe ich etwa 13:30 Uhr gesagt? Dummerweise habe ich kein Handy dabei, also halte ich aus. Um 13:10 Uhr braust ein Taxi heran. Dem Wagen entsteigt ein Reporter mit seinem ganzen Puff und ein paar entschuldigenden Worten: «Ich konnte keines unserer Autos nehmen, also bin ich mit dem Bus gefahren, habe aber zu spät gemerkt, dass diese Linie gar nicht nach Brünnen fährt ...» Henusode, es git Schlimmers!

# «Darf ich auch bei Vaucher oder Juwelier Kurz einkaufen?»

«Ich bin mir sicher, dass Sie bei der heutigen Realsatire mitreden können, denn Sie alle haben bestimmt schon mehrmals von Unbekannten ganz tolle Offerten zur wundersamen Geldvermehrung oder, im Sinne eines humanitären Akts Ihres Gönners, Geschenke versprochen erhalten. So kürzlich auch mein Schwiegervater. Der Brief kam aus deutschen Landen. Zwar hiess das Motto der Kontaktnahme «Bei uns liegen Sie richtig», bei der Absenderin handelte es sich aber ausdrücklich nicht um ein Bestattungsinstitut.»

«Sehr geehrter Herr S! Sie waren vor einiger Zeit auf einer Veranstaltung über 'gesundes Schlafen'. Zwischenzeitlich haben wir uns mit einer eigenen Firma selbständig gemacht, um den Wünschen unserer Kunden besser gerecht zu werden.» Nun müssen Sie, liebe Leserinnen und Leser, Folgendes wissen: Mein Schwiegervater war, grosses Pfadfinderehrenwort, nie auf einer solchen oder ähnlichen Veranstaltung, demzufolge müssen die Empfänger des Briefes nach dem Prinzip des Blindlande-Anfluges innerhalb eines speziellen Mailings aus-gesucht worden sein.

Fett gedruckt steht danach zu lesen: «Laden Sie doch einmal 3-4 Ehepaare zu einer gemütlichen Runde entweder in ein nettes Restaurant oder privat zu sich nach Hause ein. Selbstverständlich über-

nehmen wir die Kosten für das Nachtessen. Als 'Dankeschön' für Ihre Bemühungen erhalten Sie einen Warengutschein in der Höhe von 400.- Sfr. und außerdem für jedes anwesende Ehepaar zusätzlich einen Warengutschein in Höhe von 50.- Sfr.» Da jauchzt doch das Herz eines jeden Realsatirikers!

Steffen H., Verfasser des Angebots, beglücke ich mit einem Fax. Hier Auszüge daraus: «Mein Schwiegervater hat mir Ihre tolle Offerte gezeigt. Weil er altersmässig nicht mehr der Party-Typ



ist, möchte ich für ihn einspringen. Die Frage ist: Gibt es bei Ihrem grosszügigen Angebot Spielregeln? Oder eine obere Limite für das Nachtessen (wir sind meistens recht grosszügig, wenn andere bezahlen ....)? Und: Worauf bezieht sich Ihr Angebot bezüglich der Warengutscheine? Kann ich diese bei der Vereinigung Berner Spezialge-

schäfte bestellen und Ihnen in Rechnung stellen lassen?»

Nun gut, Sie haben ja Recht: Ganz schön fieles, eine söttigi Reaktion. Aber als Real-satiriker ist ein derartiges Angebot nicht bloss eine echte Herausforderung, sondern ein Muss (damit Sie heute wieder was zum Schmunzeln haben). Die Antwort des Herrn H. lässt denn auch nicht lange auf sich warten. Genau zwei Stunden später, gegen 20:00 Uhr, läutet das Telefon. «Tja, schönen guten Abend, Herr Bornhauser, ist ja ganz toll, dass ich Sie so schnell sprechen kann», begrüsst mich einer in reinrassig schriftdeutscher Sprache – und zwar so schnell, dass ich, Schweizer Landei, das ich bin, gar nicht dazu komme, piep oder pap zu sagen. «Sie habe ja ganz schön Humor, Herr Bornhauser, ganz toll, jawohl, wirklich! Ich habe mächtig gelacht ob Ihrer Feststellung, Ihr Schwiegevater sei nicht mehr der Party-Typ. Ganz toll, wie Sie das beschreiben, Herr Bornhauser, ganz toll!» H. lacht weiter. «Sagen Sie, Herr Bornhauser, wann können wir uns denn treffen, zusammen mit Ihren Freunden? Ist das kurzfristig möglich? Diese Woche sogar noch?» Da H. jetzt offensichtlich eine Antwort erwartet, komme ich endlich dazu, seinen rhetorischen Zwölfzylinder hinunterzubremsten, ungefähr so wie H.'s Landsmann Michael Schumacher seinen Ferrari vor der Loews-Kurve in Monte Carlo. «Moment mal, Herr H. Alles schön der Reihe nach. Zuerst hätte ich da schon die eine oder andere Frage, bevor wir beide ins Geschäft kommen ...»

Ich erkundige mich nach der Kostengutsprache des versprochenen Nachtessens. «Herr Bornhauser, das ist gar kein Problem, überhaupt nicht! Sie brauchen sich um gar nichts zu kümmern – Sie sagen mir, wohin Sie mit Ihren Freunden gehen wollen und ich arrangiere das

direkt mit dem Wirt!» Wie sich herausstellt, kalkuliert H. pro Person 18 Franken, Vor- und Haupt- und Nachspeise und Kaffee inbegriffen. «Herr H., sagen Sie, machen Sie das Kalb mit mir? Für 18 Franken kriegen Sie in der Schweiz nirgends mehr einen Mehrgänger!» Steffen korrigiert mich umgehend, sagt, dass er «jede Menge netter Restaurants» hierzulande kennt, wo das reibungslos funktioniert. «Herr H., wenn ich schon Freunde einlade, dann kostet Sie allein der Hauptgang mindestens 30 Franken ...» Steffen H. scheint ganz leicht irritiert, wechselt das Thema in Richtung Warengutscheine.

«Herr Bornhauser, wie soll ich das verstehen, mit den Warengutscheinen und den Berner Spezialgeschäften?» – «So wie es geschrieben steht, Herr H., wobei es nicht zwingend der offizielle Verband sein muss. Auch Gutscheine des Sportgeschäfts Vaucher oder von Juwelier Kurz im Shopyland Schönbühl würden mich freuen. Darf ich Ihnen die Rechnung über 600 Franken zustellen lassen?» Von jetzt an (endlich!) scheint der schnelle H. den Braten zu riechen. Denn: Selbstverständlich sind die Warengutscheine nur für Bezüge bei seiner Firma gültig, worauf ich mich enttäuscht gebe – zum völligen Unverständnis von Steffen H., der plötzlich extrem wortkarg wirkt und einige Sätze später die Übung abbricht. Ein hoffnungsloser Fall, dieser Bornhauser.

Und überhaupt: Was brauche ich Tipps für gesundes Schlafen, der ich jede Nacht innert Sekunden in Tiefschlaf versinke? Die Lösung heisst: Ein Wasserbett von Aquadynamic. Zwar nicht bei Vaucher oder Kurz im Shopy zu haben, wohl aber bei Möbel Pfister.

# Ab 300'000 Franken gilt man in Gstaad als willkommen.

«Sehr gut möglich, dass Sie die nachfolgende Feststellung (nicht) erstaunen wird: Eine beachtliche Anzahl von Zeitgenossen findet, ich sei ein Unmöglicher. Weil kein eigentlicher Mäsochist, werden wir hier nicht auf Details eingehen. Nur soviel: Es ist in der Tat manchmal einfacher, ein gutes Image aufrechtzuerhalten als ein schlechtes. Eine gute Tat nämlich, und schon heisst es unter Umständen, «der ist gar nicht so leid, wie andere ihn beschreiben». Und schon ist man den schlechten Ruf los. Wie auch immer: Migros-intern haftet mir das Image eines Enfants terrible an, eines Hofnarren, wobei mir beide Rollen zusagen und, übrigens, auch sehr gut anstehen. Die heutige Kurzstory wird Ihnen beweisen, weshalb dem so ist.»

Das Verhältnis der Berner Oberländer zur Migros ist ein sehr spezielles. Sagen wir es so: Eine Mehrheit der Oberländer hat nicht das Foto von Gottlieb Duttweiler auf dem Nachttischli stehen. Und deshalb kann es kaum erstaunen, dass Baubewilligungsverfahren für Migros-Projekte im Oberland erstaunlicherweise viel länger als im Unterland dauern. In Gstaad war es ganz extrem, da wurden wir über Jahre sogar amtlich behindert, aktiv und passiv. Sehr zur Freude vieler Gewerbetreibender. DuMMerweise für sie alle eröffnete die Migros am vergangenen 2. Dezember 1999 eine Verkaufsstelle in eben diesem Gstaad. Nachdem alle offiziellen Redner an der ebenso offiziellen

Einweihungsfeier ihre ergreifenden Worte in zusammenhängenden Sätzen heruntergespult hatten, war ich mit der eigentlichen Überraschung des Abends parat: Mit einem Eröffnungsgeschenk an unseren Filialleiter, an Martin Ingold. Und mit einer unerwarteten Festrede, die es in sich hatte. Ich gebe sie in leicht gekürzter Version wieder, damit alle Leute, die während meiner Ansprache davongelaufen sind, sie nachlesen können. Brav so?

«Dieser 2. Dezember ist ein Freudentag für die Migros Aare. Wir freuen uns wirklich! Auf die Bevölkerung. Auf die Touristen. Auf die Begegnungen mit den Menschen hier. Und wir freuen uns darüber, dass wir bei der Planung und beim Bau dieser Migros von verschiedenen Gstaadern in einer Art und Weise motiviert wurden, die einmalig ist und ihresgleichen sucht. Dafür haben wir zu danken! Wir haben für Martin Ingold lange nach einem Eröffnungsgeschenk Ausschau halten müssen, haben sie ganz zum Schluss aber doch noch gefunden; diese Kuhhaut! (Martin Ingold erhält die Kuhhaut geschenkt.) Was wir hier nämlich in Gstaad alles erlebt haben, das geht wirklich auf keine Kuhhaut mehr! (Die ersten beiden Geladenen verlassen den Saal.)

Lassen Sie mich, sehr geehrte Damen und Herren, schnell zwei, drei Musterli zum Besten geben – ich verspreche Ihnen, Sie werden sich nicht langweilen. Und bitte! «Cosa nostra» will ich nirgends geflüstert hören, auch «Camorra» nicht, schliesslich sind wir ja im Saanenland und nicht in Palermo. Und gelacht wird schon gar nicht! Also: Ich habe hier einen Brief

vom Tourismusverband Gstaad-Saanenland aus dem Jahre 1995 in der Hand, unterzeichnet vom Direktor, mit Wünschen und mit Forderungen an die Adresse der Migros, die schlicht aus dem Tierreich sind, um einen Bezug zur Kuhhaut zu schaffen. Da schreibt uns also der Direktor unter anderem, dass «die Migros den Tourismus jährlich mit ca. 300'000 Franken unterstützen muss, damit sie als Partnerin im Saanenland willkommen wäre». (Weiterer Abgang, wenn auch nicht besagter Direktor, der heute anderswo arbeitet und deshalb nicht anwesend ist.) Abgesehen davon, dass hier Sympathie nur eine Frage des Geldes zu sein scheint: Wissen Sie, was Coop hier in Gstaad jährlich bezahlt? Es ist eine vierstellige Summe ... Und was schliessen wir daraus? Dass unsere Marktpartnerin, angesichts dieses Betrages und im Vergleich zur Forderung an die Adresse der Migros, einen nur ungefähr 30 m<sup>2</sup> grossen Verkaufsraum haben muss ... (Gelächter. Ein weiterer Herr verlässt den Raum.)

Genug jetzt aber mit der Motzerei! Wie gesagt, wir haben wirklich zu danken, für diese Verhinderungsversuche, für diese unverschämten Forderungen, für die aufgestellten Hindernisse und Schikanen. Sie haben uns nämlich nur zusätzlich motiviert! Und in diesem Geist und Unsinn darf ich Sie alle jetzt ans Buffet bitten, um Ihre Gläser auf die Zukunft dieser neuen Migros zu erheben. Und noch eine ganz freudige Nachricht: Die Apéro-Häppchen werden Ihnen nicht im Halse stecken bleiben, sie stammen nämlich nicht aus der Migros, sondern aus der Küche des Hotels Bellevue. En Guete!»

Wie stellte mich Jules Kyburz neulich schmunzelnd einem seiner Bekannten vor, als ich eben diesem Bekannten sagte, sein Anliegen liesse sich problemlos erledigen? «Weisst du, der Bornhauser, der hat nie ein Problem; höchstens andere mit ihm. Nicht wahr, Herr Bornhauser?» Soisches.

Ah! Und der Securitas hier gebührt ein grosser Dank. (Applaus.) Denn: Ein aufmerksamer Securitas-Mann hat uns nämlich erst kürzlich gemeldet, dass sich nachts jemand hier rumtreibt und im Schutze der Dunkelheit mit Doppelmeter das ganze Gebäude nachmisst. Was seine Ehefrau oder Partnerin wohl zu seinen nächtlichen Eskapaden meint? Das entzieht sich meiner Kenntnis (Gelächter). Hingegen weiss ich, dass die Migros günstige Doppelmeter und Taschenlampen im Sortiment führt (neuerliches Gelächter). Sie befinden sich hinten im Laden, links.



# Ernst Aemisegger in den Nationalrat!

“*Stimmt: Ich verrate Ihnen kein Staatsgeheimnis, wenn ich mich mit der Bemerkung oute, dass ich mit der Politik, um es einmal unge-wohnt diplomatisch zu sagen, nicht sehr viel anfangen kann. Klar, der Fehler liegt bei mir, denn bei keiner Partei würde ich meine eigene Antrittsrede überleben. Ein Impulsiver bin ich, aber das mag an meinem Namen liegen, denn der wirklich bekannte Thomas Bornhauser (1799–1856), Pfarrer zu Weinfelden, war ein, glaubt man der thurgauischen Geschichtsschreibung, ausgesprochener «Hitzkopf und Stürmer». Nun, das wirklich Ver-rückte an meinem Unverständnis der Classe politique gegenüber: Immer, wenn ich mit ihr zu tun habe, werden meine blöden Vorurteile. bestätigt.*”

National- und Ständeratswahlen sind angesagt – und mit ihnen das unvermeidbare Bedürfnis aller Kandidatinnen und Kandidaten, sich plötzlich bekannt und, womöglich, erst noch beliebt zu machen. Keine Gelegenheit wird dabei ausgelassen. Im Gegenteil: Der Fantasie, eine so genannte Plattform zu finden, sind keine Grenzen gesetzt. Wie wäre es denn mit Werbung auf Lebensmitteln? (Siehe die Karikatur von Beat Siegel)

So eine Wahl-Plattform findet am 21. August 1999 auf dem Areal des Shop-pylands Schönbühl statt, wo eine andere Plattform aufgebaut wird: Die Frischeplattform der Migros Aare. Gela-

den hat die FDP Oberaargau. Und zwar – es ist ja Wahlzeit – auf die total Unge-wöhnliche: An einem Samstagmorgen (!) um 06:45 Uhr (!) zu einer «Betriebs-besichtigung der Migros Aare, mit anschliessender Podiumsdiskussion unter der Leitung von Nationalrat Jean-Pierre Bonny». Weil hochoffiziell öffent-lich, mache ich mich keiner Indiskretion schuldig, wenn ich Ihnen, wenn auch nur im Nachhinein, einige Musterli und Episödden rund um die Veranstaltung ausplaudere ...

Bereits im Vorfeld der Übung gibt es Mi-intern zu schmunzeln. Die charmante Diana Monopoli, Sekretärin von Supermarkt-Boss Ernst Aemisegger, informiert das Kader der Migros Aare über die Wahl-veranstaltung. Erster Satz ihres Memos: «Wie Sie wissen, finden am 21. August die National- und Ständeratswahlen des Lan-desteiles Oberaargau in Schönbühl statt.» Aha. Merke: Auch bei Diana steht Politik offenbar nicht an erster Stelle ihrer Frei-zeitaktivitäten

Nie sind Politiker; pardon, nie sind Kan-didatinnen und Kandidaten so volksnah und zugänglich wie während des Wahl-kampfes. Ist auch am 21. August in Schönbühl nicht anders. Wie ich um 06:30 Uhr einlaufe, da werde ich vor der Betriebszentrale, die ich seit bald 15 Jahren jeden Morgen betrete, von einem mir total unbekanntem FDP-Mann (erkennbar an seinem unüber-sehbaren FDP-Abzeichen) per Hand-schlag begrüsst: «Schön, dass Sie schon so früh zu uns kommen, Herrrr, eh...Herrrr... Wie ist Ihr Name?» Der Mann, wohl im Glauben, einen potenzi-



Pierre Bonny kennt) oder Frau eh, Frau ehhhh, sorry – ich habe leider ihren Namen vergessen.

Vera-Verena Schlittler-Graf aus Köniz, im Publikum sitzend, meldet sich in Richtung Podium zu Wort, stellt sich vor und fügt hinzu, dass sie auf der «Liste 7» figuriert. Jean-Pierre Bonny zeigt sich einmal mehr überrascht: «Was ist denn die Liste 7?» Vera-Verena Schlittler-Graf sec retour: «Herr Bonny, das ist die offizielle Frauenliste der FDP.» Scho wider öppis gelernt. Die Diskussion plätschert so dahin, mit wegweisenden Feststellungen wie zum Beispiel jener einer NR-Kandidatin: «Ich unterstütze es, dass wir das nicht unterstützen.» Soso.

ellen FDP-Wähler vor sich zu haben, irrt ebenso wie jener Zeitgenosse, der meint, FDP stehe abkürzend für Filets de perche. Nun denn: Weil auch ein Tag im Leben vieler vielbeschäftigter Politiker nur 24 Stunden aufweist, kommen dann und wann gewisse Vorbereitungen zu kurz. Wie anders sonst ist – nach der Betriebsbesichtigung, zu der sich schätzungsweise 30 Leute eingefunden haben – die Frage von Moderator und Aushängeschild Jean-Pierre Bonny zu verstehen, der vor Beginn der Podiumsdiskussion sicherheitshalber bei einer FDP-Lokalgrösse nachfragt, ob es sich «heute wirklich um den Landesteil Oberaargau» handelt?

An der Podiumsdiskussion nehmen 17 Leute teil – von hochrangigen Politikerinnen und Politikern wie Christine Beerli und Gast-Star Samuel Schmid angefangen, bis hin zu Leuten wie FDP-NR-Kandidat Silvain Astier (den nicht einmal Jean-

Währenddem Ständerätin Christine Beerli eine Frage beantwortet, flüstert Jean-Pierre Bonny Migros-Aare-Boss Herbert Bolliger etwas ins Ohr – und jener, Sekunden später, Ernst Aemisegger. Letzterer steht sofort auf und verschwindet, um einige Minuten danach wieder seinen Platz einzunehmen. Wie sich zum Schluss herausstellt, handelt es sich beim kleinen Päckchen, welches Ernst A. Jean-Pierre B. zusteckt, um Eierschwämme. Der (heute ex) Nationalrat hörbar in kleiner Runde: «Meine Frau sagte mir, ich sollé, wenn ich schon bei der Migros sei, unbedingt noch Eierschwämme mit nach Hause bringen.» Für diese vorgelebte Effizienz gibt es nur ein Fazit: Ernst Aemisegger in den Nationalrat!

# Wenn das rote Kreuz bewusst Unwahrheiten verbreitet

“ Da lädt also ein bestandener Journalist seine Berufskolleginnen und -kollegen zum Stamm. Gast in dieser Runde ist meine Kollegin und Nachfolgerin als Pressesprecherin bei der Migros Aare, Andrea Müller-Hildebrand. In der Einladung steht über Andrea Folgendes zu lesen: «Ihr Vorgänger hat die Nase von den Journalisten derart voll, dass er ihr seinen Posten überlassen hat.» Nur: Der Mann weiss, dass das nicht ganz der Wahrheit entspricht. Ich habe nämlich nicht die Nase von den Journalisten im Allgemeinen voll, sondern «lediglich» von jenen Medienschaffenden, die Tatsachen verdrehen. ”

Mit immer mehr Gratiszeitungen und TV-Sendern in der Schweiz nimmt der Druck auf die Journalisten in einem Mass zu, der sowohl für die Medienschaffenden selber als auch für die in der Berichterstattung Direktbetroffenen zum Teil unerträglich ist. Kaspar Villiger könnte dazu vermutlich auch ein Buch schreiben. Auflage und Einschaltquoten über alles? Fast scheint es so. Und mitunter gebärden sich dabei einzelne Redaktoren einer Konsumentensendung am TV wie selbst ernannte Alles(besser)wisser aus den monopolistischen Staatsfernsehanstalten längst zusammengekrachter Zeiten. Ich darf Ihnen – stellvertretend für viele weitere – vier krasse Beispiele und einen «Anhang» aufzeigen, die unberechtigt/unberichtigt durch den Medienwald gingen und mit dafür schuld sind, dass einem die Arbeit mit einem

gewissen Genre von Journaille letztlich tatsächlich verleiden könnte.

## Der Leserbrief

Wir müssen zu einem Vorfall in einer Migros-Filiale Stellung nehmen, der in der beschriebenen Form nicht stattgefunden hat. Der Redaktor beharrt trotzdem auf einer öffentlichen Stellungnahme unsererseits. Und weil der Kunde (selbst wenn er uns in einem Leserbrief mit Unwahrheiten angreift) König ist, muss sich meine Arbeitgeberin zu Unrecht wegen einer bewusst konstruierten Zeitungsente entschuldigen. Nachträgliche Reaktion aus der Zeitungs-Chefetage, auf den Vorfall angesprochen: «Ich finde das souverän, wie Sie das gemacht haben, das mit der Entschuldigung.» Ganz ehrlich: Ich wähe mich dabei nicht bloss im falschen Film, sondern im falschen Kino. Geits no?

## Das rote Kreuz

Dieser Vorfall hat mit dem Roten Kreuz (!) gar nichts zu tun, aber der irreführende Titel dieser Kurzgeschichte soll Ihnen aufzeigen, wie sehr wir alle uns beeinflussen und irreleiten lassen. Bitte entschuldigen Sie meinen Fauxpas – aber in diesem Fall musste das einfach sein. Also: In einer Wirtschaftszeitung erscheint ein Artikel über mögliche (...) Änderungen innerhalb der Migros. Auf einer abgebildeten Schweizer Karte ist der Standort Schönbühl als Betriebszentrale mit einem roten Kreuz fett durchgestrichen. Bei uns in Schönbühl ist der Teufel los, anders kann man das nicht sagen. 1'000 Leute bangen zu Unrecht um ihren Arbeitsplatz. Auf den Schwachsinn angesprochen, meint der Redaktor:

«Die Kreuze auf der Karte waren lediglich symbolisch gemeint. Nun regen Sie sich doch nicht so auf ...»

### Die Verdreherin

Einer Journalistin kann ich beim Gegenlesen meiner Zitate beweisen, dass sie Unwahrheiten schreibt. Sie erhält deshalb per Fax umgehend einige zusätzliche Dokumente, die meine Aussagen belegen. Die Unterlagen hätte ich aber ebenso direkt in den Papierkorb werfen können: Der unkorrekte Sachverhalt wird bewusst und wider besseren Wissens veröffentlicht. Ich frage mich: Was geht in einer solchen Journalistin vor?

### Der Ghostwriter

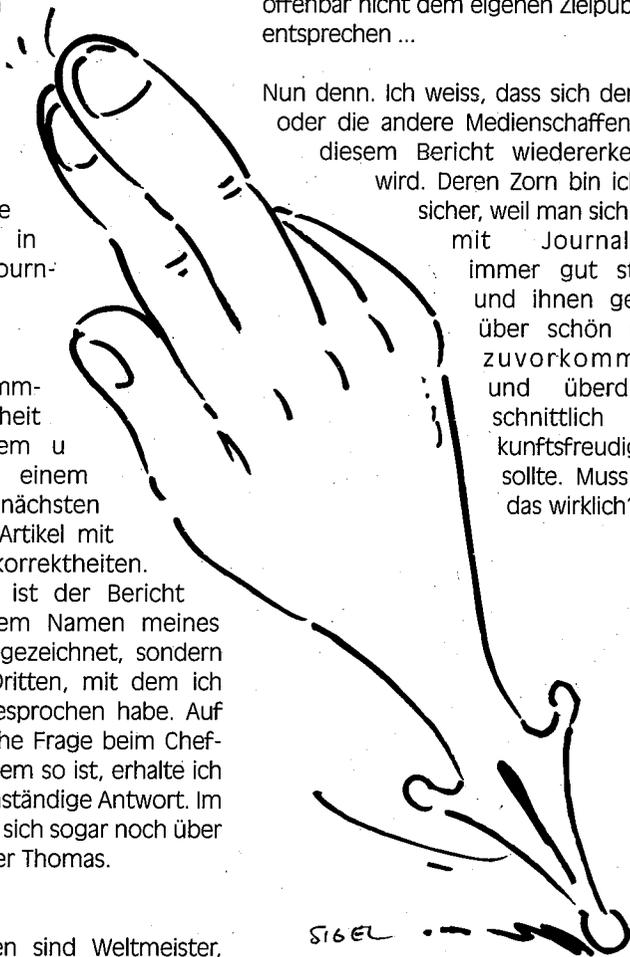
In einer ganz bestimmten Angelegenheit rede ich «z'Längem u z'Breitem» mit einem Journalisten. Am nächsten Tag erscheint der Artikel mit vielen Unkorrektheiten. Interessanterweise ist der Bericht aber nicht mit dem Namen meines Gesprächspartners gezeichnet, sondern mit jenem eines Dritten, mit dem ich überhaupt nicht gesprochen habe. Auf meine diesbezügliche Frage beim Chefredaktor, weshalb dem so ist, erhalte ich nicht einmal eine anständige Antwort. Im Gegenteil: Er macht sich sogar noch über mich lustig. Dummer Thomas.

### Die Zivilcourage

Gewisse Journalisten sind Weltmeister, wenn es darum geht, einen Abwesenden, der sich nicht erklären kann, in die Pfanne

zu hauen. Kürzlich auch rund um Gölä passiert, der sich bekanntlich in Australien aufhält und für Journalisten nicht zu sprechen ist. Spott und Hohn wird in einer Zeitung über den Berner ausgeleert. Wow! Was für eine journalistische Meisterleistung! Was für eine Zivilcourage! Stellt sich bloss noch die Frage, welche Gesinnung hinter einer Chefredaktion steckt, die so was zulässt. Übrigens: Es ist genau jene Zeitung, die sich in ihrer Eigenwerbung gezielt über Menschen lustig macht, die offenbar nicht dem eigenen Zielpublikum entsprechen ...

Nun denn. Ich weiss, dass sich der eine oder die andere Medienschaffende in diesem Bericht wiedererkennen wird. Deren Zorn bin ich mir sicher, weil man sich doch mit Journalisten immer gut stellen und ihnen gegenüber schön artig, zuvorkommend und überdurchschnittlich auskunftsfreudig sein sollte. Muss man das wirklich?

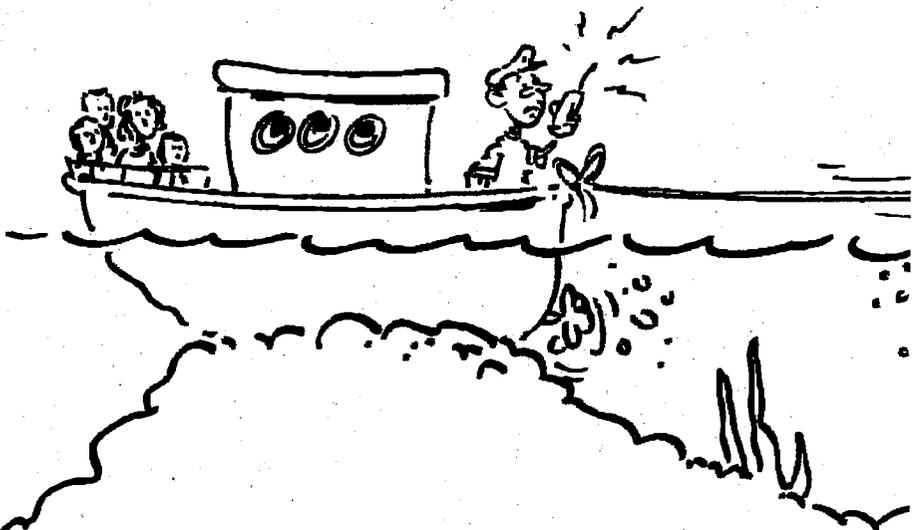


SIBEL

# «Captain 1 von Captain 2, antworten ...» (1/2)

“ Bolla und Bornhausers machen Bootsferien. Gleichzeitig, wenn auch auf zwei verschiedenen Kähnen. Manuel Bolla (15) hat – im Zeitalter der Kommunikation – Funkgeräte organisiert. Als Funker a.D. der Schweizer Generalität bin ich damit natürlich sofort im Element (bekanntlich funktioniert das Langzeitgedächtnis – Fk RS 203 in Fribourg 1970 – lange über das Ableben hinaus). Per Funk können wir uns auf den Schiffen gegenseitig warnen, falls im Kanal Unvorhergesehenes daherkommt – ein Eisberg zum Beispiel, oder vielleicht ein Korallenriff. Von U-Booten, Flugzeugträgern, Bohrtürmen oder Supertankern à la Exxon Valdez ganz zu schweigen. Sicher ist sicher. ”

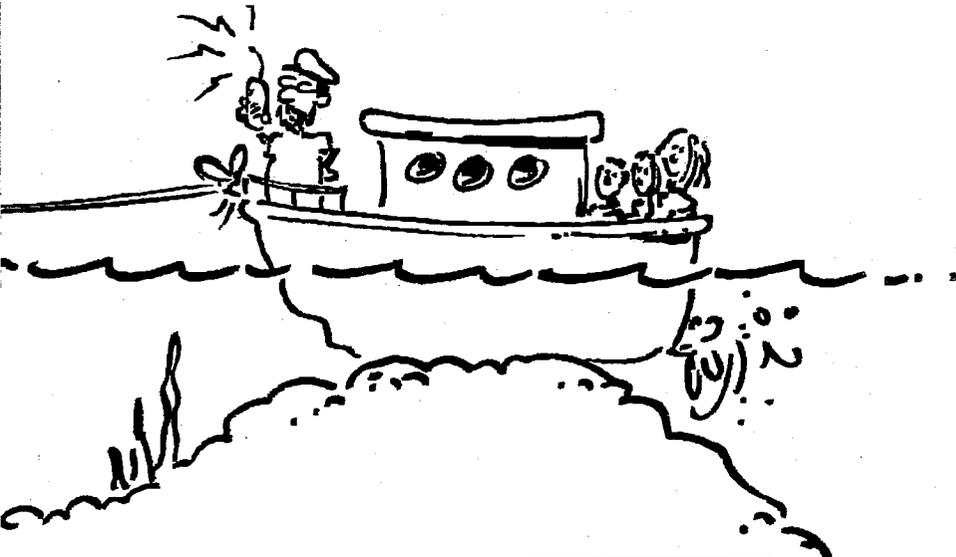
Blenden wir zurück. Isabelle Bo(lla) und Monika Bo(rnhauser) haben es in verdankenswerter Weise übernommen, bereits in den ersten Tagen des noch jungfräulichen 2000 diese Familien-Abenteurerferien zu buchen. Also machen sie sich auf zu Jean Stalders «Marina Travel» in Bern. (Nebenbei bemerkt: Die Beratung und Betreuung der Mitarbeitenden von «Marina Travel» übertrifft – bei weitem! – alles, was ich an Freundlichkeit und, vor allem, Kompetenz jemals bei einem Reisebüro erlebt habe. Ein RIESENkompliment, nur damit das auch gesagt worden wäre.) Mario Bolla und ich sind, in der Hektik unserer Berufe, froh, können wir die Sache den beiden uns liebenden Ehefrauen überlassen. Und so lassen wir buchen. Mit Frühbuch- und Familien- und Mehrfachbootrabatt. Und so. Good girls.



Ungefähr sechs, sieben Wochen vor besagten Sommerferien veranstalten Bo's und Bo's eine Grillparty. Selbstverständlich ist da auch von den gemeinsamen Bootsferien die Rede. Monika erzählt von der Anreise nach Dijon. «Waaaas Dijon? Wir schiffen ja sicher nicht in Dijon ein, oder?», halte ich dagegen. Monika beharrt jedoch darauf und sieht sich einmal mehr in ihrer Meinung bestätigt, dass ich nie richtig zuhören kann (oder jedenfalls so etwas Ähnliches in der Richtung). Isabelle kommt mir glücklicherweise z'Hülf. Sie schwärmt uns nämlich bereits von den Loire-Schlössern vor, die wir besuchen werden. «Liebe Isabelle», mische ich mich ein, «redest du bereits von den übernächsten Bootsferien im Jahre 2002? Wir gehen dieses Jahr nie und nimmer auf die Loire.» Mit dieser Aussage werde ich bei den beiden Frauen endgültig beweispflichtig. Ergo steige ich ins Büro runter, schnappe mir die Buchungsbestätigung und eine Frankreich-Karte und mache auf dem Tisch eine Art kleine Zerlegung.

Danach ist allen alles klar: Die Sàone ist angesagt. Und die Schiffe übernehmen wir in Saint-Jean-de-Losne.

Am Vortag unserer Anreise ruft Mario um 22:15 Uhr (...) nach Vercorin ins Wallis an, wo sich Bornhausers auf ihre Bootsferien einstimmen. «Ich schätze», so lässt er verlauten, «dass wir von Seftigen aus über Neuenburg und Pontarlier ungefähr 3½ Stunden Anreisezeit nach Saint-Jean-de-Losne haben werden. Wie sieht das bei euch aus?» Selbstredend hat sich Borni comme il faut auf die am nächsten Tag zu fahrende Strecke vorbereitet und kann deshalb kompetent referieren: «Wir fahren nach Genf, dann westwärts auf die Autobahn und anschliessend nordwärts hinauf in Richtung Besançon. Die Sicherheitsmarge eingerechnet benötigen wir von Vercorin aus 5½ Stunden.» Ob so viel Routenkenntnissen gibt sich Mario erstaunt: «Spinnsch, über Gänf?» Fräche Cheib, dabei habe ich extra noch ins Verkehrsbüro nach Saint-Jean-de-Losne angerufen und mir die Fahrzeit



der soeben beschriebenen Route bestätigen lassen. «Du muesch über Lausanne nach Vallorbe fahre, denn chunnsch schnuerstracks nach Pontarlier. Das isch viel chürzer.» Ein Blick auf die Weltkarte gibt ihm Recht. Merci Mario! (Für die Statistiker: Bollas selber treffen einen Tag später mit erheblicher Verspätung in Saint-Jean-de-Losne ein, weil sie sich grossräumig ... verfahren haben.)

Im Hafen stehen unsere beiden Boote bereit, wie abgemacht. Seit dieser ersten Besichtigung kenne ich nun auch die Bedeutung des Ausdruckes vom «geneigten Leser» oder dem ebenso «geneigten Zuhörer»: Bei einer Körpergrösse von 195 cm wird man bei einer Raumhöhe von 190 cm automatisch zu einem söttigen. Und noch ein nettes Episödchen zu diesem Thema. Die Kabinen haben zwar zwei Betten, der an sich schon eher kleine Raum ist aber durch ein abgeschrägtes Dach alles andere als mit einer Mehrzweckhalle zu vergleichen. Dementsprechend sind gewisse sportliche Aktivitäten nur beschränkt möglich. «Hie fägt das nid», lässt Monika schmunzelnd verlauten – und zwar in einem Augenblick, da Claudia (13) vorbeispaziert kommt. «Was fägt nid hie?», will Töchterli wissen. Derweil ihre Mutter, leicht errötend, in einen vorübergehenden Erklärungsnotstand kommt, rettet Papa die Situation, souverän: «Wir sprachen gerade vom Fernsehen an Bord des Schiffes. Hast du gesehen, dass einige Schiffe hier im Hafen Parabolspiegel für den TV-Empfang haben? Hie fägt das doch nid.» Claudia sieht das auch so. Süsch no Frage?

Bevor wir auf die Reise gehen, marschieren wir zum örtlichen Supermarkt eines nationalen Grossverteilers, um uns mit

Lebensmitteln einzudecken. Als Migros-Mann staune ich über die zum Teil fast unglaublich tiefen Preise in der Grande Nation (und jetzt meine ich nicht die Fleisch- oder Milchprodukte, deren Preisniveau bekannterweise deutlich unter jenem in der Schweiz liegt). Ein für unsere Zwecke geradezu genialer Grill (er wird uns während einer Woche tatsächlich grossartige Dienste leisten) kostet beispielsweise 68 Franken. Französische Franken.

Dann, gegen 17:30 Uhr, gilt es ernst: Leinen los!

# Frau über Bord! Oder: La comédie française (2/2)

“ Im ersten Teil unserer Ferienberichterstattung haben wir von den Vorbereitungen für unsere Bootsferien auf der Sâone berichtet. So von wegen falscher Routenwahl und so. Zur Erinnerung: Unterwegs im einen Boot sind Bollas – Mario, Isabelle, Manuel (15), Adrian (12) und Benjamin (8). Bornhausers hingegen – Monika, Claudia (13) Patrick (10) und ich selber – hocken im zweiten Kahn. ”

Nehmen wir es vorweg: Bootsferien sind vom Schönsten, was es gibt. Die Uhr kann man getrost vergessen und sich am Stand der Sonne und des Monds orientieren. Natur pur ist angesagt, Erholung total. Man fährt los, wenn man dazu Lust hat – und ebenso spontan kann man die Kreuzfahrt auch unterbrechen. Übernachten darf man auf der Sâone überall entlang der Strecke. Besonders spannend, aber nichts für schwache Nerven (gell, Claudia): Mitten im Niemandsland, wenn links und rechts des Ufers kilometerweise nur Wald zu sehen ist. Um fünf Uhr morgens dann, wenn Vögel und Tiere erwachen und sich in der Stille und in der Dunkelheit der Natur langsam, aber sicher bemerkbar machen, ist ein unheimliches Erlebnis der besonderen Art angesagt ...

Natur und Stille hin oder her: Es kann auch ganz schön hoch zu- und hergehen, während derartiger Bootsferien, vor allem dann, wenn neun Personen auf zwei Schiffen unterwegs sind. Beispiel: Abends, da legen wir meistens an einer Stelle an, die direkten Zugang zur Landwirtschaftszone bietet, so dass Bo's und

Bo's easy das halbe Mobiliar – die beiden Captainsstühle (...), Tische, Stühle, Grill (jenen für FF 68.–), Geschirr, Besteck und Liegestühle – zügeln und es sich auf der Wiese bequem machen können, weit abseits jeder Zivilisation. Einmal, da beehren uns, wie aus dem Nichts aufgetaucht, drei Pferde zum Znacht. Aber was für welche! Gwundernasen total. Dass sie sich nicht auch gleich zu Tische setzen, das ist gerade noch alles. Dem Fohlen hat es der Sack mit der Holzkohle angetan: Ein entschlossener Biss – und schon entfernt sich der Sack trabenderweise westwärts, Vater Bornhauser im Galopp und in kurzen Hosen hinterher. Kaum bin ich mit dem Sack retour, steht schon ein anderes Ross hinter meinem Captainsstuhl und beginnt ... die Rückenlehne anzuknabbern, derweil sich das dritte langsam, aber sicher für unser Grillfleisch zu interessieren beginnt. C'est la comédie française.

Aber auch ohne Pferde sind die Nachtessen auf freiem Feld, weil sie schon am früheren oder späteren Nachmittag beginnen, immer Höhepunkt des Tages. Währenddem die Kinder im Fluss baden, fischen oder Fussball spielen, verwöhnen wir Erwachsene uns kulinarisch wie Gott in Frankreich – und erleben ab und zu Überraschungen. Wie zum Beispiel Isabelle, die sich ein Wurstbrötli herzhaft mit Dijon-Senf bestreicht, nur um beim ersten herzhaften Biss festzustellen, dass «fin» (wie effektiv gekauft) nicht unbedingt identisch mit «doux» (wie eigentlich gewünscht) ist. Isabelle, brönnts no immer, uf dr Zunge? Ein

anderes Mal schlägt Bo zu und tischt zum Apéro eine extrem feine Leber-Terrine auf, zusammen mit frischem Brot und einer herrlichen Flasche «Malesan» (zu unglaublich anmutenden 27 Francs) aus dem Bordelais. Auf einmal meldet sich Isabelle in Sachen Terrine, auf die Spontane, geng wie geng: «Das Züügs schmöckt wie Whiskas!» Und eigentlich ... eigentlich hat sie sogar Recht. Fazit: Nach dieser Feststellung bleibt die Terrine unberührt. Und selbst Pädi hat später beim Fischen kein Glück damit.

An dieser Stelle noch einige Worte aus der Praxis eines Captains (das wäre dann ich): Das Steuern des Bootes ist kein Problem. Und die paar Kniffe, die es einem Seebär auf dem Fluss und in den Schleu-

sen noch einfacher machen, die sind rasch aufgeschnappt. Eines gilt aber für alle an Bord: Aufgepasst! Sonst riskiert man, unbeabsichtigt über Bord zu gehen (Claudia zwei-, Pädi einmal), wegen einer Unachtsamkeit das Boot in die Bäume zu steuern und danach plötzlich den halben Wald an Bord zu haben (Manuel und Borni je einmal), den Kopf anzuschlagen (Monika mit 180 cm und ich mit 195 cm mehrmals täglich), von den eigenen Fischern beim Auswerfen an den Haken genommen zu werden (A Fish called Isabella, einmal) oder in einem engen Kanäl von einem entgegenkommenden Riesen Kahn, der selber sozusagen steuerungsunfähig ist, touchiert zu werden (Capitain Haddock, einmal, «Tonnerre de Brest!»).



Für (unfreiwillige) Unterhaltung während der Bootsferien ist immer gesorgt. Am schönsten ist natürlich die Schadenfreude. Geht so: Einmal, da meint ein Landsmann, er müsse seinen superteuren Kahn doch genau vis-à-vis von uns anlegen, dabei hat es sowohl flussauf- wie auch -abwärts viele schöne Plätzchen, damit man ungestört sein kann. Weil dreistöckig, droht beim Manövrieren unter den Bäumen das aufgeblasene Schlauchboot von den Ästen weggeputzt zu werden. Als er dieses Problem in den Griff bekommt und seine Yacht auch am Bug sichern will, da kommen beinahe vier Velos in den Fluss geflogen. Für uns alle ist das Unterhaltung, wie sie nicht besser sein könnte, zumal wir diskret bei einem Glas Champagner sitzen. Item: Das mit den Velos hat ihm offensichtlich den letzten Nerv freigelegt – er zieht nämlich von dannen, hinter die nächste Flussgabelung (und von dort her hören wir während ungefähr einer Viertelstunde Motorenlärm, als ob jemand mit einem grossen Schiff Anlegeversuche machen würde ...).

Auch Bo macht auf Showtime (schliesslich ist man seiner Reputation ja einiges schuldig, nicht wahr?). Einmal, da müssen wir ungefähr eine halbe Stunde vor einer Schleuse warten. Das sehen wir von weitem, so dass Bo's und Bo's mit ihren Booten ganz langsam im Kanal in Richtung Schleuse fahren, ich ziemlich am Rand. «Ist das Wasser backbord tief genug?», will ich von meiner Mannschaft wissen. «Ja!», bestätigen zwei Damen. Keine zehn Sekunden später fahre ich mit dem Heck auf einer Sandbank auf. Aus, Amen. Mit dem Motor allein ist das nicht zu schaffen. Also springe ich ins Wasser und versuche mit Manneskraft, das Heck wegzudrücken. Fehlanzeige. Bolla's tuggern mit ihrem Boot zu Hilfe. Wir vertauen die Seile. Los geht's! Dum-

merweise landen dabei auch die anderen Bo's auf einer Sandbank. Borni wieder ins Wasser. Und siehe da: Herkules-ähnlich gelingt es mir, Marios Boot flottzumachen. Stehende Ovation. Zweiter Versuch mit dem Abschleppen. Hurra! Es klappt. Und wer weiss, vielleicht hätte es auch ohne Marios Hilfe hingehauen. Wie sich nämlich herausstellt, hat Claudia bei meinem ersten Kraftakt im Wasser den Gang rausgenommen, sodass der Motor unseres «Corsairs» im Leerlauf Vollgas gab. Immerhin: Die Besatzungen der beiden anderen wartenden Schiffe haben sich eine halbe Stunde lang über Bo's und Bo's köstlich amüsiert. Und drei Minuten später konnten alle vier Boote gemeinsam in die Schleuse einfahren. Dem sagt man doch, die Wartezeit verkürzen, nicht wahr?

# «Liebe Zuschauer, begrüßen Sie mit mir Sergio Maddalena!»

“ Zu Sergio de Maddalena, der ebenfalls bei der Migros Aare arbeitet, habe ich eine besondere Beziehung, war er doch während vier Jahren in der Sekundarschule Hochfeld zu Bern mein Pultnachbar. «Sere» – der das «de» in seinem Namen meistens gar nicht nennt, weil es sonst zu kompliziert tönt – ist eine ähnliche Zirkusnummer wie ich (ein Glück, hat die Migros Platz im Sortiment für solche Typen wie uns zwei). Zum Beispiel gibt er – im Auftrag der Migros – in Russland Managementkurse für KMUs. Und erlebt da allerhand, zumal er auch noch Musiker und Lebenskünstler ist, der schon mal einige Monate Pause einlegt, um Privates zu realisieren. In der «Weltwoche» stand dazu einmal etwas zu lesen. Und den besagten Artikel müssen RTL-Leute in deutschen Landen gelesen haben. Jedenfalls wurde er zu einer Talkshow nach Köln aufgeboten. ”

Aus heiterem Himmel kommt der Anruf aus Köln. Am anderen Ende ist eine Produktionsbude, die für RTL Talkshows organisiert resp. die Teilnehmer dazu (ohne die fast kein Talk möglich ist). «RTL werde», so eine überaus freundliche Dame am Telefon, «demnächst eine Talkshow über aussergewöhnliche Manager machen.» Ob Sergio Lust hätte, bei der Sache mitzumachen. Er hat. Man verabschiedet sich dann mit dem Vorhaben, vor der Show noch miteinander zu telefonieren. Das geschieht im Laufe

der nächsten Wochen mehrmals, ohne aber, dass man wirklich miteinander spricht. Mal ist nämlich die Produktionsverantwortliche unerreichbar, mal Sergio. Also werden die diversen Anrufe jeweils von Dritten ausgerichtet. Der langen, langen Vorrede kurzer Sinn: Sergio weiss zum Schluss bloss, dass er an einem bestimmten Freitag nach Kloten reisen soll, um dort ein Flugticket der Lufthansa nach Köln in Empfang zu nehmen. Zu welcher Show er eigentlich geladen ist, das weiss «Sere» hingegen nicht. Ilona? Meiser? Türk? Bärbel? Nicole? Arabella? Spielt ja eigentlich auch keine Rolle, kommt eh aufs Gleiche raus. Also macht sich unser Held und Lebenskünstler auf die Reise nach Kloten.

Surprise, surprise: Das in Aussicht gestellte Ticket ist – deutsche Gründlichkeit – tatsächlich beim Lufthansa-Schalter hinterlegt. Abflug in die Rhein-Stadt. In Köln angekommen, wird unser Mann bereits erwartet und mit einer silbernen Limousine umgehend ins Hotel gebracht. Der Fahrer, ein Pole, schwärmt ihm während der ganzen Fahrt die Ohren voll mit den Namen jener Stars, die er jeweils zu RTL eskortiert. Und jetzt darf er also auch noch den de Maddalena rumkutschieren. Bingo!

Um 23:00 Uhr treffen zwei Redakteure im Hotel ein. Sergio erzählt seine Aussteiger-Geschichten. Nach einem kurzen Vorspielen auf der Gitarre, die Sergio mitgenommen hat, sind sich die Redakteure einig: Die Gitarre wird am Schluss der Sendung eingebaut. Sergio, ein profunder Nichtkenner aller Talk-Show-Sen-

dungen, interessiert sich noch immer nicht dafür, bei welchem Talkmaster er eigentlich auftreten soll. Er erfährt nur, dass auch andere Gäste da sein werden; auch solche, die vielleicht nicht die gleiche Wellenlänge wie er haben werden.

Am nächsten Morgen kommt wieder die silberne Limousine und bringt SdM ins RTL-Studio. Der Schlitten hält bei einem Gebäude mit der Anschrift



Freund bezeichnet. Zudem ein Lehrer aus Nordrhein-Westfalen, der alle acht Jahre ein Frei-Semester einschaltet, um auf Reisen zu gehen. Besagter Lehrer macht Sergio nicht gerade Mut mit der Sendung von Birte Karalus: Es soll dort ab und zu Radau geben; ganz abgesehen davon, dass die Gäste sich dann und wann aufs Übelste beschimpfen.

Plötzlich heisst es «Ab zum Soundcheck und zur Stimmenprobe». Den Gästen werden Mikrophone montiert. Nun kann man nur noch in Begleitung auf die Toilette gehen, denn die Gästebetreuer lassen dich nicht mehr aus den Augen. Dann das Schminken. Es fällt auf, dass die anderen Gäste der Tonprobe nicht im gleichen Raum sind. «Das müssen wohl die Gegner sein», dämmert es Sergio. Ruhe bitte! Die Sendung «Schluss mit Stress – mehr Spass am Leben» beginnt. Besorgt verfolgt Sergio die Talk-Show zu Beginn direkt am TV aus dem Gästeraum heraus, denn im

«Birte Karalus». Vermutlich ein Name aus Litauen, denkt sich unser Schweizer, sonst sagt ihm das nichts. Kaum ausgestiegen, da wird er von einem netten Betreuer in den Gästeraum gebracht und sogleich verpflegt. Kurz darauf treffen weitere Talkshow-Teilnehmer ein: Ein mit viel Schmuck beladener Altrockler, der seit 28 Jahren um die Welt reist und Udo Lindenberg (dessen Sonderzug nach Pankow ausgerangiert ist) als seinen besten

Live-Studio zerstampft eine korpulente, biedere Hausfrau die Meinungen der anderen immer wieder verbal zu Brei, redet am Thema vorbei und hält stur an ihren erztraditionellen Werten fest. Sergio wird es Angst und Bange. Doch gross Zeit zum Nachdenken bleibt nicht.

Plötzlich wird Sergio nämlich als letzter Gast angesagt. Unter tobendem Applaus öffnet sich ein Tor und ein Gästebetreuer schubst ihn hinaus (ähnlich einem Gladiator in eine römischen Arena). Auf die ersten beiden Fragen gelingt es Sergio recht sachlich und objektiv Auskunft zu geben – über die Freude am Job, aber auch über die Bedeutung, auf Reisen oder beim Gitarre spielen die «Batterien» aufzuladen und Energien zu tanken. Doch nach zwei ruhigen Minuten reisst die biedere Hausfrau erneut eine Polemik vom Zaun, die gar nicht zum Thema passt. Die Moderatorin Birte Karalus, die ausser einem strahlenden Pepsodent-Lächeln bewusst gar nichts zum Angleichen der Meinungen oder zum Anhören der anderen tut, lässt der Polemik freien Lauf. Zuschauer greifen die Hausfrau an, sie sei wohl eifersüchtig auf die anderen Lebenskünstler. Brot und Spiele!

Die Polemik wird beendet, indem die Gitarre fast feierlich hineingetragen wird und Sergio unter dem Applaus der Zuschauer einen Flamenco-Rock-Song vorspielt. Ende der Vorstellung. Dann folgt eine Art Backstage-Party, bis die Limousinen die Gäste wieder wegbefördern. Im Flugzeug zurück nach Zürich arbeitet Sergio bereits wieder an einem Konzept für russische KMUs. Für Statistiker: Die Spesenentschädigung von 200 DM + Autospesen, Flug, Hotel, Food and Fun wurde alles von RTL bezahlt.

# Vom Unterschied zwischen einem Weinglas und einem Glas Wein

“ Weil zum Teil in New York aufgewachsen, fühle ich mich der amerikanischen Mentalität noch immer viel näher als der schweizerischen (mit der Bitte um Nachsicht). Und dennoch: Ich staune immer und immer wieder, wie oft meine Fast-Landsleute zu bestimmten Themen null Ahnung haben. Nun ja, dass sie Stockholm zur Hauptstadt der Schweiz machen, das gehört schon fast zur Allgemeinbildung. Aber neulich, da war wieder einmal Stauen angesagt. ”

Unsere Herbstferien haben wir direkt – und unglaublich günstig – im Internet bei [www.cyberrentals.com](http://www.cyberrentals.com) gebucht (wobei die Realität in unserem Falle das Virtuelle und unsere Erwartungen sogar noch übertroffen hat). Anyway: Bo's waren in Florida, allerdings nach «Gordon», seines Zeichens Hurricane von Beruf. Wir haben während der drei Wochen am gleichen Ort gewohnt, in einem grossen Haus, auf Marco Island, Schwiegervater inklusive. Diese Vorbemerkungen übrigens nicht als Selbstdarstellung, sondern als Ausgangslage zur heutigen Story.

Ich liebe Robert Mondavi. Genauer gesagt, seine Weine aus Kalifornien, die unter dem Namen «Woodbridge» auf dem Markt erhältlich sind. Und weil ich schon immer nur Glück im Leben hatte, laufen wir bei der Super-



marktkette Publix in eine «Woodbridge»-Spezialaktion: Die Flasche Cabernet-Sauvignon oder Merlot oder Chardonnay für bloss \$ 4.89. Rein in den Einkaufswagen!

«Zu Hause» dann das ultimative Problem: Wie sich auch nach längerem Suchen herausstellt, hat es keine Rotwein-Gläser im Schrank. Zwar finden wir einige Cocktail-Gläser, wie sie für einen «Martini dry» samt Olive vielleicht passend sein mögen. Aber einen «Woodbridge» aus solchen Gläsern? Forget it, ohne mich. Never. Also mache ich mich mit dem Auto (...) kurzfristig auf den Weg zu Publix, für den unerwarteten und käuflichen Erwerb dreier Rotweingläser, derweil auf dem Grill bereits die Holzkohle für die Top-Sirloin-Steaks – ebenfalls in Aktion, das Pfund für einen Fünfliber – auf Touren kommt.

Die «Kollegen» bei Publix, bei denen ich einmal einen Stage absolvieren konnte, haben zum Teil merkwürdige Vorstellungen einer optimalen, bedarfs- und kundenorientierten Warenpräsentation: Wecker neben dem Kaffee, Bier vis-à-vis der Windeln. Trotz dieses Insider-Wissens kann ich die Weingläser nicht finden (auch unser zehnjähriger Pädu nicht, der mitgekommen ist). Weder im ersten, noch im zweiten, noch im dritten Anlauf. Gosh! Wo sind die Weingläser? Ich frage eine Publix-Angestellte. Bahnhof. Sie hat keine Ahnung, wovon ich spreche. Weingläser? Rotweingläser gar? Was ist denn das Neues? Der zu langen Rede kurzer Sinn: Gibt es bei Publix nicht. Höchstens Cocktail-Gläser. Sagt die Verkäuferin.

Die Dame bei Publix schickt mich zu Walgreens, der führenden Drogeriekette Floridas; mit Lebensmitteln und Aspirin

in Selbstbedienung. Auch dort werde ich nicht fündig, Patrick in eigener Sache aber sehr wohl – bei den Fischereiarartikeln (O-Ton Papa: «Pädi, vergiss es, wäge dämm simer itz nid hie!»). Nachfrage. Die Walgreens-Angestellte weiss mehr zum Thema als ihre Kollegin bei Publix: «Ja, solche Gläser haben wir. Allerdings erst zu Weihnachten, für das Fest und für die Silvesternacht.» Wunderbar. Und woraus trinken die Leute ihren Rotwein zwischen Neujahr und Weihnachten? Exakt: Aus Cocktail-Gläsern. Anscheinend. Diese sind bei Walgreens zur Zeit gerade in Aktion. 3 für 2.

Was man wissen muss: Walgreens führt neben seinen Drogerien und Apotheken auch separate Schnaps- und Weinläden. Also marschieren Pädu und ich next door. Drei Herren unterhalten sich gerade mit dem Filialleiter. Ich unterbreche ihr Gespräch: «Wo, bitte schön, finde ich Rotweingläser?» Ihrer aller Reaktion nach zu urteilen hätte ich genauso gut nach dem Weg nach Chemmeribodebad fragen können. «Rotweingläser?» – «Ja, genau. Rotweingläser.» Die vier Helden schauen sich fragend an – und beginnen danach zu lachen: «Mister, den Rotwein, den trinken wir hier direkt aus der Flasche!» Gelächter. Very funny. Immerhin erbarmt sich der Geschäftsführer meiner und führt mich direkt zu den Cocktailgläsern aus Plastik. Auch in Aktion.

Vis-à-vis von Walgreens entdecke ich ein mexikanisches Restaurant. Olé! Nichts wie hin. Eine extrem hübsche Serviererin traut ihren Ohren nicht. «Weingläser wollen Sie bei uns kaufen?» – «Ja, genau. Aber Rotwein-Gläser müssen es sein, und zwar genau solche, wie Sie sie auf diesem Tisch stehen haben.» Der Geschäftsführer muss her (genauso wenig ein Mexikaner wie die extrem hübsche Serviertochter). Die extrem hübsche Serviertochter

erklärt dem weniger hübschen Geschäftsführer mein Problem. «Nun, ich glaube, das lässt sich machen, allerdings müssen wir zuerst den Preis eines Glases kennen.» Diesem Umstand kann ich zustimmen. Aus diesem Grund bittet der weniger hübsche Geschäftsführer die extrem hübsche Serviertochter ins Büro, zum Nachschauen. Während der Wartezeit bekomme ich von Pädu eine Nachhilfestunde in freier Marktwirtschaft: «Papi, zahl ihm einfach, was er wott, mir bruu- che die Gläser doch!» Wird wohl Zeit, dass ich unserem Jüngsten das Pokern beibringe.

Nach einigen Minuten erscheint die extrem hübsche Serviertochter – ohne aber fündig geworden zu sein. Der weniger hübsche Geschäftsführer spricht darauf sein Machtwort: «Okay, macht vier Dollar pro Glas.» Mit leuchtenden Augen und drei echten Rotweingläsern verlassen Pädu und Papa daraufhin das Restaurant. Ein Glück, hat der Mann nicht geahnt, dass ich bis zu sechs Dollar pro Glas zu zahlen bereit gewesen wäre ...

PS: Sie haben ja Recht! In einem so genannten Hardware-Store hätten wir bestimmt Rotweingläser gefunden, auf Anhieb. Aber erstens war keiner in «Walking distance», und, zweitens, was wäre dann aus dieser Story geworden, was?

# Was sagen Ihnen Haselgrove, Penfolds oder Wynns?

“Wunderbar. Da der eigentliche Hauptakteur der heutigen Gesellschaft dorthin geflogen ist, wo er auch hingehört (nach Australien nämlich), kann ich hemmungslos darauflos plaudern, ohne dass er sich einmischen könnte. Also: Es geht um den Mann von Barbara, meiner Arbeitskollegin in der Migros, die, als treusorgende Gattin, ebenfalls verweist ist. Mit Albrecht, den alle eigentlich Brächt nennen. Brächt handelt mit Wein. Sie haben es erraten. Mit Wein aus Australien. Unter anderem. Ein Tipp: Wenn Sie auf extrem guten und extrem preisgünstigen Wein aus Downunder stehen, dann sollten Sie zumindest den Schlussabschnitt lesen.”

Gewisse Sachen im Leben haben bei mir Tradition. Der Hochzeitstag, beispielsweise. Oder der Truthahn am Stefanstag. Die jährliche Herrenrunde im Degustationskeller von Barbara und Brächt im Einzugsgebiet dieser Zeitung hat hingegen nicht bloss Tradition, sondern auch Stil. Kunststück, bei dieser Zusammensetzung: Jürg Kühni, Papeterist und Cartoonist zu Burgdorf; Beat Sigel, Cartoonist, Illustrator, Grafiker und Zirkusnummer aus Büren zum Hof; Beno Kästli, Computer und Internet-As aus Bern, sowie der Schreibende, seit langen Jahren anerkannterweise Anwärter auf den Wurlitzer-Preis. Und wenn Bauknecht angeblich weiss, was Frauen wünschen – Brächt weiss mit Sicherheit, was Jürg, Beat, Beno und Bo mögen: Eigentlich alles, was mit Cabernet Sauvign-

non, Chardonnay, Semillon, Merlot, Shiraz, Grenache oder Malbec zu tun hat.

Zur Tradition (habe ich eigentlich bereits erwähnt, dass wir vier auch ausgesprochenen Comment besitzen?) gehört auch, dass bei jeder neuen Degustation ein Trinkspruch kredenzt wird. Meistens übernimmt das der sprachgewaltige Jürg K. aus B. als Solist. Nun ja, wenigstens die ersten paar Runden – gegen Schluss singen wir dann albens gemeinsam das bekannte «We wish you a Merry Christmas and a Happy New Year». Mehrstimmig. Auch im Hochsommer. Aus Tradition. Noblesse oblige, bekannterweise. Ist doch ein Slogan eines Weinproduzenten, nicht wahr?

Protokoll der letzten Runde: Zuerst wird Weissler gereicht. Aus dem Hause Haselgrove – mit dem gleichnamigen TV-Star aus Baywatch weder verwandt noch verschwägert. Ein exzellenter Tropfen, wirklich. Zu schade, um nach dem Gurgeln in den bereitgestellten Kübel gespuckt zu werden. Nachgedoppelt wird mit Cape Mentelle und mit Palliser Estate, Letzterer zum Aktionspreis. Ein ebenfalls gut gelaunter Brächt kann schon mal die ersten paar Kartons als Bestellung notieren. Cheerio! (Übrigens: Sagte ich Ihnen schon, dass wir ausgesprochenen Wert auf Stil legen?)

Auch als Rotwein ist der Hasselhoff fein (reimt sich sogar). Allerdings trifft er nicht Beats Geschmack, weil zu trocken und zu fruchtig. Dummerweise ist sich der Gute plötzlich nicht mehr ganz sicher, ob es sich dabei nicht just um jenen Wein handelt, von dem er bei

Brächt vor einigen Wochen ... vier Kartons bestellt hat. Zum Schluss einer anderen Degustation. Weil der Hasselhoff doch so herrlich trocken und fruchtig war.

Artikel 4869, der Penfolds Koonunga Hill, kann gar nicht schlecht sein (hicks): «Allein die Etikette ist es wert, diesen edlen Tropfen zu kaufen», stellt Beno fachmännisch fest. Wir alle pflichten ihm bei. Eine wirklich erlesene Etikette. Bevor ich es vergesse: Im Gegensatz zu ordinären Degustationen, die zum Schluss meistens ausarten, wie bei der Weinmesse, wissen wir fünf, was sich gehört. Jwaoh!! Dennoch müssen wir den erlesenen Shiraz/Cabernet mit der schönen Etikette natürlich goutieren, mehrmals sogar, um ganz sicher zu sein, dass er unser aller Kopfnicken auch wirklich verdient, sonst würden wir uns ja als Önonausen outen. Oder so. Und überhaupt: Weshalb kommt Jürg ausgerechnet jetzt auf die Idee; Beat zu fragen, ob er den Diddl zeichnen kann? Sie wissen schon: Jene lustige Maus, die alle jungen Frauen, die selber als «glatti Bohne» gelten, an ihrem Kleinwagen an der Scheibe kleben haben.

Höhepunkt unserer heutigen Degustationsda ist zu vorgerückter Stunde (...) die Aufführung des Schwanks aller Schwänke – mit Admiral von Schneider, Sir Toby, Mister Pommeroy und Mister Winterbottom in den Hauptrollen. Sie wissen ja, Miss Sophie und Tigerfell und same procedure as every year. Den Tscheims spielen wir abwechslungsweise. Was für ein Gelächter. Cheerio! Keine Angst, liebe Leserinnen und Leser. Ich bin an diesem Apend nicht merh auf den Rolller, die anteren auch nicht. Sondern schnurstraggs zu Brabara und Brächt ins Gästezimmer, welches im Dekustationsbrozedere sozusag imbegriff ist, under Kollegen ...

Und jetzt wieder seriös, wie Sie das ja von mir gewohnt sind: Wenn ich Sie jetzt auf die feinen Weine aus Australien gluschtig gemacht habe: Ich gebe Ihnen gerne Brächts Koordinaten durch. sigi-wein@bluewin.ch (Albrecht Siegenthaler, Dorfstrasse 11, 3421 Rüti bei Lyssach) Meine Arbeitgeberin wird mit diesem Angebot ja in keiner Art und Weise konkurrenziert ...

# Grappa prodotta dalla distilleria Levi Serafino Neive ...

“ Geld mache nicht glücklich. Das hört man vor allem von Leuten, die keines haben. Ich selber hätte nämlich überhaupt nichts dagegen, eine, oder, noch lieber, mehrere Millionen Franken geschenkt zu bekommen, möglichst ohne Verbindlichkeiten. Da dies kaum je der Fall sein wird (Bo's haben dummerweise keinen Öl-Zweig nach Texas im Stammbaum), da freue ich mich halt umso mehr an den unscheinbaren Dingen im Leben, die mit Geld nicht zu kaufen sind: Gesundheit, Glück, Zufriedenheit und, seit neuestem, einer Flasche Grappa. ”

Regelmässige Leserinnen und Leser meiner Realsatiren wissen, wer Christian Lüthi ist: Die Lüthi's aus Boll sind Freude der Bo-Familie. Wir haben schon viele gemeinsame Ferien verbracht und werden das auch weiterhin tun. Neulich, da hat mir Christian zum Fünzigsten etwas geschenkt, das man sozusagen überhaupt nicht kaufen kann, und schon gar nicht in der Migros. Eine Flasche Grappa von Romano Levi. Die Grappa – als italienisches Wort übrigens weiblichen Geschlechts – des Signore Levi, dies zur Erklärung, ist unter Grappa-Kennern das, was Levi's für die weltweite Jeans-Gemeinschaft: Ein Kultobjekt.

Genauso begehrt wie die Grappa an sich sind die Etiketten, die Herr Levi auf die Flaschen klebt. Jede Einzelne ist von Hand gefertigt und beschrieben. Dabei unterscheiden wir zwischen drei Kategorien. 95% aller Flaschen sind wie folgt

angeschrieben: Grappa prodotta e imbottigliata dalla distilleria Levi Serafino Neive-Alba gradi 48 cl70 Lic.utffTO. Der Künstler bemalt diese Etiketten mit einem oder mehreren Blümchen. Vier Prozent aller Etiketten werden mit kleinen Gedichten aufgewertet. Nur eine von 100 Flaschen hingegen gehört in die Kategorie «Donna selvatica» und ist unter Sammlern entsprechend gesucht. Übrigens: Nur Barbaren kaufen Levi-Grappa im (in)offiziellen Handel über Internet – wer auf sich hält, der/die kauft an Ort und Stelle. Bloss kann es da schon mal passieren, dass Ihnen Herr Levi keine Flasche verkaufen mag oder Sie bittet, ein paar Tage später vorbeizuschauen, weil gerade unpässlich. Das alles gehört zum Mythos der Grappa von Romano Levi. Christian hatte das Vergnügen, Signore Levi persönlich kennen zu lernen. Was jetzt in dieser Kurzstory folgt, ist das Protokoll seiner Schilderungen.

Ein Bekannter von Christian kennt im Piemont einen Schweizer Rebbauern, und der wiederum liefert Signore Levi Trauben für die zu brennende Grappa, respektive, was von den Trauben nach dem Pressen noch übrig geblieben ist, der so genannte Trester nämlich. Und zusammen mit diesem Schweizer Bauern geht es zu dritt zum bekanntesten aller Grappa-Macher. Dessen Produktionsstätte in Neive zu finden, ist an sich bereits ein kleines Kunststückchen, das wirkliche Wunder ist aber, vom Maestro hereingelassen zu werden. Wie gesagt, manchmal hat er Lust, manchmal nicht. Ob das mit den Resultaten der Juve zusammenhängt, das lässt sich nicht belegen. Wichtig ist: Man muss sich bei

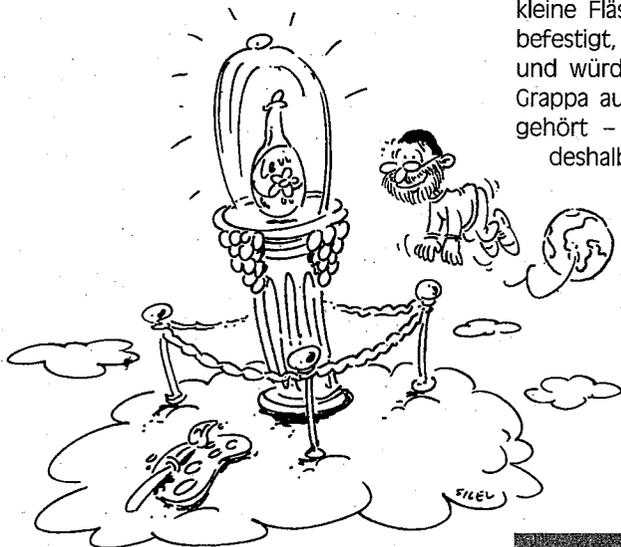
Romano Levi voranmelden, was wiederum keine einfache Sache ist, besitzt der Mann doch kein Telefon.

Hat man dann aber die Gunst der Stunde genutzt und Zutritt erhalten, folgt der wirkliche Moment der Wahrheit: Ein starker Händedruck und Augenkontakt mit dem bald 75-Jährigen ist gefordert, sonst kann man gleich wieder die Heimreise antreten. Ohne Grappa; zumindest ohne Grappa von Romano Levi. Wer aber alle Hürden meistert und die – anscheinend seit dem vorletzten Jahrhundert unveränderten – «Heiligen Hallen» betreten darf, der erlebt eine Zeit, die sie/er ein Leben lang nie vergessen wird. Vor der uralten Brennanlage aus dem Jahre 1925 (dem Ort aller Geheimnisse), die sein Vater bauen liess, lagern bei Romano Levi unter einem riesigen Dach mittelgrosse schwarze Blöcke, die wie Torf aussehen. Es sind dies indes die «Abfälle» der Grappa-Produktion, die zu Würfeln gepresst und getrocknet werden, sodass der Meister sie später als

Brennmaterial verwenden kann. Und die daraus entstehende Asche geht zurück an die Tresterlieferanten, also auch an unseren Schweizer Rebbauern, die das mineralstoffreiche Pulver als Dünger in ihre Felder und Rebberge unterpflügen können. Der ökologische Kreislauf wäre somit geschlossen.

Romano Levi und seine Gesellen arbeiten ausschliesslich nach Altvätertradition. Heizöl kennt man nicht, die Etiketten für die Grappa-Flaschen werden, wie bereits gesagt, von Hand zurechtgerissen, beschriftet und aufgeklebt. Allerdings hat die Moderne in Details auch vor der Distilleria Levi nicht Halt gemacht: Die beiden «Exib»-Schilder in der Brennerei mussten auf Geheiss der EU-Norm angebracht werden, ebenso eine Glühbirne im Innenhof der Brennerei ...

Zur Tradition gehört es, dass Besucherinnen und Besucher vor einem möglichen Kauf (noch hat Signore Levi sich nicht entschieden, ob er heute verkaufen mag) zuerst degustieren dürfen. Ganz kleine Fläschchen, an einer Packschnur befestigt, werden ins Fass hinabgelassen und würdevoll – wie es sich für einen Grappa aus dem Hause Levi schliesslich gehört – wieder hinaufgezogen. Und deshalb hat Christian mir gegenüber einen unbezahlbaren Vorsprung: Er hat tatsächlich schon einmal Levi-Grappa gekostet, ich nicht – denn die beiden Flaschen, die Christian käuflich in Neive erwerben konnte, die stehen noch ungeöffnet an einem Ehrenplatz. Eine in Boll, die andere seit einigen Tagen in Wohlen.



# Liebe Stadt Burgdorf, danke für die 10'000-Franken-Spende!

“ So kurz vor Weihnachten erwarten Sie bestimmt eine etwas feierliche und besinnliche Kurzgeschichte. Ich fürchte bloss, dass ich Sie enttäuschen muss. Immerhin: Mit einer Bescherung der besonderen Art kann ich dennoch aufwarten. Ehrlich gesagt: Ganz schön fies, wie ich mich – unter dem hinterhältigen Pseudonym von Ursi Sigel, Gattin des Beat, der seinerseits die Karikaturen zu diesen Realsatiren zeichnet – 16 bekannten Adressaten gegenüber benommen habe. Ihnen wurde nämlich, im Namen eines Landfrauenvereins, für eine 10'000-Franken-Spende gedankt, die die Firmen doch gar nie gemacht hatten ... ”

In der heutigen Zeit wird zwar viel gemotzt, aber zu selten gedankt. Das muss doch nicht sein, schon gar nicht so kurz vor Weihnachten, dem Fest der Liebe. Und deshalb habe ich 16 Firmen und Institutionen – Swisscom, Post, DiAx, Loeb, Kantonalbank, Stadt Burgdorf, CS, BKW, Mobiliar, Migros-Genossenschafts-Bund Zürich, Coop Schweiz, Berner Versicherungen, Securiton, IBM, Swatch und UBS – einen Brief zukommen lassen. Und für die Überweisung von 10'000 Franken – von meiner Bank ausdrücklich bestätigt! – für den Unterhaltungsabend eines Landfrauenvereins gedankt. Doch damit nicht genug: «Es wäre uns eine Ehre, wenn jemand aus Ihrem Unternehmen am Unterhaltungsabend dabei sein könnte, damit wir Ihnen persönlich danken können», stand

da zu lesen. Und dass der Landfrauenverein gerne ein Werbeband der edlen Spenderin hinter dem Rednerpult aufstellen und die Firma bei der Festansprache namentlich nennen möchte, mehrmals. Nun denn, wie reagieren die Sponsoring-Profis, wenn Ihnen für etwas gedankt wird, das sie gar nie angestellt haben?

An dieser Stelle sei Ursi Sigel gedankt, die nicht bloss ihre Adresse zur Verfügung gestellt hat, sondern sich auch noch telefonisch mit dem einen oder anderen erstaunten Spender herumgeschlagen hat. Und die allererste Reaktion, die kommt von Frau Egger von einem beliebten Berner Warenhaus am «Loeb-Egge», schätzungsweise nur zwei Stunden, nachdem der Brief auf einem Pult liegt. Nein, das sei bestimmt ein Fehler, ein Missverständnis, man könne bei Loeb keine solche Überweisung feststellen und deshalb wäre es hilfreich, man könnte eine Kopie der Bankanweisung faxen, nicht damit Dritte womöglich zu Schaden kämen. Aber eben, das mit der Kopie, diesen Wunsch kann man Frau Egger nicht erfüllen, aus den bekannten Gründen. Immerhin: Nach Auflösung des Rätsels muss sie spontan lachen. Und einige Tage später kommt gar ein originaler Brief daher, von Maria Forciniti (Direktionssekretariat) signiert, die uns für den Unterhaltungsabend die Loeb-Werbeabteilung mit drei Sattelschleppern voravisiert ...

The day after wollen mehrere PR-Leute doch Näheres zur Sache bei Ursi Sigel in Erfahrung bringen. Eugen Zumbrunn von der UBS, zum Beispiel, fällt vor allem

durch Humor und Lockerheit auf, nichts von verbissenem Banker-Getue. Im persönlichen Gespräch, so Zumbrunn, lasse sich alles doch viel einfacher (erklären). Als er zum Schluss erfährt, worum es wirklich geht, da kann er sich offenbar ein «Dä Bornhuser isch doch e Luuuuschreib!» nicht verkneifen. Wie Recht er doch hat. In eine ähnliche Richtung äussert sich Kollega Hansjörg Leibundgut von der Berner Versicherung («Dä Bo isch es Schlitzohr!») – dies, nachdem er ebenfalls auf die Souveräne bei Ursi Sigel um Details nachgefragt und ständig etwas von einem Missverständnis gesprochen hat (Kunststück).

Besonders gespannt bin ich natürlich auf die Reaktion meiner eigenen Arbeitgeberin respektive der Zürcher Zentrale. Und

besagtes Echo kommt relativ rassig daher, erst einmal intern, ebenfalls am Tag danach, in Form einer telefonischen Abklärung von Elisabeth Steiner. Meine Kollegin in Schönbühl, Barbara Siegenthaler, mit mir unter einer Decke steckend, mimt die Unschuld vom Lande: «10'000 Franken, sagen Sie? Nein, eine solche Spende an einen Landfrauenverein haben wir bestimmt nicht gemacht, das wüsste ich sicher, zumal das Dorf ganz in der Nähe meines eigenen Wohnorts liegt ...» Am nächsten Tag deshalb der externe Anruf zu Ursi Sigel. Nein, in der Migros sei nichts bekannt. Undsoweiterundsofort. Intern rauscht es danach churzspitz im Walde, weil öppet anderes aus Zürich die Bo-Idee nun überhaupt nicht lustig findet. Ganz im Gegenteil. Geht den Leuten von DiAx ebenso. Sygseso.



Formell und korrekt kommt die Antwort der Stadt Burgdorf daher, innerhalb von 48 Stunden, eingeschrieben und unterschrieben von Hans-Urs Haldemann, dem Sekretär für Kulturelles (mit Kopien an den Stadtpräsidenten und die Finanzverwaltung): «Ihr Schreiben an die Direktion Kulturelles haben wir erhalten. Unsere Abklärungen haben ergeben, dass weder ein rechtsgültiger Beschluss über eine Spende von Franken 10'000.– an den besagten Landfrauenverein vorliegt, noch eine entsprechende Zahlung durch unsere Finanzverwaltung ausgeführt wurde. Sollte Ihnen dieser Betrag überwiesen worden sein, muss ein Irrtum vorliegen und wir bitten Sie, uns den Betrag mit beiliegendem Einzahlungsschein zu überweisen. Dem Unterhaltungsabend der Landfrauen wünschen wir, auch ohne Spruchband, viel Erfolg.»

Auch die BKW, die IBM Schweiz, die Berner Kantonalbank und die Securiton reagieren noch – auf die Hochanständige – vor Ablauf des Ultimatums, dem angeblichen Unterhaltungsabend des Landfrauenvereins. Von Swisscom, Mobilier, Swatch (ja, ja, Herr Hayek, wenn man nicht alles selber macht, gell ...), der Coop Schweiz, der Credit Suisse sowie der Generaldirektion der Post zu Bern hingegen fehlt jede Spur. Aber wer weiss – vielleicht stehen die Verantwortlichen dieser Firmen schon längst samt Werbeband vor dem Versammlungslokal. In diesem Sinne: Frohe Weihnachtstage. Und ein tolles 2001!

# ...26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40...

“Halten Sie Sorge zu Ihren Erinnerungen, denn zum Schluss werden sie noch das Einzige sein, was Ihnen bleibt.» Das ist keine philosophische Feststellung meinerseits, sondern eine Passage aus dem Simon & Garfunkel-Song «Old friends». Je älter, desto zahlreicher die Erinnerungen. Und dann und wann kommen einem sogar Episödchen in den Sinn, die fast in Vergessenheit geraten wären, hätte sie da ein aktuelles Erlebnis nicht aus dem Langzeitgedächtnis reanimiert. So zum Beispiel neulich, anlässlich der doch eher ungewöhnlichen Präsidentschaftswahl in Florida. ●●

Cousin Urs und ich haben während unserer Single-Zeit vor ungefähr 25 Jahren jede Menge Reisen zusammen unternommen, kreuz und quer und rund um die Welt; keine Region war vor uns sicher. Auch Washington D.C. nicht. Es ist übrigens erstaunlich, was man in der amerikanischen Hauptstadt so alles sehen und erleben kann, live. Besuche im White House und im Capitol sind deshalb ein Muss, schliesslich will man ja Öppis für seine Allgemeinbildung tun. So auch Cousin Urs und ich. Und das unter dem Motto, nach dem ich auch heute noch lebe, nämlich «Wett Öppis Bestimmts wosch erreiche, denn muesch mängisch e chly fräch sy» (einzige Einschränkung bei der Sache: Das alles darf nicht auf Kosten Dritter gehen). Cousin Urs und ich, beide mit Viertagebart und in Jeans, schliessen uns einer anderen Touristengruppe zur offiziellen Führung im Capitol an, derweil unter der mächtigen Kuppel der

mächtige Senat tagt, mit Ted Kennedy und so.

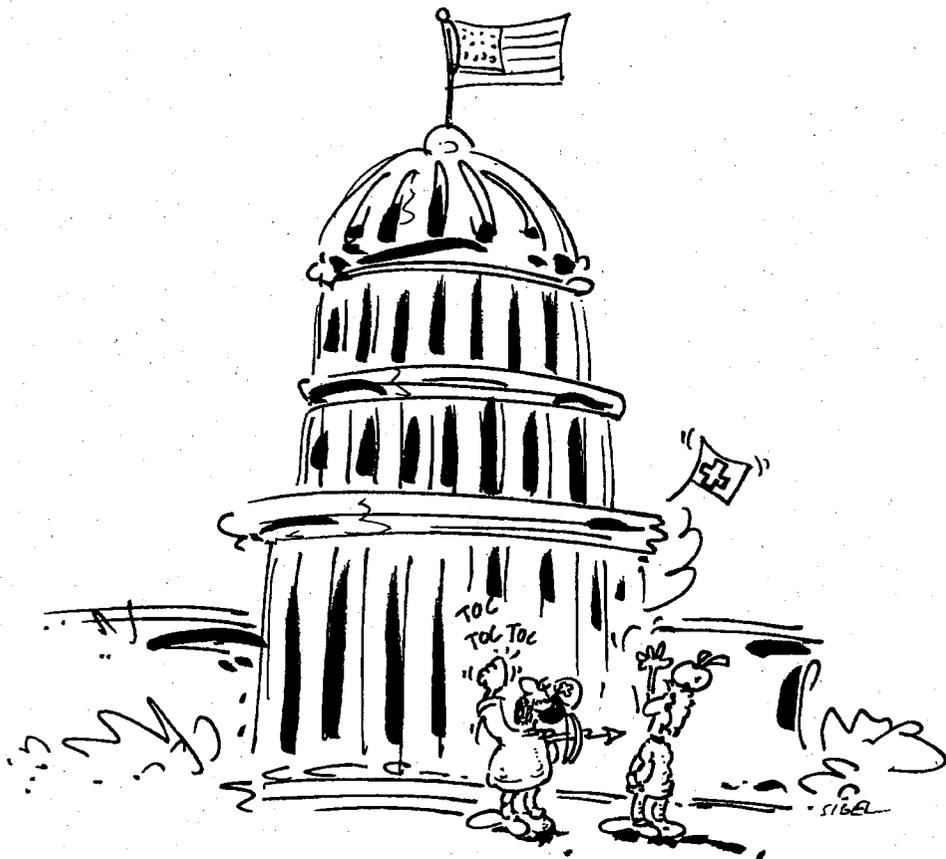
Den Touristen ist es aus Sicherheitsgründen untersagt, die Debatten live zu verfolgen, zumal auch die Zuschauertribüne viel zu klein für die viel zu vielen Besucher ist. Cousin Urs und ich mögen uns nicht damit abfinden, wir möchten zu gerne rein. Geht aber nicht, aus den erwähnten Gründen. Ein erster Sicherheitsbeamter erklärt uns ganz anständig, weshalb dem so ist. Just too bad. Also versuchen wir es am anderen Eingang, dieses Mal mit Überraschungseffekt: «Burkhardt and Bornhauser, we are Congressmen from Switzerland», bekommt ein staunender Security-Mann zu Ohren. Hätte er drei Augenbraunen gehabt, er hätte sie wohl alle drei hochgezogen, nicht bloss deren zwei. Und dennoch: Er ist leicht irritiert. Unsere Chance! Sofort beginnen wir von Wilhelm Tell zu erzählen, vom Rütlichswur, von den Habsburgern und von Henri Dunant in Solferino. Er will unsere Ausweise sehen, sozusagen unsere parlamentarische Immunität überprüfen. Cousin Urs und ich, immerhin angebliche Nationalräte, geben uns leicht beleidigt, weil man uns hier nicht (er)kennt. Dafür bekommt der Mann gratis und franko eine Nachhilfestunde in Staatskunde. Und, dass das amerikanische System mit Senat, Kongress und Repräsentantenhaus ohnehin unter unserer Berner Bundeshauskuppel mit Ständerat, Nationalrat und Vereinigter Bundesversammlung abgekupfert wurde. Ob so viel politischer Bildung erhalten Cousin Urs und ich daraufhin

einen Freipass für das gesamte Capitol. Apropos: Ted Kennedy haben wir tatsächlich live erlebt. Für ein Autogramm allerdings hat's dann aber doch nicht ganz gereicht ...

Cousin Urs und ich haben uns noch bei anderer Gelegenheit eine falsche Identität gegeben, allerdings bei einer weit weniger hochkarätigen Sache. In Soho wollten wir einmal einen XXX-Kino besuchen, was aber nur eingeschriebenen Mitgliedern möglich war – und als solche konnte man sich, gegen eine Gebühr von

einem Pound Sterling, auf der Stelle in ein Register eintragen. Seither sind dort die Namen der Herren Brown & Boveri from Switzerland verewigt.

Stichwort Cousin Urs: Laut heute noch vorhandener Urkunde hatten wir beide am 31. August 1976 das uneingeschränkte Vergnügen, mit der Concorde die Strecke Genf–Casablanca–Paris zu fliegen. Mit Mach 2. Und das alles für 220 Franken, der Zubringer von/nach Zürich in erster Klasse der Air France inbegriffen – aber das wiederum ist eine andere



Geschichte. Nun, wie es sich bei einer derart einmaligen Sache gehört, habe ich meinen Fotoapparat dabei, damit mich Cousin Urs abbilden kann: Ich vor der Concorde, ich in der Concorde, ich im Cockpit, ich bei Kaviar und Champagner, ich neben der Geschwindigkeitsanzeige, ich aus dem Fenster schauend, ich mit Hostess, ich im Gespräch mit dem Captain undsoweiterundsofort. Und sogar der eingelegte Film zeigte sich zum Schluss des eintägigen Trips von seiner aussergewöhnlichsten Seite: Aufnahme 34, Aufnahme 35, Aufnahme 36, Aufnahme 37, Aufnahme 38, Aufnahme 39... Immerhin: Es war das erste und letzte Mal in meinem Leben, dass ich einen Film derart unbrauchbar eingelegt habe.

Und wenn wir schon bei Ungeschicktem sind, noch husch zu meiner Autofahrprüfung im Jahre 1971. Nach 20 Fahrstunden zu je 18 Franken (bei einem Monatslohn von 900 Stutz) macht mein Fahrlehrer eine Art Generalprobe mit seinem Schützling, da meine Prüfung unmittelbar bevorsteht. Dummerweise überfahre ich bei diesem letzten Test schier eine betagte Dame auf dem Fussgängerstreifen, sodass Herr Wägeli aus Wagenhausen meine Anmeldung rassig zurückzieht und mich nochmals 20 Stunden schmoren lässt. Dann kommt er aber doch noch, der Prüfungstag. Zuerst ist die Theorie angesagt, danach sofort die Praxis. Als Erster aller Prüflinge gebe ich den Fragebogen ab (dreimal 20 Fragen, wobei höchstens dreimal 2 falsch sein dürfen), verschwinde lockerlässig aus dem Theoriezimmer und warte im Auto auf den Experten. «Na, wie war ich?», will ich einige Minuten später wissen, als dieser zusteigt. «17 Fehler, Herr Bornhauser, eine Katastrophe. Sie müssen nochmals zur Theorie antreten. Fahren Sie jetzt aber einmal los. Mal sehen, was Sie in der Praxis draufhaben.»

Und so fahre ich in Schaffhausen herum, recht professionell, wie mir scheint. «Biegen Sie dort oben links ab», heisst es in der Altstadt. Borni spurt links ein, Blinker raus – und rein in die Strasse. «Und nun halten Sie an und fahren rückwärts», lautet der nächste Befehl. Borni – clever, clever! – wechselt die Strassenseite und fährt rückwärts aus der Gasse raus. 30 Meter später stehen wir ungefähr dort, wo ich Augenblicke vorher links eingebogen bin. «Was, Herr Bornhauser, glauben Sie, ist das für ein Verkehrsschild, dort oben?» – «Das ist das Zeichen für eine Einbahnstrasse», stelle ich mit Überzeugung fest. Juhuduhui! Aber der Mann ist grosszügig mit mir. Weil ich sowieso die Theorie noch einmal machen muss, lässt er mich die praktische Prüfung – trotz missachteter Einbahnstrasse (na ja, immerhin habe ich das Zeichen ja nachträglich als solches erkannt) – bestehen.

# Von der Quadratur der Kreisel

“*Verkehrsplaner, Politiker und Ingenieure überraschen hierzulande immer und immer wieder mit genialen Einfällen – im wahrsten Sinne des Wortes! – rund um ihre Kreisel. Und wenn man bedenkt, dass die Bauzeit eines ganz gewöhnlichen Schweizer Kreisels sich ungefähr mit jener deckt, die Kobe nach dem verheerenden Erdbeben von 1997 zum Wiederaufbau seines total zerstörten Autobahnnetzes benötigte, dann ist man geneigt, zum Guinness-Buch-der-Rekorde zu greifen. Eigentlich erstaunlich, ist noch niemand auf den Gedanken gekommen, jeweils eine grosse Bronzestatue des verantwortlichen Kreisel(-)Oberingenieurs ins Innere eines Kreisels zu stellen, als unvergängliche Erinnerung an seine Heldentat, ähnlich jener Kim Il Sungs im nordkoreanischen Pjöngjang, wo der längst verstorbene Grosse Führer den Seinen noch immer den Weg ins (sozialistische) Abseits weist.*”

Zumindest das Langzeitgedächtnis funktioniert bei mir noch tipptopp. Als 1992 bekannt wurde, dass Visionäre in Zollikofen beim «Kreuz» einen Kreisel mit Pflastersteinen – Handmade in Switzerland – realisieren würden, kam mir nur ein Wort in den Sinn: «Dachschaden.» Und dieses Langzeitgedächtnis sagt mir auch, dass ich mich noch gewundert habe, weshalb Steuerzahlerinnen und Steuerzahler, im wahrsten Sinne des Wortes, mucksmäuschenstill zuschauen, wie man ihr Geld in Grund und Boden verlockt. Nun, heute weiss man, was der

Spass seit der Umsetzung gekostet hat: Laut «Berner Zeitung» sind es 1'300'000 Franken. Und selbstverständlich ist – wie immer in solchen Fällen der allgemeinen und/oder politischen Kollektivschuld – niemand verantwortlich. Wozu auch? Man habe sich, so steht im «Bund» zu lesen, im Laufe der Jahre und der verschiedenen Sanierungen (!), ja nur auf «Expertenaussagen und Erfahrungswerte berufen, die sich nun als falsch herausgestellt hätten». So einfach ist das.

Langsam, langsam, liebe Leserinnen und Leser! S.e.l.b.s.t.v.e.r.s.t.ä.n.d.l.i.c.h. kommen wir noch auf das zweite Unikum in Zollikofen zu sprechen, das sich Kreisel nennt: Auf den Kreisel mit integrierter Rotlichtanlage (Sie da! Hören Sie bitte sofort auf zu lachen! Das gibt es nämlich wirklich, als Quadratur des Kreisels sozusagen). Ich fahre dort täglich vorbei. Immer ist der Verkehrsfluss gewährleistet, ausser, das Rotlicht lasse einen Rückstau fast bis nach Moosseedorf entstehen, wo seit Monaten schon (!) an der neuesten Errungenschaft schweizerischen Strassenschaffens gewerkelt wird, an einem (asymmetrischen) Kreisel. Zurück aber nach Zollikofen. Ich nehme an, dass das Rotlicht in Zusammenhang mit den öffentlichen Verkehrsmitteln aufleuchtet, für ihre ungehinderte Durchfahrt. Geht durchaus okay, selbst wenn dadurch der Individualverkehr in Stosszeiten dem Erliegen kommt. Allerdings habe ich noch nicht herausgefunden, weshalb die Lichtsignalanlage dann und wann spontan in Funktion tritt, auch wenn weit und breit kein Bus zu sehen ist. Nun, vermutlich wird hier ein direkter Zusammenhang mit dem Kreisel bei Märstetten im Kanton Thurgau bestehen, um den Ver-

kehrsfluss auf der Hauptachse Lissabon-Amriswil aufeinander abzustimmen und zu gewährleisten.

Von Leonardo heisst es, er sei in der Lage gewesen, einen perfekten Kreis aus freier Hand aufs Papier zu zeichnen, ohne Hilfsmittel. Das können unsere Ingenieure anerkanntermassen nicht, und deshalb dauert halt so ein Kreiselbau in Schweizerlanden etwas länger. Zum Beispiel in Kirchlintach. «Die» haben seit einiger Zeit auch einen Kreisel, dorfeingangs (oder -ausgangs, je nach Fahrtrichtung). Lange, lange Zeit war dort bloss ein provisorischer Belag vorhanden, recht gefährlich für Roller wie Bo. Nach einigen Monaten des provisorischen Zustandes habe ich mir erlaubt, den Behörden zu schreiben. Die Antwort kam dann auch prompt und freundlich (weil, wie erwartet, nicht die Gemeinde, sondern der Kanton zuständig war). Grundtenor des Briefes: «Ihr Anliegen ist auch unser Anliegen.» Und siehe da, einige Monate später konnte man sogar gefahrlos in den Kreisel einfahren. Das nenne ich doch vorgelebte Effizienz!

Sie sehen das schon richtig, liebe Leserinnen und Leser: Wer im Glashaus sitzt, der sollte nicht mit Steinen um sich werfen. Denn: Der Kreisel in meiner eigenen Wohngemeinde gibt ebenso zu denken. Zwar wunderschön begrünt, pyramidenförmig,

sodass jeder Landschaftsgärtner seine Freude dran hat, aber den entgegenkommenden Verkehr, den sieht man in Hinterkappelen nun überhaupt nicht mehr. Eine Art Blindlandeanflug ist angesagt, vor allem jetzt, im Herbst, wenn es noch leicht neblig ist. Nun, sollte es deswegen einmal tättschen oder chlöpfen, im Kreisel, dann hilft bestimmt Joseph Nemeth von der unmittelbar neben dem Kreisel liegenden Ferrari/Maserati-Garage sicher gerne mit einem Ersatzauto aus.

PS: Die beiden Kreisel zu Zollikofen haben sich offenbar derart stark im Bewusstsein der Gemeindebehörden verankert, dass sogar das neue, ebenso visionäre Gemeinde-Logo die beiden Dinger andeutet. Schauen Sie sich das Logo ruhig einmal genauer an! Na bitte, was habe ich gesagt?



# Sie haben sich über die dänischen Tannenbäume aufgeregt?

“ *«Flach wie eine Briefmarke», so der Volksmund, sind wir von der Migros Aare in der Öffentlichkeit herausgekommen, nach der «Kassensturz»-Sendung über unseren Import von dänischen Weihnachtsbäumen. Über diesen Import darf/soll man ausdrücklich denken, wie man will. In der heutigen Kurzgeschichte geht es auch nicht darum, meine Arbeitgeberin zu rechtfertigen oder in Schutz zu nehmen, sondern «nur», um Ihnen einmal 1:1 aufzuzeigen, wie ein «Kassensturz»-Beitrag – sicher im Sinne der berühmten Ausnahme – die öffentliche Meinung beeinflussen kann, wenn den Zuschauerinnen und Zuschauern wichtige Informationen ausnahmsweise nicht vermittelt werden.* ”

Peter Wettler, ehemaliger Leiter des «Kassensturz», hat, in meinem Beisein, vor vielen, vielen Jahren einmal damit plagierte, wie seine Beiträge ab und zu zurechtgebogen wurden. Originalzitat: «Bei einer Kontroverse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gehen wir zuerst immer zum Arbeitgeber. Dieses Interview findet vorzugsweise in einem engen Raum statt, möglichst mit zusätzlichen Lichtquellen, die Wärme abgeben. Die Kamera dann möglichst nahe ran, so schräg von unten, das wirkt immer gut. Zeitdruck. Erst danach gehen wir zum 'Büetzer'. Dieser kann sich den Stand-

ort für sein Interview selber aussuchen, damit es ihm wohl ist. In der freien Natur ist das jeweils geeignet, weil wir dann auch die Kamera relativ weit weg aufstellen können. Der 'Büetzer' kann sich auch abschliessend zu den Aussagen seines Chefs äussern («Und was sagen Sie zur Behauptung Ihres Chefs, dass...»).» Merkwürdig, nach der «Kassensturz»-Sendung über die dänischen Tannenbäume im vergangenen Monat hallen mir diese Worte in den Ohren, als wären sie erst vor einigen Wochen ausgesprochen worden.

Im Vorfeld der «Tannenbaum»-Story lehnen mich die «Kassensturz»-Macher als Gesprächspartner der Migros Aare konsequent ab. Mehr noch: Mit der schon fast peinlichen Drohung, «wir werden das juristisch prüfen lassen, ob wir Sie nicht ablehnen können», wagt sich Produzent Peter Salvisberg doch ein bisschen sehr weit auf die Tannäste hinaus. Grund des Streits: Die selber aufgestellte Regel der TV-Macher, in ihren Beiträgen «grundsätzlich keine Pressesprecher zu Wort kommen zu lassen». «Kassensturz»-Chef Hansjörg Utz



nach der Sendung in einem geharnischten Brief an meinen Boss: «In unserer Sendung sollen jene Firmenvertreter zu Wort kommen, die einen Entscheid zu verantworten haben. Dass wir bei der Migros Aare von diesem Grundsatz abgewichen sind, muss die absolute Ausnahme bleiben.» Womit bereits gesagt wäre, dass der «Kassensturz» mit mir Vorlieb nehmen musste. Denn: Auch wir haben, als selbstbewusstes Unternehmen, Grundsätze. Und die besagen beispielsweise, dass allein wir bestimmen, wen die Migros Aare zu einem Medientermin delegiert. Daniel Mennig, verantwortlicher Redaktor des Beitrags, verrät mir vor dem Interview, weshalb der «Kassensturz» mit Pressesprechern nichts anfangen kann: «Die sagen wenig.» Nun ja, zumindest vermutlich nicht das, was der «Kassensturz» für eine knackige Story brauchen könnte ... Und ich dachte immer, der «Kassensturz» wolle seine Zuschauerinnen und Zuschauer in erster und zweiter Linie so gut und so objektiv als möglich informieren.

Der Beitrag über die importierten Tannenbäume aus Dänemark zieht den Volkszorn auf uns, denn mit keinem Wort wird den Zuschauerinnen und Zuschauern erklärt, dass die Schweizer Produzenten seit jeher nur die Hälfte der ungefähr 1,3 Millionen Tannen, die jährlich in der Schweiz benötigt werden, selber produzieren können und, im Gegenteil, zum Teil selber tatkräftig Tannenbäume aus Dänemark importieren. Vielmehr wird suggeriert, die Schweizer Produzenten könnten den einheimischen Markt flächendeckend beliefern. Auch der Umstand, dass 80% der Tannenbäume von den Produzenten direkt verkauft werden und nur jeder zehnte Christbaum aus der Migros kommt, blieb unerwähnt. Und haben Sie gewusst, dass die Migros Aare heute

praktisch 90% Edeltannen verkauft, von denen es in der Schweiz ohnehin viel zu wenig gibt? Wie bitte, was meinen Sie? Weshalb ich das im Interview nicht gesagt hätte? Habe ich doch. Nur ausgestrahlt wurden diese Aussagen nicht.

Stichwort Lastwagentransporte aus Dänemark. Weil die «Kassensturz»-Macher mir nie und nimmer glauben werden, dass die Tannenbäume bereits vor dem vorgesehenen Zeitpunkt mit einem Schweizer Lastwagen ins Shoppyland angeliefert wurden, schlage ich ihnen – wohl in einem Anflug von Masochismus... – vor, einen Dänen-Laster extra für den «Kassensturz» umleiten und vorfahren zu lassen, damit die TV-Macher im Film doch noch zu ihrem Corpus delicti kommen. Sie sind von der Idee begeistert – da spielen zusätzliche Lastwagen-Kilometer plötzlich überhaupt keine Rolle mehr ... Vor laufender Kamera erzählt ihnen der Fahrer, dass er vermutlich noch für die Rückfahrt laden werde. Und noch ganz andere wissenswerte Sachen rund um die geniale Logistik und um die Lastwagenflotte seiner Firma. Das alles bleibt dem Publikum vorenthalten. Auch – dies nur nebenbei – der Umstand, dass jener bisherige Lieferant der Migros Aare, der am TV am meisten gegen die Migros wettet, selber einschlägige Erfahrungen beim Import von Tannenbäumen hat.

Aus purem Gwunder habe ich mich Tage danach bei einem wichtigen Marktpartner umgesehen. Und gestaunt. Dort ist auf der Herkunftsdeklaration der Tannenbäume teilweise Folgendes zu lesen: «Herkunft: CH/D/DK». Kein Käufer weiss also, woher genau seine Tanne kommt. Offenbar ist es das, was der «Kassensturz» toll findet. Henusode.

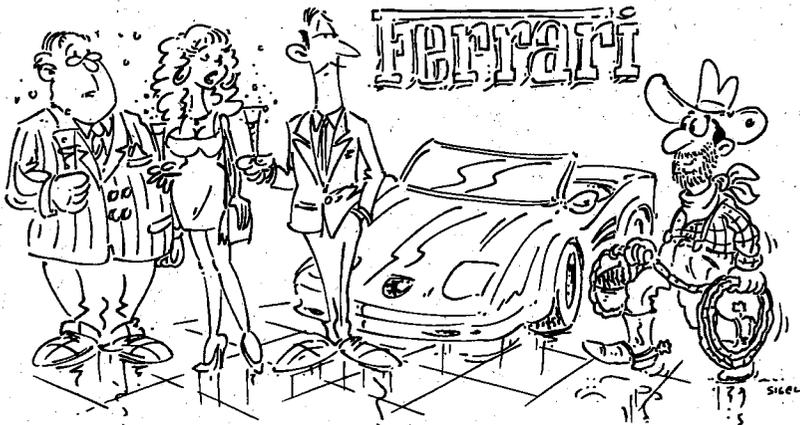
# Von den Schönen und den Reichen ...

“ Vor wenigen Wochen wurde in Hinterkappelen eine Ferrari/Maserati-Garage eröffnet. Und im Vorfeld der offiziellen Einweihung, zu der alles geladen war, was in dieser Auto-Welt Rang und Namen hat, gab es nur ein einziges Thema: Kommt er zur Party? Oder kommt er nicht? Mit ER war der zur Zeit prominenteste Ferrari-Fahrer gemeint: Michael Schumacher. Schumi hin oder her, so eine Veranstaltung ist für einen Realsatiriker ein Muss. Und damit es zum Schluss nicht noch vergessen geht: Merci, Katharina und Joseph Nemeth für die Einladung! ”

Das weltbekannte springende Pferd aus Maranello, Symbol für Traumautos schlechthin, weist auf den Hinweistafeln den Weg zum Parkplatz für Geladene, VIPs und Promis im weniger weltbekannten Hinterkappelen. Auf der frisch gemähten Wiese stehen AMG Mercedes,

Dodge Viper, Jaguar E oder BMW Montana artig nebeneinander. Im Vergleich zu den schätzungsweise 20 roten Ferraris auf den offiziellen Kundenparkplätzen rund um das Verkaufslokal wirken sie wie billige Schlitten der Mittelschicht; mein Roller erst recht. Ein erbärmliches Bild, das sich da bietet. Einer aus dem Proletariat, der auch keinen Ferrari vermag und sich dennoch zeigen will, macht verzweifelt mit einem aufheulenden Porsche Carrera-Motor auf sich aufmerksam.

Im Verkaufslokal hat sich die Prominenz eingefunden. Meistgehörter Satz bei der Begrüssung: «Tschou, ig weiss di Name leider nüm.» Diese Feststellung wiederum hat nichts mit der nach Herrn Alzheimer benannten Krankheit zu tun, sondern zeigt eindrücklich, wie diskret man sich in diesen Kreisen der Reichen (meist männlich) und der Schönen (meist weiblich) gibt. Diesem Comment werde ich mich heute anschliessen und deshalb niemandem beim Namen nennen (sonst



kommen die Steuerbehörden womöglich noch auf den Gedanken, gewisse Unterlagen von Herrn X oder Frau Y genauer zu checken). Immerhin, eines darf ich Ihnen verraten: Unser Party-Paar #1, das westlich des Urals keine sich bietende Gelegenheit auslässt, um sich in der Haute Volée zu zeigen, die (ebenfalls) nicht genannt sein wollenden Shawne Fielding und Thomas Börer, war in Hinterkappelen nicht auszumachen, jedenfalls nicht offiziell.

Es werden Häppchen serviert, der Champagner gereicht. Als Oberkellner mache ich den Clown und Künstler Marco Morelli aus: «Wie chunnsch denn du dahäre?», wollen wir voneinander wissen. Morelli als Servierboy, da sind doch gewisse Zweifel angebracht: «He, Marco, weisch überhaupt, wott hie bisch? Wosch no husch en automobile Schnällkurs? Ferrari schrybt sech übrigens no immer mit F, gäll, nid mit Ph, trotz dr Rächtschrybereform.»

Es liegt ein schwerer Duft in der Luft. Allerdings riecht es nicht nach Abgasen aus dem Hause AGIP oder liegen gelassenem Gummi von Pirelli, als vielmehr nach Chanel 5, Shalimar oder Air du Temps. Für ein Landei wie mich ist es schon beeindruckend, was da live alles geboten wird: Einer erscheint zum Beispiel mit zwei Bodyguards, als ob Hinterkappelen Partnerstadt von Palermo oder Moskau wäre. Und ein anderer parkiert seinen roten F512 derart knapp hinter seinen Vordermann, dass jener nicht mehr hinausmanövrieren kann (und, dies nur nebenbei, zu hyperventilieren beginnt, weil sich der Parksünder lange nicht ausmachen lässt). Vom offiziellen Wohlen (Hinterkappelen gehört zur politischen Gemeinde) ist zumindest in der Zeit, da ich mit stauenden Augen rumspaziere, keiner zu sehen, obwohl die neue Garage doch einige neue Arbeitsplätze und Renom-

mee schafft. Nun gut, vielleicht ist das damit zu erklären, dass der Gemeindepräsi ein Roter ist (nicht identisch mit Ferraristi) und dass der bekannteste Autofahrer zu Wohlen «nur» ein Leicht-Elektromobil (LEM) mit einem Leu als Markenzeichen spazieren fährt.

Und nun, liebe Leserinnen und Leser, ist Staunen angesagt: Bereits für 37'800 Franken gehören Sie nämlich zu den Ferraristi! Nur soviel nämlich kostet bei Nemeths ein Mondial 3,2 Liter mit 260 PS und knappen 20'000 Kilometern auf der Nockenwelle. Merke: Das ist in etwa der gleiche Betrag, den man für einen Ford-Mondeo-Kombi samt Extras hinblättern muss. Nun gut, der Mondial eignet sich zwar weniger für 5-köpfige Familien samt Feriengepäck, dafür dreht sich beim Mondeo auch kein Schwein danach um.

Wie bitte? Sie meinen, dass so eine Ferrari-Garage etwas Einmaliges für eine Gemeinde wie Wohlen ist? Da muss ich Sie enttäuschen. Wir haben bereits eine solche Luxus-Garage, wenn auch nicht öffentlich, sondern privat. Ist man aber erst einmal dort drinnen, kann James Bond angesichts der F40 und F50 und F512 und so weiter zusammenpacken. 007 hat dort mit seinem lumpigen Lotus nun wirklich nichts zu suchen oder zu bestellen. Wo sich diese geniale Hightech-Garage befindet, wollen Sie wissen? Nun, auch das bleibt heute ein grosses Geheimnis ...

Apropos: Michael Schumacher hat während der beschriebenen Eröffnungsfeier Testfahrten in Monza absolviert. Nun munkelt man aber bereits zu Hinterkappelen, dass er nach Ende der diesjährigen Formel-1-Saison doch noch einmal ...

# Wann heisst es im Vatikan endlich, dass der Vati kann?

*Kürzlich ist mir Schlimmes passiert. Vor einigen Wochen habe ich eine Story über die Kreisel in Zollikofen geschrieben. Eine Kollegin meinte daraufhin: «Bo, du hast auch schon bissiger geschrieben. Ich bin enttäuscht. Sind dir in letzter Zeit die Zähne ausgefallen?» In der Boxersprache würde man da wohl von einem technischen KO in der ersten Runde sprechen. Und das wurmt. Aber ich kann auch anders.*

Meine Frau und die beiden Kinder sind katholisch, ich hingegen reformiert. Und so paradox das tönen mag: Ich war lange Jahre Fan der Pfarrei Sankt Mauritius in Bethlehem, wo Monika, Claudia und Patrick sozusagen akkreditiert sind. Pfarrer Joseph Ambühl war ein ganz Feiner, ebenso Jürg Meienberg, sein Assistent. Die beiden hatten Schmiss, wussten die Leute zu begeistern, mich inklusive. Nun, Pfarrer Ambühl ist vor einem Jahr in seinen wohlverdienten Ruhestand getreten, und Jürg Meienberg hat sich anderen Aufgaben zugewandt. Und der Rücktritt des Priesters Ambühl offenbart schonungslos den Notstand, in der sich die Katholische Kirche nicht erst seit gestern befindet, zumindest nicht in der Schweiz. Ein Notstand, von greisen Männern zu Rom hausgemacht, die um ihre Hausmacht zittern und noch im tiefen, tiefen Mittelalter leben, das zu Renaissance-Zeiten der Medicis aber auch nicht ohne war ...

Zurück aber nach 3027 Bethlehem. Weihnachtsfeier 2000. Weniger Leute als auch

schon haben sich eingefunden, an diesem heiligen Nachmittag. Um diesen wenig erfreulichen Umstand wenigstens optisch zu mildern, wurde die Trennwand in der Kirche gezogen, so dass die Sache noch halbwegs eine Gattig macht. Dabei, so versichert mir einer, der es wissen muss, sei das heute geradezu ein Grossandrang, verglichen mit dem, was sich an normalen Sonntagen versammelt. Wird bei uns, in den Kirchen der Reformierten, auch nicht viel anders sein.

Ein Singblatt wird verteilt. Mit Ausnahme des obligaten «Stille Nacht» sind lauter Lieder ausgewählt worden, die nicht in den Top 100 der Weihnachtshitparade figurieren. Kein Wunder wähnt man sich dann eher an einer Abdankung, denn am Fest der Freude ... Was für ein Unterschied zu den amerikanischen X-MAS-Songs, die wirkliche Fröhlichkeit verbreiten! Ironie der Sache: Bei der Heimfahrt ist im Autoradio Wolfgang Petri zu hören, mit der deutschen Version von «Jingle Bells». Was für ein Aufsteller! Und damit wir uns nicht missverstehen: Ich bin kein Anhänger Petris, kein Petri-Jünger.

Die Schwanzfeder der ganzen Feier ist dann aber die Eucharistie, ähnlich dem reformierten Abendmahl: Zelebriert wird es von einem – vermutlich eingeflogenen – Geweihten aus deutschen Landen, weil die Bethlehemer zu Bern keinen eigenen Priester mehr im Sortiment führen. Nichts gegen den Mann, aber selbst für weniger geübte Kirchgänger wie mich ist es offensichtlich, dass dieser Priester zu keiner Zeit den Draht zu seiner (...) Gemeinde findet. Wie auch? Und im Gedanken stelle ich mir



vor, dass draussen vor der Kirche ein Taxi mit offener Türe und laufendem Motor wartet, weil der Priester sofort und in Akkord zur nächsten Kirchgemeinde abraschen muss.

Und bevor Sie mir rechts des roten Drehzahlbereichs zu drehen beginnen: Nein, das hier ist kein Vorwurf an die Leute des Pfarramts Sankt Maritus; im Gegenteil, sie machen ihre Arbeit unter diesen zum Teil weltfremden Umständen wirklich gut. Ich finde, zum Beispiel, dass Eveline Gutzwiller immer echt Hörenswertes zu sagen hat. Nur ist es ihr – nota bene, als ausgebildete Theologin! – eben verboten, die Eucharistie zu zelebrieren. Da muss schon ein lediger Priester her. Glaubt man einigen «Oberen» der Schweizer Katholiken, allen voran Bischof Kurt Koch, dann ist einzig das so genannte Zölibat der Beweis dafür, dass es ein Prie-

ster ernst meint, zu diesem Amt berufen oder dieses Amtes würdig ist. Und wissen Sie was? Ich befürchte, dass die guten Leute den Gugus (um es diplomatisch zu sagen), den sie da öffentlich vertreten, auch noch selber glauben. Hallo! Schwyzer Bischöf! Ufwache! Guete Tag! Mir läbe inzwüsche im 21., nümm im 15. Jahrhundert!

Es war noch selten bequem, unbequem zu sein. Bischof Koch, weshalb erteilen die wehrhaften Schweizer Bischöfe den Römern nicht eine helvetische Lektion, indem sie vorangehen (ist auch nicht unbedingt bequem) und die Zölibatsfrage im Alleingang lösen (was nämlich möglich ist!)? Was glauben Sie, was dann los wäre! Und wenn die Bischöfe dann schon dabei sind, können sie gleich auch

noch den Status der Frauen in der Katholischen Kirche aufwerten. Eine Eucharistiefeier mit Eveline Gutzwiller? Das wäre doch etwas! Aber eben: Die Befehle kommen halt anonym «von oben». Was der liebe Gott wohl dazu sagen würde?

Sie empören sich ob meinen Aussagen? Henusode, dann will ich Ihnen mal etwas flüstern. In unserem Bekanntenkreis haben wir einen so genannten Geweihten. Besser gesagt, hatten wir. Franz\* ist – und das meine ich ernst, wie übrigens alles andere in dieser Kolumne – möglicherweise der intelligenteste Typ, den ich überhaupt kenne. Er war lange Jahre in Rom und auf direktem Weg zu einer einmaligen Karriere in der Katholischen Kirche. Bis zu jenem für ihn verhängnisvollen Tag, da er sich verguckt hat. Inzwischen ist er irgendwo in der Schweiz glücklich verheiratet, hat eine zufriedene Familie, einen guten Job – ist aber, logo, nicht mehr in Amt und Würden. Die Kirche kann/will sich diesen Luxus leisten. Bis zum bitteren Ende. Nun gut, ihr Bier. Mich geht das ja nichts an, regt mich aber trotzdem auf. Fürchterlich.

\*Vorname geändert. Und: Alle Beteiligten erhalten direkt eine Kopie dieser traurigen Realsatire – der Saint Sièges in Bern (wie sich die Residenz des Päpstlichen Nuntius laut Telefonbuch nennt) ebenso wie Bischof Kurt Koch, Rolf Hostettler-Vitello von der Selbsthilfegruppe «Pfarreien in Not – wir bauen weiter» sowie die Pfarrei St. Mauritius in Bethlehem. Allerdings: Nur die beiden Letztgenannten sich aber wohl Sorgen um die Entwicklung machen. Leider.

PS: Diese Kurzgeschichte, im Februar 2001 veröffentlicht, hat unzählige Reaktionen provoziert. Nur eine Seite hat nichts verlauten lassen: Die «offizielle» Kirche, obwohl Bischof Koch und Päpstlicher Nuntius eine Kopie erhalten haben. Typisch: Augen zu, Ohren zu, Mund zu.

## **Damit wir uns richtig verstehen ...**

Diese Geschichten sind chronologisch geordnet, deshalb variieren diverse Angaben (nicht bloss mein Körpergewicht ...). Im Laufe der Zeit werden zum Beispiel die Kinder älter – und auch die Chefs wechseln (zuerst hatte ich das Vergnügen mit Peter Everts zusammen zu arbeiten, dann mit Gisèle Girgis, heute mit Herbert Bolliger). Und vor meiner Migros-Zeit (ab 1986), da war ich bei den Schuhfabriken Henke + Raichle, beim Hotelplan und bei Suchard-Tobler beschäftigt, deshalb auch Erinnerungen an diese Zeiten. Voilà, soweit zu den Gebrauchsanweisungen.



In dieser Serie bereits erschienen:

- «Churz vor em Ablösche», 1992
- «Churz nach em Ablösche», 1993
- «Sygseso», 1994
- «Mynetwäge», 1995
- «Henusode», 1996
- «So ischs Läbe, äbe», 1997 (zusammen mit Ursula Reinhard, Bern)
- «Süs ch no Frage», 1998 (zusammen mit anderen Gastautoren)
- «Päch für d'Schwyz», 1999 (zusammen mit anderen Gastautoren)
- «Soisches», 2000 (zusammen mit anderen Gastautoren)

Letztes Augenzwinkern des Autors: Allfällige Schreib-, Tipp- und Borthografiefehler sind ... beabsichtigt. Und die Rechtschreibereform findet erst ab Seite 156 statt.

